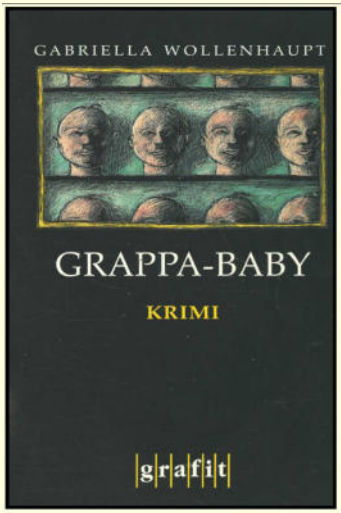
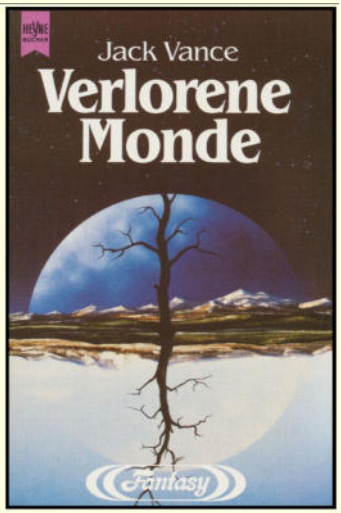
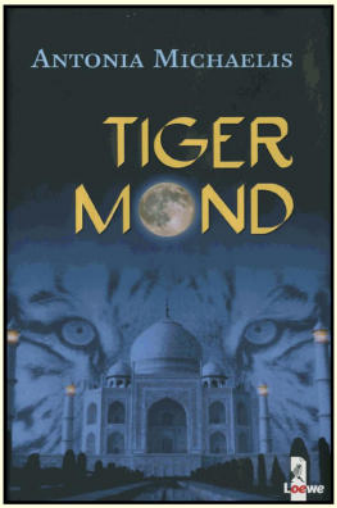
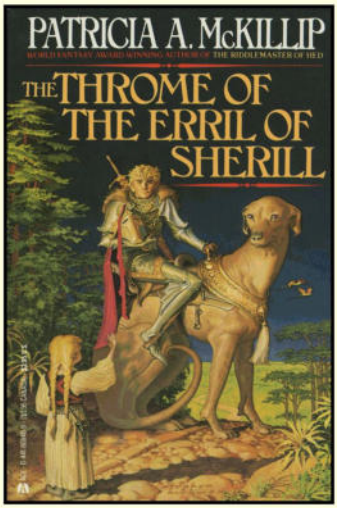
edfc









Fantasia 1164e

Aus der phantastischen Welt der Literatur

Fantasia 1164e
Herausgegeben von R. Gustav Gaisbauer.
ISSN 0934-1463 – 47. Jahrgang.
Das Magazin für phantastische Literatur erscheint als eBook nach Bedarf und wird per Email versandt.

Erster Deutscher Fantasy Club e. V.
Wolf-Huber-Straße 8 B · D-94032 Passau
edfc@edfc.de · www.edfc.de

Titelbild: Collage
EDFC-Logo: Helmut W. Pesch

Der EDFC ist als gemeinnützig anerkannt wegen Förderung kultureller und wissenschaftlicher Zwecke.

© 2024 – Nachdruck oder Weitergabe nur mit Erlaubnis des Verfassers oder der Redaktion.

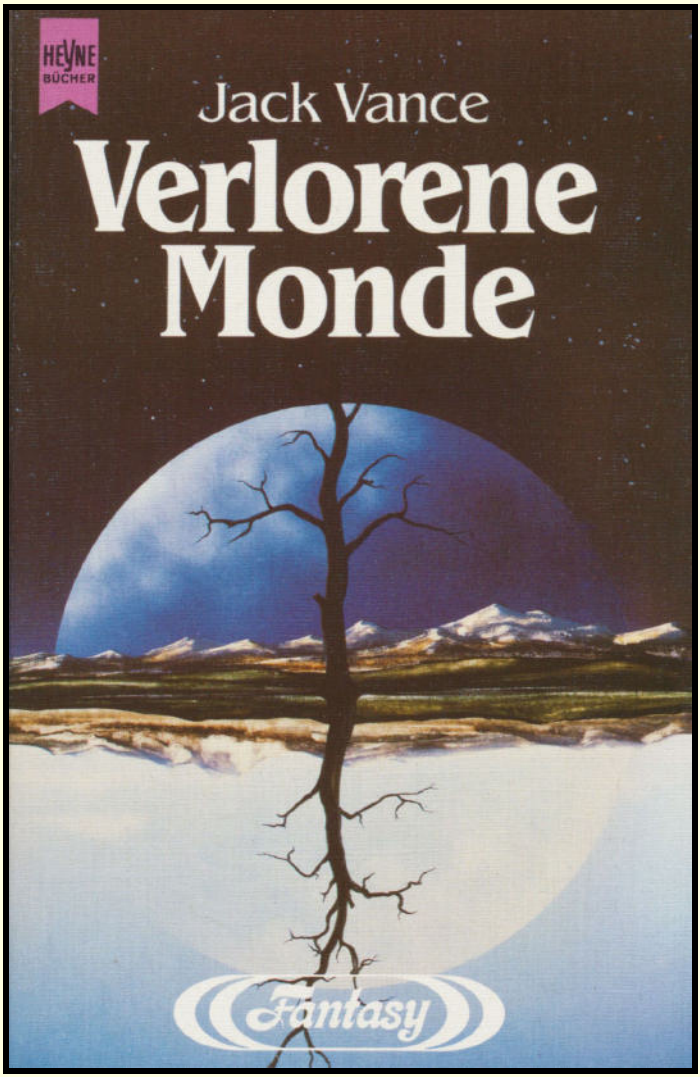
Passau 2024-10

AUS DER PHANTASTISCHEN WELT DER LITERATUR

Franz Schröpf

Fantasia 1164e – Magazin für Phantastik

edfc


HEYNE BÜCHER
Jack Vance
Verlorene Monde
Fantasy

*Vance, Jack: Verlorene Monde

Jack Vance [John Holbrook Vance, 1916–2013]
Verlorene Monde
***(Lost Moons*, 1982)**
Heyne 06/4384 (TB 282 S./DM 8,80)
München 1986
Aus dem Amerikanischen von Reinhard Heinz und Birgit Reß-Bohusch
Genre: Science Fiction

*1. „Der Weltersinner" (The World-Thinker, 1945)

Durch das offene Fenster drang der Lärm der Stadt – das Brausen des Luftverkehrs, das Gerassel der Rolltreppe an der Rampe darunter, das dumpfe Gebrumm aus den unteren Geschossen. Cardale saß beim Fenster und studierte ein Foto; der kurze Text darunter besagte:

FLÜCHTIG

Isabel May – Alter 21; Größe 165 cm, vollschlank.

Haarfarbe: schwarz (könnte gefärbt sein);

Augen: blau;

Besondere Kennzeichen fehlen.

Cardale richtete seinen Blick auf die Fotografie und betrachtete das hübsche Gesicht mit den ungemein zornigen Augen. Auf der Brust stand die Aufschrift: 94E-627. Cardale las weiter.

Zu drei Jahren im Frauenlager von Nevada verurteilt, hat Isabel May im ersten Halbjahr schon 22 Monate Haftverlängerung angesammelt. Vorsicht bei ihrer Ergreifung!

Das Gesicht, so überlegte Cardale, wirkte trotzig, rücksichtslos, aufgebracht, aber keineswegs brutal oder dumm. Es war vielmehr intelligent und empfindsam, also durchaus kein Verbrechergesicht, dachte Cardale. (S. 7)

Through the open window came sounds of the city—the swish of passing air-traffic, the clank of the pedestrian-belt on the ramp below, hoarse undertones from the lower levels. Cardale sat by the window studying a

sheet of paper which displayed a photograph and a few lines of type:

FUGITIVE!

Isabel May—Age 21; height 5 feet 5 inches; medium physique.

Hair: black (could be dyed).Eyes: blue.Distinguishing characteristics: none.

Cardale shifted his eyes to the photograph and studied the pretty face with incongruously angry eyes. A placard across her chest read: 94E-627. Cardale returned to the printed words.

Sentenced to serve three years at the Nevada Women's Camp, in the first six months of incarceration Isabel May accumulated 22 months additional punitive confinement. Caution is urged in her apprehension.

The face, Cardale reflected, was defiant, reckless, outraged, but neither coarse nor stupid—a face, in fact, illuminated by intelligence and sensitivity. Not the face of a criminal, thought Cardale.

Ein hochrangiger Polizist namens Cardale sucht die flüchtige Verbrecherin Isabel May. Als er erfährt, dass sie auf dem Mond gesichtet wurde, beauftragt er Captain Lanarck, sie zu fassen.

„Der Vater des Mädchens ist ein hochrangiger Mathematiker im Finanzministerium. Unter seiner Federführung wurde ein verwickeltes Sicherheitssystem zur Geldtransferierung entwickelt. Als Vorsichtsmaßnahme wurde ein Sperrprogramm eingerichtet, das mit einer Kennung aus verschiedenen Wörtern abzustellen ist. Ein Krimineller nun könnte zum Telefon gehen, das Finanzministerium anrufen, die Kennung nennen und allein mit seiner Stimme die Überweisung einer Milliarde Dollar auf sein persönliches Konto tätigen. Oder hundert Milliarden.“ (S. 9f)

„The girl’s father is a high-level mathematician, at work for the Exchequer. By his instruction an elaborate method of security to regulate transfer of funds was evolved. As an emergency precau-

> tion he devised an over-ride system, consisting of several words in a specific sequence. A criminal could go to the telephone, call the Exchequer, use these words and direct by voice alone the transfer of a billion dollars to his personal account. Or a hundred billion."

Der Vater von Isabel hat im Finanzmisterium ein Sperrprogramm eingerichtet, das nach seinem Tod nur von seiner Tochter aufgelöst werden kann. Diese verweigert aber jegliche Kooperation, weil sie glaubt, dass ihr Vater von seinen Vorgesetzten ungerecht behandelt wurde.

Auf dem Mond erfährt Lanarck, dass Isabel weitergereist ist; dank eines Detektors kann er sie jedoch bis zum Clantlalan-System weit außerhalb des Imperiums der Menschheit verfolgen.

> Sie durchflogen den dunklen, von Banditen beherrschten Sternengürtel und gelangten in unbekanntes Gebiet, über das man nur wußte, was betrunkene Überläufer aus dem Clantlalan-System vom Stapel ließen: Dort gebe es Plane-

ten mit gewaltigen Ruinen, dort kreise ein Asteroid, der mit tausend Schiffswracks übersät sei. Aber es kursierten noch viel unglaublichere Gerüchte. So ziehe angeblich ein Drache durch diese Region, der mit seinen Zähnen Löcher in Raumschiffe reiße; so hause einsam auf einem öden Planeten ein gottähnliches Wesen, das sich damit vergnüge, Welten zu erschaffen. (S. 12)

They passed through the outlaw-ridden belt of dark stars, and into a region of space unknown but for tales let slip by drunken Clantlalan renegades—reports of planets covered with mighty ruins, legends of an asteroid littered with a thousand wrecked spaceships. Other tales were even more incredible. A dragon who tore spaceships open in its jaws purportedly wandered through this region, and it was said that alone on a desolate planet a godlike being created worlds at his pleasure.

Im Clantlalan-System sollen die seltsamsten Fabelwesen beheimatet sein, darunter auch ein Gott, der Welten erschafft.

Schließlich landet Lanarck auf einem einsamen, steinigen Planeten, wo er von einem telepatisch begabten Riesenwesen begrüßt wird.

> „Ich bin Laoome“, kam die Antwort. „Laoome, das einstmalige Drittel von Narfilhet – Laoome, der Weltersinner, das letzte Stadium des fünften Universums … Was die Frau betrifft, so habe ich sie auf ihren eigenen Wunsch hin in eine freundliche, aber unzugängliche Welt aus meiner Werkstatt geschickt.“ (S. 14)

> „I am Laoome,” came the reply. „Laoome, the one-time Third of Narfilhet—Laoome the World-Thinker, the Final Sage of the Fifth Universe…As for the girl, I have placed her, at her own request, upon a pleasant but inaccessible world of my own creation.”

Der Gott Laoome führt Lanarck eine seiner Welten vor.

Lanarck machte große Augen. „Da gibt's Leben. Menschen!"

„Ohne Leben ist eine Welt reizlos, ein bloßer Felsklumpen. Menschen wie dich verwende ich oft. Sie haben ein ausgeprägtes Gefühlsleben, beachtliche Initiative und ein großes Anpassungsvermögen für die verschiedenen Umgebungen, in die ich sie versetze."

Lanarck betrachtete seine Fingerspitzen und dann das zerstörte Dorf. „Sind sie wirklich lebendig?"

„Gewiß. Und du würdest feststellen, könntest du mit einem davon reden, daß sie ein Geschichtsbewußtsein, ein völkisches Erbe und eine ihrer Umwelt vorzüglich angepaßte Kultur besitzen."

„Aber wie kann einer eine Welt in allen Einzelheiten erschaffen? Die Blätter jedes Baumes, die Gesichtszüge jedes Menschen …"

„Das wäre mühsam", pflichtete Laoome ihm bei. „Ich mache mir nur eine allgemeine Vorstellung, bestimme die

grundlegenden hypostatischen Gleichungen. Die Einzelheiten entwickeln sich von selbst.“ (S. 15f)

Lanarck stared in disbelief. „There’s life! Men!”

„Without life, a world is uninteresting, a lump of rock. Men, like yourself, I often use. They have a large capacity for emotion and initiative, a flexibility to the varied environments which I introduce.”

Lanarck gazed at the tips of his fingers, then back to the shattered village. „Are they really alive?”

„Certainly. And you would find, should you converse with one of them, that they possess a sense of history, a racial heritage of folklore, and a culture well-adapted to their environment.”

„But how can one brain conceive the detail of a world? The leaves of each tree, the features of each man—”

„That would be tedious,” Laoome agreed. „My mind only broadly conceives, introduces the determinate roots

into the hypostatic equations. Detail then evolves automatically."

Unglücklicherweise wird Laoome von einem Anfall erfasst, was zur Folge hat, dass die Welt durch unglaubliche Katastrophen zerstört wird.

Dann kommt der Gott wieder zu sich.

„Fürchte dich nicht." Ruhige Gedanken erreichten ihn. „Der Wahn ist vorüber. Er überkommt mich nur selten. Ich kann mir diese Anfälle nicht erklären. Vielleicht entlädt mein Verstand den Druck der Konzentration, des exakten Denkens, durch reflexartige Spasmen. Jedenfalls war's ein leichter Anfall. Die Welt, auf die ich mich konzentriere, wird in der Regel völlig zerstört." (S. 17)

„Don't be alarmed." The thoughts came quietly. „The seizure is over. It occurs only seldom, and why it should be I do not know. I imagine that my brain, under the pressure of exact thought, lapses into these reflexive spasms for the sake of relaxation. This was a mild

attack. The world on which I am concentrating is usually totally destroyed."

Laoome zeigt Lanarck eine weitere Welt, in der die Menschen voller Mühsal und Schrecken leben – aber sie kennen es nicht anders und kämpfen ums Überleben, so gut sie können.

„Ich verwende sozusagen unser eigenes Universum als Modell. Vielleicht gibt es einen zweiten Laoome, der sich Welten ausdenkt, in denen wir selbst leben. Wenn der Mensch an einer Krankheit stirbt, leben die Bakterien. Der Drache lebt, indem er Menschen frißt. Wenn der Mensch ißt, sterben Pflanzen und Tiere." (S. 19)

„I might say that I use this universe of our own as a model. Perhaps there is another Laoome dreaming out the worlds we ourselves live on. When man dies of sickness, bacteria live. Dragon lives by eating man. When man eats, plants and animals die."

Laoome ist gnädig und lässt Lanarck mit einem Duplikat seines Raumschiffs in die von ihm vor Millionen Jahren erdachte Welt Markavvel fliegen, wo sich Isabel versteckt hält.

Lanarck erblickt ein Mädchen, das von einem Floß ins Wasser zwischen gefräßige Tiere fällt. Er springt hinterher und rettet die junge Frau, die sich als die entflohene Sklavin Jiro vorstellt.

Beide werden von einer Galeere aufgenommen, die dem Befehl von Isabel gehorcht, die dank einer göttlichen Fügung zur Dreimal Erleuchteten Hohepriesterin aufgestiegen ist. Lanarck versucht mit ihr zu verhandeln.

> „[…] Wenn ich diese ganze traurige Angelegenheit richtig verstehe, sind Sie ungehalten wegen der Behandlung, die Ihrem Vater zuteil geworden ist."
>
> „Gelinde gesagt – ja." (S. 27)

> „[…] As I understand this sorry affair, you became angry at the treatment accorded your father."
>
> „That's a very quiet understatement."

Aber bevor Lanarck begreift, was geschieht, hat Isabel schon sein Raumschiff mit dem eisenbeschlagenen Bug ihrer Galeere versenkt. Nun bleibt für einen potentiellen Rückflug in die reale Welt nur noch Isabels eigenes Raumschiff.

Jiro eignet sich Lanarcks Nadelstrahler an und ergreift damit die Macht auf der Galeere. Doch dann beginnt sich die ganze Welt aufs Schrecklichste zu verändern: Laoome hat wieder einen Anfall.

> Ein dumpfes Dröhnen wie das Pochen eines riesigen Herzens ertönte am Himmel. Lanarck hob den Kopf und lauschte. Am Horizont bemerkte er eine seltsame Wolke, die an ein Band aus glänzendem Metall erinnerte und im Takt mit dem himmlischen Pochen anschwoll. Mit unglaublicher Geschwindigkeit streckte sie sich in die Länge, bis sie den Horizont in allen Richtungen bedeckte. Das Pochen wuchs zu gewaltigem Donner an. Die Luft wurde dick und bedrohlich schwer. Ein schrecklicher Gedanke schoß Lanarck durch den Kopf. Er drehte sich um und schrie auf

die erschrockenen Ruderer ein, die ihre Riemen untätig herunterhängen ließen.

„Schnell – anlegen!“

Sie zogen mit aller Kraft an den Riemen, aber die Galeere wurde nicht schneller. Das Flußwasser schien ölig, klebrig und zähflüssig geworden zu sein. Langsam kämpfte sich die Galeere zum Kai. Lanarck ließ die entsetzte Isabel auf der einen und Jiro auf der anderen Seite von sich nicht aus den Augen.

„Was ist das?“ flüsterte Isabel. Lanarck beobachtete den Himmel. Das helle metallische Wolkenband teilte sich zitternd in ein zweites, das wallend über ihnen am Himmel aufzog.

„Ich hoffe, ich irre mich“, meinte Lanarck, „aber ich befürchte, daß Laoome den Verstand verliert. Da – unsre Schatten!“ Er kehrte sich der Sonne zu, die zuckte wie ein sterbendes Insekt. Seine schlimmsten Ängste wurden Wirklichkeit.

„Das kann doch nicht sein!“ rief Isabel. „Was wird geschehen?“

„Nichts Gutes.“ (S. 31f)

A dull throbbing sound, like the pulse of a tremendous heart, came down from the heavens. Lanarck cocked his head, listening. He scanned the sky. At the horizon appeared a strange cloud, like a band of white-gleaming metal, swelling in rhythm to the celestial throbbing. It lengthened with miraculous speed, until in all directions the horizon was encircled. The throb became a vast booming. The air itself seemed heavy, ominous. A terrible idea struck Lanarck. He turned and yelled to the awestruck oarsmen who were trailing their oars in the river.

„Quickly—get to the docks!"

They jerked at their oars, frantic, yet the galley moved no faster. The water of the river had become oily smooth, almost syrupy. The boat inched close to the dock. Lanarck was grimly aware of the terrified Isabel on one side of him, Jiro on the other.

„What is happening?" whispered Isabel. Lanarck watched the sky. The cloud-band of bright metal quivered

and split into another which wabbled, bouncing just above.

„I hope I'm wrong," said Lanarck, „but I suspect that Laoome is going mad. Look at our shadows!" He turned to look at the sun, which jerked like a dying insect, vibrating through aimless arcs. His worst fears were realized.

„It can't be!" cried Isabel. „What will happen?"

„Nothing good."

Die ganze Welt verwandelt sich in ein einziges Chaos: Das Belebte wird unbelebt, und das Unbelebte belebt. Auch Jiro verschrumpelt Lanarck unter den Händen.

Entsetzt spürte Lanarck, wie eine der Hände, die er hielt, hart und runzlig wurde. Als die Beine des Mädchens erlahmten, brach es zusammen. Lanarck blieb stehen, drehte sich um und betrachtete betrübt das Häuflein, das einmal Jiro gewesen war. (S. 34f)

In anguish Lanarck felt one of the hands he was holding become hard and wrin-

kled. As her legs withered, he felt her sag. He paused and turned, to look sadly upon what had been Jiro.

Doch da steht Jiro wieder unverletzt vor ihm: Die vermeintliche Isabel war in Wirklichkeit ein Phantasiegeschöpft, und die vermeintliche Jiro ist eigentlich Isabel.

Sie erreichen das Raumschiff, starten und können die Phantasiewelt verlassen, auch wenn sich das Schiff zwischenzeitlich in ein sich windendes Lebewesen verwandelt hat.

Auf Markavvel finden sie Lanarcks wirkliches Raumschiff vor und verlassen den ungastlichen Planeten. Lanarck behauptet Isabel gegenüber, er habe den wahnsinnigen Gott getötet, wobei er allerdings nicht erklärt, wie er das bewerkstelligt haben will.

„[…] Was ist denn mit Laoome gewesen?“

„Laoome lebt nicht mehr.“

„Wie kommt’s?“

„Ich habe ihn getötet. Seine Traumgestalten, waren die echt? Mir kamen

sie echt vor, und sie selbst hielten sich auch für echt. Ist man verantwortlich für das, was in einem Alptraum passiert? Ich weiß es nicht. Jedenfalls gehorchte ich meinen Instinkten – oder meinem Gewissen, wie immer man es nennen mag – und brachte ihn um."

Isabel May ergriff seine Hand. „Meine Instinkte sagen mir, daß ich dir vertrauen kann. Die Kennung besteht aus einem Verspaar:

Tom, der Musikantensohn,

stahl ein Schwein und lief davon." (S. 36)

„[…] What happened to Laoome?"

„Laoome is dead."

„How?"

„I destroyed him. I thought of what we just went through. His dream-creatures—were they real? They seemed real to me, and to themselves. Is a person responsible for what happens during a nightmare? I don't know. I obeyed my instincts, or conscience, whatever it's called, and killed him."

Isabel May took his hand. „My instincts tell me that I can trust you. The over-ride is a couplet:

'Tom, Tom, the piper's son
Stole a pig and away he run.'

Lanarck handelt bei Cardale nicht nur einen Straferlass für Isabel, sondern auch eine große Entschädigungssumme für seine Klientin und eine geringere für sich selbst heraus.

Und schon ist er bereit für den nächsten Auftrag.

Es gelingt Jack Vance, in „Der Weltersinner" auf wenigen Seiten eine unglaublich phantasievolle Szenerie zu erschaffen; insbesondere die apokalptischen Szenen der beiden ausgemalten Weltenzusammenbrüche sind staunenswert. Man beachte, dass „The World Thinker" als die erste veröffentlichte Erzählung von Jack Vance bereits ein kleines Meisterwerk darstellt.

Es scheint allerdings, als hätte der Autor oder ein Redakteur gegen Ende der Erzählung die beiden weiblichen Figuren Jiro und Isabel vertauscht, denn wie Lanarck nach dem Tod der einen sagt, war er der Mei-

nung, Isabel an der Hand zu führen, während der Text zuvor das Gegenteil aussagt. Möglicherweise war der Tausch auch ein nachträglicher, nicht vollständig durchdachter Einfall des Autors.

2. „Traumschloß“ (I’ll Build Your Dream Castle, 1947)

> Schon bei der ersten Begegnung mit Douane Angker von Marlais & Angker, einer Klasse-III-Baufirma, empfand Farrero eine Abneigung gegen ihn; daß dieses Gefühl auf Gegenseitigkeit beruhte, verrieten ihm Angkers spöttisch hochgezogene Mundwinkel. Angker, ein kleiner robuster Typ, war ein harter schmieriger Bursche und glich nicht nur äußerlich einem Zigarrenstummel, der zuletzt am bittersten schmeckt. (S. 42)

Farrero arbeitet für die Baufirma Klasse III Marlais & Angker. Bei Farreros neuestem Luxusprojekt ist Douane Angker allerdings der Meinung, dass es zu billig angeboten wird.

„Wovon gehen Sie bei Ihrer Schätzung aus?“ erkundigte sich Angker ebenso höflich.

Farrero verschränkte die Hände um das Knie. „Diese Zahl hat einen philosophischen Hintergrund. Unsere moderne Zivilisation – und das war übrigens auch früher so – hat den Nachteil, daß der Durchschnittsmensch nie alle begehrten Erzeugnisse bekommen und alle Träume verwirklichen kann. Den tatkräftigen Typ A spornt dieser Mangel an, mehr Geld zu verdienen. Der unfähige B-Typ jedoch resigniert, wird unzufrieden und unproduktiv. Es gibt weit mehr B-Typen als A-Typen; deshalb ist es, langfristig gesehen, nur unser aller Vorteil, wenn wir ‚Träume’ zu einem erschwinglichen Preis verkaufen.“ (S. 44)

Farrero erläutert, wie er das Luxushaus für Laurin Westgeller besonders günstig hochziehen kann.

„Nicht so schnell. Wie soll das alles funktionieren?“

Farrero erklärte: „Nun, zuerst einmal ist in Nordsibirien Land recht billig. Wir rammen Carbolon-Pfähle in den gefrorenen Boden; ich habe eigens dafür eine Maschine entwickelt. Wir errichten also Carbolon-Pfähle, ziehen daran die Stromkabel und Versorgungsleitungen hoch und bedecken sie mit einer Schlammschicht, der ein Härter zugesetzt ist. Nähere Angaben zum Bindemittel kann ich derzeit noch nicht machen. Der Schlamm wird sofort mit Ziegeln oder anderen Steinen verblendet. Das ist der erste Arbeitstag. Dann – und das ist eine Neuerung von mir – werden die Innenwände um die bereits eingesetzten Türen, Fenster und offenen Kamine errichtet, während man diese sonst nachträglich einbaut. Das spart uns drei Tage. Am dritten Tag wird das Dach aufgesetzt. Es handelt sich natürlich um ein Fertigdach. Nun wird installiert, isoliert und die Außenhaut aufgesprüht. Am vierten Tag wird die Umgebung gestaltet; eine eigene Mannschaft ist damit ein paar Tage beschäftigt. Dann zieht Westgeller ein.“ (S. 45)

Farrero hat ein Patent auf die neue Baumethode angemeldet, aber Angker besteht darauf, dass er es an die Firma abtritt, was Farrero strikt verweigert. Daraufhin wird er von Angker entlassen.

> „[…] Wenn jemand Klasse-II-Preise zahlen will, so soll er ein Klasse-II-Haus kaufen – von unserer Tochtergesellschaft XAB."
>
> Farrero streckte die Hand aus. „Ist Ihnen das Gemeinwohl kein Anliegen? Wollen Sie Geld einschieben, ohne dafür eine Leistung zu erbringen? Das ist die Moral eines Taschendiebs!"
>
> Angker drückte auf einen Knopf auf dem Schreibtisch. „Dave? Ernest Farrero kommt gleich an Ihrem Büro vorbei, wenn er das Haus verläßt. Halten Sie seinen Gehaltsscheck bereit. Er ist fristlos entlassen." (S. 48)

Angker versichert Farrero, dass bei keiner Baufirma mehr eine Anstellung bekommen wird, denn die Bau-Innung ist wie ein Kartell organisiert.

Aber Farrero baut trotzdem, einerseits ohne behördliche Erlaubnis, andererseits ohne gegen Vorschriften zu verstoßen. Wie das möglich ist, finden auch von die Angker beauftragten Detektive nicht heraus.

Schließlich gibt sich Leon Marlais, der stille Teilhaber der Firma, unter dem Namen Etcheverry als Käufer aus und lässt sich von Farrero seine Projekte vorführen. Dazu ist allerdings eine Reise in den Erdorbit notwendig.

Etcheverry streckte seinen dünnen Hals und bemerkte einen kleinen unregelmäßigen Asteroiden von etwa eineinhalb Kilometer Durchmesser. Farrero hielt darauf zu und setzte das Raumschiff auf einem weißen Sandstreifen auf.

Etcheverry packte Farrero beim Arm. „Sind Sie verrückt? Lassen Sie die Luke zu. Wir sind mitten im All!“

Farrero schüttelte den Kopf. „Hier ist Luft, 1010 mb, 20 Prozent Sauerstoff. Sehen Sie aufs Barometer.“

Etcheverry überzeugte sich mit einem Blick und verfolgte, wie Farrero die Luke

öffnete und sich hinausschwang. Etcheverry folgte ihm. „Aber … hier gibt's ja Schwerkraft."

Farrero bestieg einen kleinen Hügel und winkte Etcheverry. „Kommen Sie rauf!"

Etcheverry kletterte langsam auf die Anhöhe.

„Das ist das Anwesen von Westgeller", erklärte Farrero. „Seine private Welt. Sehen Sie, da steht sein Haus."

Westgellers Haus befand sich in einer ebenen smaragdgrünen Wiese. Ein See schimmerte im Sonnenschein; ein weißer Kranich stakte durch die Binsen. Bäume umschlossen die Wiese, und Etcheverry hörte in der Ferne Vögel singen.

Das lange einstöckige Haus war aus Holz gezimmert. In den Blumenkästen unter den vielen Fenstern blühten üppige Geranien. Sonnenschirme standen wie Riesenblumen am Swimming-pool. (S. 56f)

Farrero hat sämtliche elfhundertzweiunddreißig Asteroiden mit einem besonders

schweren Kern, der eine fast normale Schwertkraft garantiert, auf seinen Namen registrieren lassen. Nun schleppt er einen nach dem anderen in eine Erdumaufbahn, richtet sie bewohnbar her und baut darauf ein Luxushaus.

> „Fahren wir zur Erde zurück. Ich habe Angker viel zu erzählen. Ich nehme nicht an, daß Sie wieder bei uns arbeiten möchten – gegen eine Gehaltserhöhung?“
>
> „Nein.“
>
> „Dachte ich mir.“
>
> Zehn Minuten später zog Marlais sein Scheckheft heraus und schrieb. Dann überreichte er Farrero einen Scheck. „Eine halbe Million Anzahlung für ‘ne Welt von Ihnen, so eine wie Westgeller in etwa. Ich wäre ein Idiot, wenn ich mich mit weniger begnügen würde.“ (S. 63f)

Marlais ist so begeistert von Farreros Häusern, dass er selbst eines kauft.

„Traumschloß“ erzählt von einem tüchtigen Mitarbeiter, den sein geldgieriger

Boss übervorteilen will, der aber seinerseits die Überhand über den Gauner gewinnt. Die Geschichte ist leider recht naiv und wenig glaubwürdig.

*3. „Die Töpfer von Firsk“ (The Potters of Firsk, 1950)

> Die gelbe Schale auf Thomms Schreibtisch war etwa einen Fuß hoch. In einem schlichten, klaren Profil wölbte sich das Gefäß vom Sockel bis zum oberen Rand, der etwa dreißig Zentimeter Durchmesser hatte. Die Wände waren dünn, aber nicht fragil; eine hervorragende Töpferarbeit.
>
> Zu der erlesenen Form kam die herrliche Glasur – ein prachtvolles, durchscheinendes Gelb, leuchtend wie die Sonne an einem heißen Spätnachmittag. Es war der Hauch von Sommerblumen – ein Gelb wie transparentes Gold, gesponnenes Licht; strahlend aber zart, herb wie Limonen und süß wie Quitten, einschmeichelnd wie Sonnenstrahlen. (S. 65)

> The yellow bowl on Thomm's desk stood about a foot high, flaring out from a width of eight inches at the base to a foot across the rim. The profile showed a simple curve, clean and sharp, with a full sense of completion; the body was thin without fragility; the whole piece gave an impression of ringing well-arched strength.
>
> The craftsmanship of the body was matched by the beauty of the glaze—a glorious transparent yellow, luminescent like a hot summer afterglow. It was the essence of marigolds, a watery wavering saffron, a yellow as of transparent gold, a yellow glass that seemed to fabricate curtains of light within itself and fling them off, a yellow brilliant but mild, tart as lemon, sweet as quince jelly, soothing as sunlight.

Thomm hat allem Anschein nach eine höhere Position im Amt für Planetarische Angelegenheiten. Weil ein Besucher die herrliche Töpferschale auf seinem Schreibtisch bewundert, erzählt er ein Erlebnis aus seiner

Jugend, als er nach Penoplan, der Hauptstadt des Planeten Firsk, versetzt wurde.

Thomm war verzaubert von Firsk. Es bot alles, was ihm auf dem Kanalplaneten gefehlt hatte: Wärme, Sanftheit und eine Bevölkerung mit einer uralten Kultur. Firsk war keineswegs ein großer Planet, obwohl sich seine Schwerkraft etwa der von Terra gleichsetzen ließ. Die Landfläche war winzig – ein einziger schmaler Kontinent am Äquator.

Das Amt für Planetarische Angelegenheiten befand sich in Penolpan, einer reizvollen alten Stadt in der Nähe der Südsee. Immer hörte man irgendwo helle Musik; der Wind trug Weihrauch und den Duft von tausend Blüten herbei. Die niedrigen Häuser aus Ried, Pergament und dunklem Holz lagen verstreut da, halb verdeckt von Bäumen und Weinranken. Kanäle mit grünlichem Wasser durchzogen die Stadt, überspannt von blumenbewachsenen Holzbrücken. Zierliche, buntbemalte Boote schaukelten auf den Wellen.

Die Bewohner von Penolpan, die goldhäutigen Mi-Tuun, waren ein freundliches Volk, das sich ganz den angenehmen Seiten des Lebens hingab; sinnlich, aber nicht ausschweifend, entspannt und fröhlich, vollzog sich ihr Alltag nach genau bestimmten Riten. Sie fischten in der Südsee, bauten Getreide und Obst an und stellten kunsthandwerkliche Gegenstände aus Holz, Harz und Papier her. Metalle gab es kaum auf Firsk, und so wurden viele Werkzeuge und andere Dinge aus Ton hergestellt. Die Mi-Tuun verstanden sich so gut auf die Fabrikation, daß ihnen die Metalle nicht fehlten. (S. 66f)

Thomm was entranced with Firsk. It was everything the Channel Planet had not been: warm, fragrant, the home of the Mi-Tuun, a graceful people of a rich, quaint and ancient culture. Firsk was by no means a large planet, though its gravity approached that of Earth. The land surface was small—a single equatorial continent in the shape of a dumbbell.

The Planetary Affairs Bureau was located at Penolpan, a few miles in from the South Sea, a city of fable and charm. The tinkle of music was always to be heard somewhere in the distance; the air was mellow with incense and a thousand flower scents. The low houses of reed, parchment and dark wood were arranged negligently, three-quarters hidden under the foliage of trees and vines. Canals of green water laced the city, arched over by wooden bridges trailing ivy and orange flowers, and here swam boats each decorated in an intricate many-colored pattern.

The inhabitants of Penolpan, the amber-skinned Mi-Tuun, were a mild people devoted to the pleasures of life, sensuous without excess, relaxed and gay, guiding their lives by ritual. They fished in the South Sea, cultivated cereals and fruit, manufactured articles of wood, resin and paper. Metal was scarce on Firsk, and was replaced in many instances by tools and utensils of earthenware, fabricated so cleverly that the lack was never felt.

Die Mi-Tuun, die Bewohner von Firsk, kennen keine Metalle, verstehen sich aber so gut auf die Beherrschung anderer Materialien, dass sie keinen Mangel fühlen.

Bei einem Bummel durch die Stadt wird Thomm von einem Geschäft angezogen, das exquisite Töpferwaren anbietet. Er erkundigt sich bei der jungen, attraktiven Verkäuferin Su-then nach dem Preis.

„Das ist alles sehr schön“, sagte Thomm. „Was würde beispielsweise das hier kosten?“ Er deutete auf eine hohe, bauchige Flasche. Die zartgrünen Wände waren von schmalen Silberstreifen durchzogen.

Der Preis, den sie nannte, erschien ihm trotz der Erlesenheit der Ware sehr hoch. Als das Mädchen seine Überraschung bemerkte, sagte sie: „Es sind unsere Vorfahren, und wir würden sie kränken, wenn wir sie so billig wie Holz oder Glas verkauften.“

Thomm zog die Augenbrauen hoch, aber er schwieg, weil er an eine rituelle Personifizierung dachte.

„Wo werden diese Dinge hergestellt?“ fragte er. „In Penolpan?“

Das Mädchen zögerte, und Thomm spürte eine leichte Zurückhaltung. Sie drehte sich um und sah zu den Kukmank-Bergen hinüber. „Dort im Gebirge sind die Öfen“, sagte sie. „Unsere Ahnen gehen hin, und die Töpfe werden nach einiger Zeit gebracht. Mehr weiß ich nicht.“

Thomm fragte vorsichtig: „Sprechen Sie nicht gern darüber?“

Sie zuckte mit den Schultern. „Weshalb? Es ist nur so, daß wir Mi-Tuun die Töpfer fürchten. Der Gedanke an sie deprimiert uns.“

„Aber weshalb ist das so?“

Sie schnitt ein Gesicht. „Niemand weiß, was hinter dem ersten Berg liegt. Manchmal sehen wir das Leuchten der Öfen, und manchmal, wenn wir keine Toten für die Töpfer haben, holen sie die Lebenden.“ (S. 69f)

„This is all very beautiful,” said Thomm. „For instance, what is the price of this?” He touched a tall flagon glazed

a light green, streaked and shot with silver threads.

The price she mentioned, in spite of the beauty of the piece, was higher than what he had expected. Observing his surprise, the girl said, „They are our ancestors, and to sell them as cheaply as wood or glass would be irreverent."

Thomm raised his eyebrows, and decided to ignore what he considered a ceremonial personification.

„Where's the pottery made?" he asked. „In Penolpan?"

The girl hesitated and Thomm felt a sudden shade of restraint. She turned her head, looked out toward the Kukmank Range. „Back in the hills are the kilns; out there our ancestors go, and the pots are brought back. Aside from this I know nothing."

Thomm said carefully, „Do you prefer not to talk of it?"

She shrugged. „Indeed, there's no reason why I should. Except that we Mi-Tuun fear the Potters, and the thought of them oppresses us."

„But why is that?"

She grimaced. „No one knows what lies beyond the first hill. Sometimes we see the glow of furnaces, and then sometimes when there are no dead for the Potters they take the living."

Thomm erfährt zu seinem Erstaunen, dass die Mi-Tuun ihre Toten den Töpfern abliefern, und dass diese, wenn sie nicht genug Leichen bekommen, sogar Lebende holen.

Thomms engstirniger und von sich eingenommener Vorgesetzter George Covill will der Sache nachgehen und fliegt mit seinem Untergebenen in die Kukmank-Berge, wo die Töpfer leben.

Thomm suchte vergeblich nach einem Brennofen. Ein Spalt in der Flanke des Berges fiel ihm auf, ein Spalt, zu dem ein breiter Pfad führte. Er glaubte, des Rätsels Lösung gefunden zu haben – doch im gleichen Moment tauchten drei Männer auf, groß und aufrecht in grauen Burnusgewändern. Die Kapuzen waren zurückgeschlagen. Irgendwie erinnerten sie an die Mönche des Mittelalters, nur daß sie statt einer Tonsur ihr

rötliches Haar zu einem hohen Schopf zusammengefaßt hatten. (S. 73)

Thomm sought in vain for a kiln. A fissure into the side of the mountain caught his eye, a fissure with a well-worn path leading into it. An intriguing hypothesis formed in his mind—but now three men had appeared, tall and erect in gray burnooses. The hoods were flung back, and they looked like monks of medieval Earth, except that instead of monkish tonsure, fuzzy red hair rose in a peaked mound above their heads.

Seltsamerweise scheint es bei den Töpfern keine Brennöfen zu geben.

Covill erkundigt sich nach dem Verbleib der Toten.

„Was machen Sie eigentlich mit den Leichen?“

Der Anführer zog überrascht die Augenbrauen hoch. „Ist das nicht offenkundig? Nein? Aber Sie sind ja auch kein Töpfer. Für unsere Glasuren brau-

chen wir Blei, Sand, Ton, Alkali, Spat und Kalk. Wir besitzen alles bis auf den Kalk, und den gewinnen wir aus den Knochen der Toten."

Covill zündete sich die Pfeife an und rauchte. Thomm atmete auf. Für den Augenblick war die Gefahr gebannt.

„Ich verstehe", sagte Covill. „Nun, wir möchten nichts gegen lokale Gebräuche unternehmen, solange der Friede gewahrt bleibt. Sie müssen allerdings einsahen, daß wir die Entführungen verbieten. Die Toten – das geht nur Sie und die Verwandten der Verstorbenen etwas an. Aber Menschenleben sind wichtiger als Tonschalen. Wenn Sie Kalk brauchen, kann ich Ihnen ganze Tonnen davon besorgen. Irgendwo auf dem Planeten existieren sicher Kalksteinbecken. Wenn Thomm hier erst einmal den Boden untersucht hat, steht euch mehr Kalk zur Verfügung, als ihr verarbeiten könnt."

Der Anführer schüttelte mit einem leichten Lächeln den Kopf. „Der Kalkstein im Boden ist ein schlechter Ersatz für den frischen, lebenden Kalk von

Knochen. Es sind noch gewisse andere Salze da, die als Flußmittel dienen. Außerdem lebt der Geist des Verstorbenen in den Knochen und verleiht den Glasuren ein inneres Feuer, das man auf andere Weise nicht erreichen kann.“ (S. 74)

„Just what do you do with the corpses?”

The leader raised his eyebrows in surprise. „Is it not obvious? No? But then you are no potter—Our glazes require lead, sand, clay, alkali, spar and lime. All but the lime is at our hand, and this we extract from the bones of the dead.”

Covill lit his pipe, puffed. Thomm relaxed. For the moment the danger was past.

„I see,” said Covill. „Well, we don’t want to interfere in any native customs, rites or practices, so long as the peace isn’t disturbed. You’ll have to understand there can’t be any more kidnaping. The corpses—that’s between you and whoever’s responsible for the body, but lives are more important than pots.

If you need lime, I can get you tons of it. There must be limestone beds somewhere on the planet. One of these days I'll send Thomm out prospecting and you'll have more lime than you'll know what to do with."

The chief shook his head, half amused. „Natural lime is a poor substitute for the fresh live lime of bones. There are certain other salts which act as fluxes, and then, of course, the spirit of the person is in the bones and this passes into the glaze and gives it an inner fire otherwise unobtainable."

Die Töpfer benötigen menschliche Knochen, um den nötigen Kalk zu gewinnen. Ein Angebot von Covill, Kalk zu liefern, lehnen sie ab, weil ihre Arbeiten nur durch Knochen diesen besonderen inneren Glanz erhalten.

Doch eines können die Töpfer nicht, nämlich einen schönen Gelbton erzeugen. Covill verspricht, Grundstoff für Gelb zu liefern, wenn sie keine Ebenenbewohner mehr ermorden.

Leider kommt es nicht zum Abschluss, denn bald muss Thomm erfahren, dass vier

Mi-Tuun von den Töpfern entführt wurden, darunter auch das Mädchen Su-then.

Covill erteilt Thomm den Auftrag, eine Atombombe auf den Vulkan zu werfen, mit dessen Feuer die Töpferarbeiten gebrannt werden. Aber Thomm, der mit den Töpfern verhandeln wollte und von ihnen gefangen gesetzt wurde, zerlegt unter ihren Augen die Atombombe und benutzt das Uransalz, einen wundervollen Gelbton zu erzeugen.

Als Thomm mit den freigelassenen Mi-Tuun in die Stadt zurückkehrt, ist Covill entsetzt über den Verbleib der Atombombe und will das Uran zurückholen. Zuvor entlässt er noch empört den Versager Thomm.

> Covill fluchte heiser.
>
> Thomm sagte: „An Ihrer Stelle würde ich die Sache auf sich beruhen lassen. Ich halte es für gefährlich, das Uran zurückzufordern."
>
> Covill drehte sich um, schnallte einen Gurt mit zwei Gammapistolen um und verließ das Haus; Thomm hörte, wie der Rotor des Helikopters zu surren begann.

„Ein mutiger Mann“, murmelte Thomm vor sich hin. „Aber ein Schwachkopf.“

Drei Wochen später kündigte Su-then aufgeregt Besucher an. Als Thomm aufsah, erkannte er zu seinem Erstaunen den Anführer der Töpfer mit zwei Begleitern. Die Männer wirkten in ihren langen grauen Gewändern sehr ernst.

Thomm begrüßte sie höflich und bot ihnen Plätze an, aber sie blieben stehen.

„Ich kam in die Stadt“, sagte der Anführer, „um zu fragen, ob unser Kontrakt noch Gültigkeit hat.“

„Ja, soweit es mich betrifft“, entgegnete Thomm.

„Ein Wahnsinniger kam ins Dorf der Töpfer“, sagte der Anführer. „Er erklärte, daß du nicht das Recht besäßest, Verträge abzuschließen. Und er wollte uns das Schwermetall wegnehmen, das dem Glas die Farbe des Sonnenuntergangs gibt.“

„Es kam zu Streit“, erklärte der Töpfer ruhig. „Er tötete sechs gute Leute. Aber das ist ohne Bedeutung. Ich möchte nur wissen, ob unser Vertrag noch gilt.“

„Ja“, sagte Thomm. „Er gilt durch mein Wort und das Wort meines großen Vorgesetzten auf der Erde. Ich sprach mit ihm, und er fand den Vertrag richtig.“

Der Töpfer nickte. „In diesem Falle bringe ich dir ein Geschenk.“ Er winkte, und einer der Männer stellte eine große Schale auf Thomms Schreibtisch, eine Schale mit einem herrlichen gelben Schimmer.

„Der Verrückte kann sich glücklich schätzen“, sagte der Anführer. „Seine Seele wohnt in dem schönsten Glas, das je aus dem Großen Brand kam.“

Thomm zog die Augenbrauen hoch. „Das heißt, das Covills Knochen …“

„Die feurige Seele des Verrückten hat einem bereits hellen Glanz zusätzliche Kraft verliehen“, meinte der Töpfer. „Er lebt für immer in dem zauberhaften Leuchten …“ (S. 86f)

Covill stared, swelling like a toad in his rage. Words came thickly from his mouth.

Thomm said: „If I were you, I'd let sleeping dogs lie. I think it would be dangerous business trying to get that uranium back."

Covill turned, buckled a pair of gamma-guns about his waist, stalked out the door. Thomm heard the whirr of copter blades.

„There goes a brave man," Thomm said to himself. „And there goes a fool."

Three weeks later Su-then excitedly announced visitors, and Thomm, looking up, was astounded to see the Chief Potter, with two other Potters behind—stern, forbidding in their gray burnooses.

Thomm greeted them with courtesy, offered them seats, but they remained standing.

„I came down to the city," said the Chief Potter, „to inquire if the contract we made was still bound and good."

„So far as I am concerned," said Thomm.

„A madman came to the village of the Potters," said the Chief Potter. „He said that you had no authority, that our

agreement was good enough, but he couldn't allow the Potters to keep the heavy metal that makes glass like the sunset."

Thomm said: „Then what happened?"

„There was violence," said the Chief Potter without accent. „He killed six good wheel-men. But that is no matter. I come to find whether our contract is good."

„Yes," said Thomm. „It is bound by my word and by the word of my great chief back on Earth. I have spoken to him and he says the contract is good."

The Chief Potter nodded. „In that case, I bring you a present." He gestured, and one of his men laid a large bowl on Thomm's desk, a bowl of marvelous yellow radiance.

„The madman is a lucky man indeed," said the Chief Potter, „for his spirit dwells in the brightest glass ever to come from the Great Burn."

Thomm's eyebrows shot up. „You mean that Covill's bones—"

„The fiery soul of the madman has given luster to an already glorious

glaze," said the Chief Potter. „He lives forever in the entrancing shimmer—"

Covill hat seine Bestimmung gefunden, nämlich als Grundmaterial eben jener wundervollen Schale, die Thomm noch nach Jahrzehnten auf seinem Schreibtisch stehen hat. Und nebenbei erfahren wir, dass Thomm offenbar die Nachfolge des verschwundenen Covill angetreten und Suthen als seine Sekretärin angestellt hat.

In „Die Töpfer von Firsk" behandelt Jack Vance eines seiner Lieblingsthemen, nämlich die Geschichte von dem arroganten, unfähigen Vorgesetzten und seinem aus einfachen Verhältnissen stammenden, aber sich zu helfen wissenden Untergebenen.

Der Teil, in dem Thomm so mirnichtsdirnichts eine Atombombe zerlegt, um an das Uran zu kommen, ist nicht sonderlich überzeugend, aber davon abgesehen ist die Erzählung hervorragend gelungen: Vance stellt mit den Töpfern eine seiner alten Kulturen vor, in denen völlig andere Werte gelten als auf der Erde, und deren Vertreter sich nicht vorstellen können, dass es Wesen geben könnte, die nicht so denken wie sie.

Und die Auflösung der Erzählung ist originell, überraschend und perfekt gelungen, denn der Leser hat mittlerweile über die spannende Handlung den Ausgangspunkt der Geschichte völlig vergessen.

4. „Treffen Sie Miß Universum!“ (Meet Miss Universe, 1955)

Hardeman Clydell wandte sich an seinen flotten jungen Assistenten Tony LeGrand. „Eine an sich tolle, wenn auch ein bißchen verrückte Idee“, sagte er. „Aber – lohnt sich der Aufwand? Immerhin haben wir schon einiges zu bieten.“

„Das ist eine gute Frage“, meinte LeGrand. Er blickte hinunter auf das, was sie schon zu bieten hatten: die Kalifornische Ausstellung zur Dreihundertjahrfeier, eine Betonschale von dreieinhalb Kilometer Durchmesser mit weißen Türmen, rostbraunen Terrassen, smaragdgrünen Gärten, saphirblauen Teichen und vier Prunkstraßen: nach Norden, Osten, Süden und Westen; eine

prachtvolle, sündhaft teure Anlage von insgesamt 8,1367 Quadratkilometer mitten in der Mohave-Wüste. (S. 88)

Assistent Tony LeGrand überzeugt seinen Chef Hardeman Clydell, den Generaldirektor der Kalifornischen Ausstellung zum dreihundertsten Jahrestag, dass es eine gute Idee ist, einen Wettbewerb Miss Universum zu veranstalten.

„Wir sind natürlich ziemlich eingeschränkt“, sagte er. „Es gibt nur ein halbes Dutzend Welten mit humanoidem Leben. Ein paar davon fallen unter die Kategorie D und C – sind also eigentlich überhaupt nicht menschenähnlich. Und wir wollen uns selbstverständlich nicht mit Zweitklassigem abgeben.“ Er klatschte mit der Faust in die Hand. „Ich hab’s! Hören Sie sich das an, Hardeman, ist ‘ne Wucht.“

„Ich höre“, erwiderte Hardeman gelassen.

„Öffnen wir den Wettbewerb für alle! Kommt eine, kommen alle! Jeder Planet soll eine Schönheit schicken!“

Clydell sah ihn erstaunt an. „Was meinen Sie damit? Jeder Planet im Sonnensystem?“

„Nein!“ rief LeGrand begeistert. „Jeder Planet mit einer intelligenten Zivilisation. Die ganze Galaxis soll sich beteiligen!“

Clydell belächelte den wunderlichen Einfall seines Assistenten.

„Also. Wir holen ein Mädchen von Millamede und von Johnsonian, eins von Pentacynth und vielleicht noch ein, zwei Jangrill vom Blauen Stern, wenn wir welche finden. Dermaßen gräßlich, daß nicht mal die eigenen Männer ihnen ins Gesicht schauen wollen. Und die stellen wir gegen – sagen wir – Althea Daybro oder Mercedes O’Donnell auf.“

Clydell spuckte über das Geländer und räusperte sich laut. „Ein makabres Spektakel, muß ich sagen. Aber was hat das mit einem Schönheitswettbewerb zu tun?“

LeGrand nickte nachdenklich. „Das ist ein Problem, das noch zu klären ist. Ein Problem …“ (S. 90f)

Man kommt überein, dass die nichtmenschlichen Teilnehmer nach ihren eigenen Kriterien beurteilt werden müssen. Dreiundzwanzig Weibchen sagen zu, davon die meisten nichthumanoid. Die Gewinnerin soll sich ihren Preis frei wählen dürfen, allerdings nur bis zu einem Maximalwert von hunderttausend Dollar.

Die Siegerin des Transgalaktischen Schönheitswettbewerbs ist schließlich eine Miss Mel, die auf ihrem Planeten die einzige Frau ist, weil sie alle Bewohner mit den nötigen Eiern versorgt. Ihr Preiswunsch ist, dass sie Clydell für zweieinhalb Jahre auf ihren Planeten begleitet, weil sie seinen Zigarrengeruch so anziehend findet.

„Treffen Sie Miß Universum!“ endet mit einem recht schwachen Gag. Man hat den Eindruck, dass Jack Vance diese Story nur ersonnen hat, um möglichst viele kuriose außerirdische Wesen und Zivilisationen vorstellen zu können.

*5. „Wer siegt, verliert“ (Winner Lose All, 1951)

> „Da haben wir den Brennpunkt“, bemerkte Avery ärgerlich, „‘nen Meter vor Ihrer Nase, das Zentrum einer Sonne.“
>
> Dart rieb sich verlegen das Kinn. Er war froh, nicht von Kapitän Badt, sondern von Avery beim Dösen ertappt worden zu sein.
>
> „Sieht ganz so aus.“
>
> „Klein bis mittelgroß, der Krümmung an der inneren blauen Linie nach zu urteilen“, schätzte Avery. „Nun, mal sehen, ob sich dort Planeten finden lassen; deshalb sind wir schließlich hier.“
>
> Zentimeter für Zentimeter suchten sie die Kuppel ab – hinauf, hinunter, links, rechts. Dart sagte: „Mann, da ist er. Wie aus dem Bilderbuch. Vielleicht können wir beide uns den Bonus ergattern.“ (S. 116f)

Ein irdisches Raumschiff ist auf der Suche nach besiedelbaren Planeten. Erster Offizier Avery und Zweiter Offizier Dart glauben, ein passendes Objekt entdeckt zu haben.

Das Unigen war ein intelligenter Organismus, der allerdings weder Form noch Struktur aufzuweisen hatte. Es bestand aus beweglichen Knoten einer Leuchtsubstanz, die keine Materie und noch keine Energie war. Es setzte sich aus Millionen solcher Knoten zusammen, die alle über feine Kanäle ähnlich den Kraftlinien im makroiden Raum miteinander in Verbindung standen.

Das Unigen ließe sich mit einem großen Gehirn vergleichen; die Knoten entsprächen den grauen Zellen, die Kanäle den Nervenbahnen. Es konnte als strahlende Sphäre in Erscheinung treten oder seine Knoten mit Lichtgeschwindigkeit in alle Winkel des Universums aussenden.

Wie alle anderen Bestandteile der Realität war es der Entropie unterworfen; um zu leben, mußte es verfügbare Energie verarbeiten, die es aus der Energie radioaktiver Stoffe gewann. Das Leben des Unigens war eine einzige Suche nach Energiequellen. (S. 118)

Zur selben Zeit hat das Energiewesen Unigen ebenfalls den Planeten entdeckt, der wegen seiner Uranvorkommen für das ausgehungerte Wesen wichtig ist.

Die Menschen stellen fest, dass es auf dem Planeten keine tierischen und kaum pflanzliche Lebewesen gibt, er also ungefährlich ist.

> Die Luft war rein, und der Planet schien keine gefährlichen Lebensformen zu beheimaten. Der Knoten fiel wie eine glitzernde Schneeflocke auf das Zentrum der Radioaktivität. (S. 119)

Man landet in der Nähe der radioaktiven Erzader, die für Menschen eine wichtige Energiequelle darstellt.

Auch Unigen sendet seine Knoten zu dem Planeten.

> Der Knoten, der den Planeten zuerst entdeckt hatte, ließ sich auf das Uranoxidlager nieder. Bald kamen andere Knoten hinzu, die aus weniger ergiebigen Gegenden herbeiströmten. Die Energieaufnahme begann; indem er auf

> das massive schwarzblaue Gestein Druck ausübte, erzeugte er genügend Hitze, um einen Erzklumpen zu verdampfen. Das Gas umhüllend, setzte der Knoten komplizierte alchimistische Reaktionen in Gang, um die latente Energie freizusetzen. Diese Energie nahm der Knoten auf; er verdichtete seine Struktur und verknäulte seine Kraftkinken. Gleichzeitig übertrug er einen Teil der Energie über die Kanäle zum übrigen Unigen, so daß überall im Universum die Knoten in neuem goldgrünen Glanz erstrahlten. (S. 122f)

Unigen bemerkt, dass sich auf dem Planeten Erdwürmer aufhalten, hält sie allerdings für harmlos. Das ist jedoch ein Irrtum, denn der Wissenschaftler Bascomb fängt einen Knoten mit einem Netz ein und will ihn untersuchen. Kapitän Badt ist skeptisch, willigt aber schließlich ein.

> „Sie werden schon wissen, was Sie tun“, meinte Kapitän Badt müde.
>
> „Ich befasse mich ein Leben lang mit dem außerirdischen Leben“, erklärte

Bascomb mit Nachdruck. „Ich glaube eher, diese Stäubchen sind so was wie die Leuchtzecken auf Prokyon B … Nun, das Netz noch. So! Ich hab eins. In den Behälter damit. Du meine Güte, wie es leuchtet! Können Sie's sehen, Kapitän?"

„Ja, ich seh's. Was zeigt das Mikroskop?"

„Hm …" Bascomb stellte das Vergrößerungsgerät ein. „Ich kriege keine Auflösung. Ich sehe einen leuchtenden Punkt; das ist sicherlich das Insekt. Ich versuche, es mit einem Stromstoß zu töten und bei stärkerer Vergrößerung zu untersuchen."

„Reizen Sie die Dinger nicht …", begann Kapitän Badt. Der Bildschirm blitzte weiß auf und wurde dunkel. „Bascomb! Bascomb!"

Kapitän Badt bekam keine Antwort.

Die Zerstörung eines Knotens schickte einen Schauder durch das Unigen. Die Knoten des Unigens bildeten als geschlossenes System sein Gehirn; jeder Knoten war für eine bestimmte Gedankengattung eingerichtet. Mit der Zerstörung des Knotens war das Denken in

> dieser Gattung behindert, bis ein anderer Knoten gebildet und mit den gleichen Kanälen ausgestattet war. (S. 12)

Bascomb traktiert den Energieknoten, den er für ein Insekt hält, mit einem Stromstoß, was eine Explosion auslöst, der Bascomb zum Opfer fällt.

Nun sind Avery und Jason an der Reihe, die Energieknoten zu untersuchen.

> „Sehen Sie, jetzt sind die Leuchtkäfer schon zu Tausenden da. Wie Bienen am Stock. Und was wächst denn dort auf den Felsen? War vorhin noch nicht da! Schießt wie Pilze aus dem Boden.“ (S. 128)

Bald darauf sind auch die beiden Offiziere tot.

> Es schickte zwei Knoten zu den Erdwürmern. Da sie wohl Gefahr witterten, rannten sie schwerfällig davon. Das Unigen beschleunigte die Knoten; mit halber Lichtgeschwindigkeit schossen sie vorwärts und durchbohrten die

> Erdwürmer, kehrten um, flitzten ein dutzendmal hin und her und brannten dabei dampfende Löcher in die Körper. Die Erdwürmer brachen leblos auf dem schwarzen Strand zusammen. (S. 129)

Der Zweite Offizier Dart will trotzdem nicht aufgeben, sondern entwickelt eine neue Strategie.

> „[…] Hier ist meine Idee, und ich nehme das ganze Risiko auf mich. Wir bauen einen leichten Rahmen und bespannen ihn mit Drähten, die wir abwechselnd positiv und negativ laden. Ich fliege mit dem Wartungsantrieb raus und schleppe das Ding über die Felsbank. Der Schwarm ist jetzt so dicht, daß wir dabei jedesmal zwei-, dreihundert Stück erwischen.“ (S. 130)

Aber dem Energiewesen ist die Lage auf dem Planeten zu gefährlich geworden, so dass es sich so schnell wie möglich zurückzieht. Auch Kapitän Badt entscheidet sich dafür, diese fatale Welt zu verlassen.

Zurück bleibt eine unscheinbare, stachelige Pflanze, die auf dem Uranvorkommen wächst und die weder von den Menschen noch von Unigen beachtet wurde.

Aus ihr wachsen Rohre heraus, in denen die Pflanze mit Hilfe der Uranwärme Dampf erzeugt und ihre Sporen weit in den Raum zu anderen Welten hinausschießt.

Explosion.

Dampf schoß durch die nach unten gerichteten Kanäle in die Röhre zurück. Schub, Schub nach oben. Mit einem peitschenden Knall flogen die Kapseln aus dem Rohr. Mit unheimlicher Beschleunigung ging's hinauf, hinauf, hinauf – hinaus ins All …

Das Wasser verflüchtigte sich, ein letzter Dampfstoß fuhr aus den Rohren. Die Stoßkraft trieb die Sporenkapseln voran. Die Schwerkraft des Planeten ließ nach, schwand vollends. Die Sporenkapseln trieben weiter. Bald kühlten sie ab, platzten auf.

Aus jeder Kapsel wurden tausend Sporen geschleudert; durch die Streuwirkung der berstenden Hülse erhielt jede

Spore eine etwas andere Richtung, die ausreichte, um sie zu verschiedenen Sternen zu tragen.

Leben durchdringt das All.

Landung auf dem Planeten, Ausstreuung der Sporen, Suche nach dem heißen Element, Wachstum, Reifung, Explosion, Schub.

Dann Weltraum, jahrelanges Treiben. Weiter und immer weiter … (S. 133f)

„Wer siegt, verliert“ ist eine gelungene Science-Fiction-Erzählung über das Aufeinandertreffen dreier einander so fremder Organismen, dass nicht nur eine Verständigung unmöglich ist, sondern auch die korrekte Wahrnehmung des Anderen völlig verfehlt wird. Die Moral von der Geschichte ist, dass der Unscheinbare, der die wenigste Aufmerksamkeit erregt, oft der Erfolgreichste im Überlebenskampf ist.

*6. „Sabotage auf dem Schwefelplaneten“ (Sabotage on Sulphur Planet, 1952)

> Noland Bannister, Inspektor der Zweigstelle 12 der Weltraumflugsicherung ‚Star Control’, war im Weltraumhafen und auf der Folger Avenue als unangenehmer Zeitgenosse bekannt. Er war ein lauter, dominanter Typ, der kein Hehl aus seiner Abneigung gegen verwaltungstechnische Details machte und Schreibereien knurrend in Angriff nahm. Nachlässigkeiten seines Personals ahndete er streng. Grobe Fehler bewirkten heftige Zornesausbrüche.
>
> Es war das Pech von Robert Smith, den größten Schnitzer in Bannisters langer, abwechslungsreicher Laufbahn zu bauen. (S. 135)

Der äußerst suspekte Kapitän R. Plum ist mit dem Raumschiff „Messeraria“ und seiner kriminellen Mannschaft zur Erde zurückgekehrt. Robert Smith, neuer Angestellter der Weltraumflugsicherung „Star Control“, hat vom trunksüchtigen Super-

kargo Don Lowell der Messeraria erfahren, dass das Raumschiff einen Planeten mit intelligenten Lebewesen entdeckt haben will, was der erste solche Fall in der Geschichte der irdischen Raumfahrt wäre; außerdem faselt der Trunkenbold von Edelsteinen. Smith hat Lowell die Geschichte nicht abgenommen und wird jetzt von seinem Vorgesetzten Noland Bannister nicht nur heruntergeputzt, sondern sogar entlassen.

Nun versucht Smith sein Glück auf eigene Faust und will bei Plum anheuern, in der Hoffnung, dass ihn Lowell nicht mehr wiedererkennt.

> Smith konnte sich ausmalen, daß ein Jahr mit Käptn' Plum in der geschweißten Stahlröhre eines Raumschiffes eine Tortur war. Er diagnostizierte bei Plum einen Größenwahn, bei Jack Fetch, der ein ausgesprochen scharfgeschnittenes Gesicht hatte, sadomasochistische Neigungen und bei Bones, dem Steward, eine Persönlichkeitsspaltung – eine selbst für die exotische Atmosphäre der Rafferty Alley ganz schön bizarre Mischung. Käpt'n Plum und sein Nasen-

schnurrbart. Bones und sein grün-weißgestreifter Anzug. Bilge-Lowell und seine Phantastereien von einer intelligenten Rasse an einem fernen Ort. Erkannte er Smith als einen Angestellten von Star Control wieder? Smith entging nicht der abwägende Blick aus den fiebrigen dunklen Augen, sah Lowells blasse Stirn sich in Falten legen. (S. 143)

Lowell gibt vor, Smith nicht zu erkennen und erteilt ihm eine Lektion im Mixen von Cocktails.

Lowell ergriff eine Flasche und schüttelte sie. „Hier haben wir Arrak, guten weißen Arrak. Eigentlich sollte es roter Arrak sein. Nun ja, tun wir so, als hätten wir roten. Im Rezept steht: roter Arrak, 26 ccm. Prima. Ich stell' ihn beiseite. Dann der Dubonnet. Ich gieß' ihn in den Krug. Jetzt nehm' ich 14 ccm weg – weg, wohlgemerkt. Sie wundern sich?" Er sah Smith forschend an. „Nein? Gut."

Käpt'n Plum fing zu kichern an. „Bilge braut uns einen Jungbrunnen zusammen."

„Ein Schluck davon, und man kann das Alter vergessen“, erklärte Jack Fetch.

Lowell ignorierte sie. „So, das hier ist ein Fleur-de-lis-Likör. Aber nennen wir ihn einfach Lis; Französisch war noch nie meine Stärke.“ Plötzlich riß er in einem Ruck das Etikett so ab, daß nur noch das ‚Lis’ übrigblieb.

Lowell plapperte wirres Zeug, überlegte Smith. Ein Zwinkern von Käpt’n Plum bestätigte seine Diagnose. Wenn nur Bannister hier wäre!

Heiser fuhr Lowell fort: „Das ist wichtig. Ich bin krank und habe nicht mehr lange … Um so besser, daß ich’s nicht mit ins Grab nehm’. Also: Lis, 94 ccm.“ Er blähte die Brust und seufzte tief. „So, das wäre die Mischung. Nun die Garnierung.“ Er legte eine Orange, eine Zitrone, drei schwarze Oliven und eine grüne zurecht. (S. 145)

Smith und Plum kriegen sich in die Haare und prügeln sich, wobei Plum ausnahmsweise unterliegt. Beim Kampf verliert Plum einen grünen Edelstein, mit dem Smith das Weite sucht und zur Star Control zurück-

kehrt, wo ihm Bannister interessiert zuhört. Auch Smith erfährt Neuigkeiten, dass nämlich Lowell vergiftet aufgefunden wurde.

> Bannister drehte den Edelstein zwischen den Fingern und staunte; feine schneeflockenartige Pailletten leuchteten auf, strahlten, blitzten, schillerten und erloschen nacheinander wieder. „So was hab' ich noch nicht gesehen. Ich lass' das vom Mineralogen untersuchen. Oder", – er zögerte, musterte den Stein genauer –, „ist's ein Fall für die Biologische Abteilung?" (S. 147)

Smith wird provisorisch wieder bei Star Control eingestellt und soll den Edelstein als Zeichen des guten Willens zur Messeraria zurückbringen und bei Plum anheuern, aber das Raumschiff ist schon abgeflogen. Plum ist jedoch noch auf der Erde und shanghait Smith; und auf geht es mit der „Hund" zum Stern Rho Ophiuchus.

Dort leben, so hat Smith inzwischen erfahren, die „Wuschelköpfe", die blind und taub sind und auf dem Kopf Edelsteine tra-

gen; Plum enthauptet sie kurzerhand und raubt die Steine. Smith ist skeptisch, ob die Wuschelköpfe nicht doch eine Möglichkeit finden, sich zur Wehr zu setzen; im Übrigen kann er den Mord an Lebewesen nicht gutheißen.

> „Wenn diese Lebewesen Intelligenz besitzen, dann sind sie jetzt vielleicht auf der Hut. Es kann gefährlich werden, noch mehr Steine zu holen."
>
> Käpt'n Plum warf den Kopf zurück, woraufhin er das Gesicht verzog, weil durch die jähe Bewegung der Unterkiefer schmerzte. „Ausgeschlossen. Auf Rho sind wir sicher wie im eigenen Bett. Warum? Ganz einfach. Die Wuschelköpfe sind blind, taub und dumm. Sie spazieren mit den Steinen durch die Gegend, als wollten sie sie uns auf dem Silbertablett servieren. Ein kleiner Schnitt, der Wuschel klappt zusammen, der Stein rollt dir in den Schoß. So läuft das." (S. 163)

Und schon kann Smith den nächsten Mord beobachten.

„Sieh nur!“ rief Jack Fetch. „Da ist so ein Wuschel. Plum hat ihn noch nicht bemerkt.“

Smith folgte dem deutenden Finger von Jack Fetch und entdeckte ein senffarbenes Lebewesen auf dem Hügel. Es war ungefähr einen Meter zwanzig groß und einen halben Meter breit und erinnerte an einen Kugelkaktus oder Seeigel. Bewegliche Fühler standen von allen Seiten ab und tasteten unaufhörlich in der Luft. Oben auf dem Körper glänzte etwas Grünes.

„Blind, taub, dumm.“ Jack Fetch grinste füchsisch an. „Da kommt Plum ja. Will wohl gleich an die Arbeit gehen. Ist ganz schön scharf auf die Beute.“Plum hatte innegehalten; jetzt drehte er sich um und schlich sich vorsichtig an das gelbbraune Lebewesen heran.

Smith streckte gespannt den Hals. „Blind, taub, dumm“, hörte er Fetch wiederholen. Plum machte einen Satz nach vorn; das Messer blitzte in der trüben Luft auf. „Kinderleicht.“ Plum hielt triumphierend etwas Grünes hoch. Der geköpfte Wuschel wurde steif.

„Brutaler Mörder!“ flüsterte Smith. Als er den argwöhnischen Blick von Fetch bemerkte, hielt er sich zurück. (S. 165)

Smith warnt Plum abermals vor Vergeltunsmaßnahmen der Wuschelköpfe.

„Versetzen Sie sich in die Lage dieser Lebewesen“, antwortete Smith schnell. „Sie können weder sehen noch hören; sie haben keine Ahnung, was sie umbringt. Stellen Sie sich eine ähnliche Situation auf der Erde vor. Etwas Unsichtbares tötet die Menschen.“ Er hielt inne und fragte dann nachdrücklich: „Würden wir die Hände in den Schoß legen und untätig zusehen? Würden wir nicht alles versuchen, um den Mördern Einhalt zu gebieten?“ (S. 166)

Smith stellt fest, dass die Wuschelköpfe zwar blind und taub sind, aber seine Funksignale empfangen können. Aufgrund seiner Aufsässigkeit wird Smith aus der Gemeinschaft der Piraten ausgestoßen und muss zusehen, wie er mit sechs Stunden Sauerstoff zurechtkommt.

Bei seiner Suche nach der Zuflucht der Wuschelköpfe stößt er auf eine Art Burg, die einen großen Flüssigkeitsteich beinhaltet.

> Plum rief zurück: „Seht ihr keine Wuschel? Sie müssen da drinnen leben. Sollte hier nur so von ihnen wimmeln. Brechen wir so'ne Burg auf; mal sehen, was drinsteckt …"
>
> Eine gewaltige blasse Gestalt stieg im Becken auf, vier Arme legten sich um die vier Männer. Entgeistert setzten sie sich zur Wehr. Schon wurden sie geschüttelt, baumelten in der Luft. Dann wurden sie von den Armen in die Tiefe gezogen. Einen Augenblick lang dröhnte noch ihr Geschrei durch den Funk.
>
> Dann kam Plums Gebrüll. „Was ist denn los, was …" Er verstummte jäh; tiefe Stille folgte. (S. 173)

Aus der Flüssigkeit taucht eine riesige Gestalt auf und zieht vier Piraten in die Tiefe. Jetzt sind nur noch Plum, Smith und eine Wache im Raumschiff übrig.

Smith klärt Plum darüber auf, dass die Wuschelköpfe bestenfalls organische Automaten sind, die auf Befehl des Burgbesitzers für ihn Nahrung sammeln; die Befehle erhalten sie über die vermeintlichen Edelsteine, die in Wirklichkeit Funkempfänger sind.

Es entbrennt ein längerer, immer wieder unterbrochener Kampf zwischen Smith und Plum, bei dem es Smith gelingt, Plum des größten Teils seines Sauerstoffs zu berauben.

Bevor es zum Endkampf kommt, landet ein Kreuzer der Star Control, rettet Smith und verhaftet die zwei überlebenden Piraten. Das vermeintliche Cocktail-Rezept von Lowell war nämlich in Wirklichkeit eine Reiseanleitung zum Stern der Wuschelköpfe, wie Bannister herausgefunden hat.

Smith erhält auf der Erde nicht nur seinen alten Posten wieder, sondern wird sogar zum Leutnant befördert.

> Bannister überlegte. „Glauben Sie, daß Sie auf dieser letzten Reise etwas über die Arbeit von Star Control gelernt haben?“

„Ich habe alles gelernt, was es von Käpt'n Plum zu lernen gab."

Bannister nickte. „Prima, Lieutenant. Nehmen Sie 'ne Woche frei, erholen Sie sich. Dann wartet der nächste Einsatz auf Sie."

Smith nickte. „Danke." Er griff in die Tasche und legte eine glitzernde Kugel vor Bannister auf den Tisch. „Hier, ein Souvenir für Sie."

„Aha", sagte Bannister, „noch so'n Edelstein."

„Nein", erwiderte Smith, „nur ein guter Empfänger." (S. 179f)

„Sabotage auf dem Schwefelplaneten" ist ein wenig zwiespältig: Einerseits wirken die dauernden Prügeleien recht abgedroschen, andererseits sind die Lebewesen des Schwefelplaneten sehr originell konzipiert; und nicht zuletzt ist die Handlung auch spannend zu lesen.

7. „Vierhundert Amseln“ (Four Hundred Blackbirds, 1953)

> „Sicherlich haben Sie im Lauf Ihrer wissenschaftlichen Betätigung gelernt, daß alles Wissen einem Prozeß der Entwicklung unterworfen ist. In Moltroy lenken wir unser Volk, unsere Zukunft und schließlich die Zukunft der ganzen Welt nach neuen Erkenntnissen. Mit den Fanatikern, Extremisten, Individualisten“, merkte er mit rollender Stimme an, „verhält es sich wie mit den Dinosauriern in der Steinzeit – es hat sie in ungünstige Zeiten verschlagen.“ (S. 182)

Ein namenloses, hochkreatives Institut in Suare erhält Besuch von General Zoltan Vec aus Moltroy. Der General erläutert dem Institutsleiter Edvard Schmidt seine völlige gegenteilige Ansicht von Forschung, die seiner Meinung nach direkt auf ein Ziel ausgerichtet sein müsse.

> „Eigentlich scheint mir, alle im Institut nehmen’s recht leicht. In Moltroy muß man sein Brot verdienen.“ (S. 187)

Der General erläutert die militärischen Absichten von Moltroy.

> „Alle unsere Pläne zielen auf den Sieg dieses Blitzkrieges ab. Dann werden wir die Welt nach dem Vorbild von Moltroy umbilden, Ordnung schaffen, Disziplin durchsetzen. Ziele einführen und alles Planlose“, – die schwungvolle Geste galt dem Institutsgelände –, „Dilletantische, Unverantwortliche abstellen.“ (S. 192)

Kurze Zeit später ist Suare friedlich von Moltroy übernommen, und zwar durch einen Sturz der bisherigen Regierung. Schmidt kommentiert das gegenüber dem Posten.

> „[…] Eine neue Art von Invasion, Leon. Keine Armeen stürmen mehr die Grenzen, sondern listige Köpfe zersetzen wie Tumore den Regierungskörper.“ (S. 193)

Der regierungstreue Baze Roseau von der Fortschrittspartei wird neuer Direktor des Instituts.

Unterdessen ist es dem Wissenschaftler Abel Ruan gelungen, telepathische Verbindungen mittels Amselhirnen herzustellen. Moltory will das sofort für die Koordination von Kampfflugzeugen für den kommenden Krieg benutzen, um auf diese Weise die Weltherrschaft zu erringen.

Für zweihundert Flugzeuge und zweihundert Koordinatoren braucht man vierhundert Amseln, die in ebenso viele Helme integriert werden. Zwei besondere Kommandohelme sind für Marschall Koltig und General Vec vorgesehen.

Der Wissenschaftler Ruan gibt noch letzte Tipps.

> „Es wäre besser, den Helm erst zu verwenden, wenn die Schlacht in Gang ist“, sagte Ruan im Tonfall eines Arztes, der den Gebrauch einer Heilsalbe erklärt. „Das Gehirn ist besonders robust, muß aber mehr als die anderen leisten, so daß ich empfehle, es nur bei Bedarf einzusetzen.“ (S. 201f)

Aber das Einschalten der beiden Kommandohelme ruft eine totale Katastrophe hervor.

> Im Saal brach Panik aus. Die Medien sprangen auf, rannten kreischend im Kreis, duckten sich in Winkel, stürmten aus dem Saal.
>
> Koltig und Vec sahen mit traumhafter Verzückung zu; sie waren nicht einmal entsetzt.
>
> Und an der Front fingen die Flugkapitäne zu schreien an, warfen die Arme hoch und flohen gleichfalls in die hintersten Winkel, die sie erreichen konnten.
>
> Und im Bruchteil einer Sekunde wurde aus der Armada von Moltroy ein chaotischer Haufen teurer Maschinerie. (S. 204f)

Ruan erläutert dem alten und neuen Direktor Schmidt, wie es zum Untergang von Moltroy und dem Sieg der Weltförderation kam.

> „[…] Wir haben von Anfang an, wie Sie wissen, Amselgehirne verwendet, weil sie einen besonders ausgeprägten telepathischen Rapport aufweisen. Während die Gehirne weitergezüchtet und verfeinert wurden, bis sie fast menschliche Kapazitäten erreichten, wobei die Instinkte der Amsel natürlich erhalten blieben, entwickelte ich geheime Spezialhelme; dabei richtete ich es so ein, daß sie erst im kritischen Moment eingesetzt würden. Diese Helme auf dem Kopf von Marschall Koltig und General Vec haben für die Weltföderation den Krieg gewonnen.“ (S. 207)

Ruan hat in die beiden Kommandohelme keine Amseln, sondern Sperber eingesetzt, was bei deren Aktivierung unter den Amseln eine Panik ausgelöst hat.

„Vierhundert Amseln“ beruht auf einer reichlich absurden Idee, nämlich an Stelle von Funk-Kommunikation telepathische Amselhirne, eingebaut in Pilotenhelme, einzusetzen. Der Schlussgag ist ebenfalls sehr oberflächlich. Jack Vance hat anscheinend

in den fünfziger Jahren jeden noch so skurrilen Einfall in eine Story umgesetzt.

Leider ist die Übersetzung nicht immer geglückt, wie das folgende Zitat zeigt. Darin hat der junge Institutsmitarbeiter Jevinsky eine bahnbrechende Entdeckung gemacht.

> „Die verlorene Lösung von Fermat! ‚Ein Würfel läßt sich nicht in zwei Würfel teilen', hat Fermat gesagt, ‚Ich habe einen herrlichen Beweis dafür gefunden', hat Fermat gesagt, ‚aber auf dem Rand war zu wenig Platz.' Ich hab's im Nu hingekritzelt. So", – und der junge Mann trank seinen Wein –, „wenn man Fermat, Euler, Gauss, Riemann sagt, wird man im gleichen Atemzug auch", – und er klopfte sich auf die Brust –, „Jevinsky nennen."
>
> Der Direktor rieb sich das Kinn. „Sie haben Werte von n über 14 000 bestimmt?"
>
> Jevinsky schwenkte triumphierend sein Glas. „Nicht nötig! Es ist eine allgemeine Lösung!"

„Gratuliere!“ kam es zynisch von General Zoltan Vec. (S. 186)

Tatsächlich besagt der Große Fermatsche Satz von Pierre de Fermat (1607–1665), dass der Satz des Pythagoras für Potenzen größer als zwei nicht gilt. Der Große Fermatsche Satz wurde erst 1994 mathematisch bewiesen. Fermat hatte behauptet, er wisse den Beweis, könne ihn aber aus Platzmangel nicht an den Rand des Buches notieren. Es wird bezweifelt, dass Fermats Idee richtig war, denn der Beweis hätte sehr viel mehr Platz und Zeit erfordert als nur eine leere Seite Papier.

*8. „Sieben Ausgänge von Bocz“ (Seven Exits from Bocz, 1952)

Trasek stellte sich vor das erste – freilich zu dicht, wie ein Kunstkenner kritisiert hätte. Das Bild wirkte auf den ersten Blick wie ein reines Farbenspiel aus verschiedenen Schwarz-, Braun- und Purpurtönen. „Ziemlich düster“, stellte er fest.“

Für Ihren Geschmack“, erwiderte Horzabky, der verdutzt zwischen dem Bild und Trasek hin und her blickte.

„Wer hat’s gemalt?“

„Ein unbekannter Künstler.“

„Ah“, staunte Trasek, der zum nächsten, einem abstrakten Gemälde, weitergegangen war. „Ein Alptraum“, kommentierte er. Und die Formen wirkten tatsächlich unwirklich; wenn man sie zu erfassen versuchte, entzogen sie sich förmlich der Wahrnehmung. Auch die Farben waren recht eigenartig: undefinierbare Zwischentöne, helle Flecken, die das Auge sah, der Verstand aber nicht benennen konnte. Trasek schüttelte ablehnend den Kopf, was Horzabky offenbar belustigte, und trat vor das dritte. Dabei handelte es sich wiederum um eine abstrakte Komposition, die allerdings mehr Ruhe ausstrahlte: horizontale Linien und Streifen in Gold, Silber, Kupfer und anderen Metallfarben.

Trasek betrachtete es eingehend. „Geschickt gemacht. Erweckt die Illusion von Raum und Entfernung“, äußerte er, wobei er Horzabky aus den Augenwin-

keln beobachtete. „Man meint fast, man könnte hineingreifen und das Gold aufsammeln.“ (S. 210f)

Trasek approached the first, rather more closely than a connoisseur would recommend. It appeared, at first glance, merely a shading of blacks, dull browns and purples. „This one seems dull.”

„According to your taste,” said Horzabky, looking quizzically back and forth from the picture to Trasek.

„Who is the artist?”

„His name is unknown.”

„Ah,” and Trasek passed on to the second, an abstraction. „Now this is a nightmare.” Indeed, the shapes were unreal, and when the mind reached to grasp them, they slipped away from comprehension; and the colors were equally strange—nameless off-tones, bright tints the eye saw but could not name. Trasek shook his head disapprovingly, to Horzabky’s amusement, and passed on to the third, likewise an abstraction, but composed in a quieter spi-

rit—horizontal lines and stripes of gold, silver, copper, and other metallic colors.

Trasek examined this closely. „There's a clever illusion of space and distance here," he said, watching Horzabky from the corner of his eye. „Almost you would think you could reach in, gather up the gold."

Nicholas Trasek besucht Dr. Horzabky, der über seine Sammlung von sieben außergewöhnlichen Gemälden verfügt.

Wie Trasek dem Doktor vorhält, hat dieser während des Krieges im Todeslager von Bocz in Kunvasy Experimente mit achtundsechzigtausend ausgemergelten Sklaven durchgeführt.

„Der Wissenschaftler hatte zweifellos große Visionen. Er wollte in andere Dimensionen und Universen vorstoßen, aber es waren keine gangbaren Wege und Mittel bekannt. Eine irdische Kraft griffe nur bei irdischen Dimensionen, er aber brauchte eine Kraft, die diese Grenze überwinden könnte. Er kam auf die Geisteskräfte, die Telepathie. Allem

Anschein nach erreichte die Telepathie außerirdische Dimensionen. Angenommen also, man würde diese Kraft gewaltig verstärken? Könnte sie dann nicht einen Weg ins Unbekannte bahnen? Vielleicht wäre die gemeinsame Anstrengung vieler Menschen wirksam? Also beschaffte er sich die achtundsechzigtausend Sklaven. Er verabreichte ihnen Drogen, die ihre Konzentration erhöhten, aber ihren Willen lähmten, sie fügsam machten. Er pferchte sie zusammen, Schulter an Schulter, einem Ziel zugewandt, das auf ein Sperrholzbrett gepinselt war. Er forderte sie auf, sich hineinzudenken, aber nicht darüber – in drei Richtungen und schließlich in eine vierte – vorzudringen, sich das Unvorstellbare vorzustellen! ›Wollt es! Wollt es! Wollt es!‹ feuerte er sie an.

Die Sklaven standen keuchend, schwitzend, mit aufgerissenen Augen da. Nebel hüllte das Ziel ein. ›Rein! Rein!‹ brüllte der Wissenschaftler. ›Rein, aber nicht raus!‹ Und das Ziel tat sich auf – ein ein Meter großes Loch ins Nichts. (S. 212f)

„The scientist was a man of vision, no question about it. He wished to probe into other dimensions, other universes, but there was no known tool or contrivance to give him a purchase. Any earthly force acted in the bounds of earth dimensions, and he needed a force beyond these bounds. He thought of mental power—of telepathy. All the evidence seemed to indicate that telepathy acted through non-earthly dimensions. Suppose this force were magnified tremendously? Might it not twist open a path into the unknown? Possibly the concentrated effort of a great number of minds might be effective. So he obtained the sixty-eight thousand slaves. He dosed them with drugs that stimulated their concentration but numbed their wills, made them pliable. Into the compound he herded them, massed them cheek on shoulder facing a target painted on a panel of plywood. He told them to will! will! will! To go in but not beyond! Three directions, then a fourth! To imagine the unimaginable!

„The slaves stood there panting, sweating, eyes popping in their efforts. Mist gathered on the target. ‘In! In!’ yelled the scientist. ‘In but not out!’ And the target burst open—a three-foot hole into nowhere.

Mit Hilfe von Drogen hat Dr. Horzabky die Sklaven so weit getrieben, dass sie ein Tor in eine andere Dimension erschaffen haben – und nicht nur eines, sondern insgesamt sieben. Als der Krieg verloren ging, trieb Herzabky seine Sklaven durch die sieben Tore und nahm diese mit, denn sie waren an Sperrholzplatten gebunden und ließen sich leicht transportieren.

Trasek erklärt dem Doktor, dass das vierte Tor nicht in eine fremde Welt, sondern nach Australien führt – wer es allerdings durchschreitet, bei dem wird das Innerste nach außen gekehrt. Und nun ruft Trasek die Person herein, die er mitgebracht hat: Es ist sein Bruder Emmer, der durch das vierte Tor gehen musste.

Horzabky setzte sich die Brille auf der Nase zurecht. „Ist das … ist das …“

Trasek hatte Horzabkys Pistole nicht aus den Augen gelassen. „Eins Ihrer Opfer, Doktor. Sie haben ihn durchs vierte Loch geschickt."

„Er trägt eine Plastikhülle", erläuterte Trasek weiter. „Um die Fliegen von ihm, besser gesagt von seinem Innern, fernzuhalten. Denn er ist eigentlich ein ganz normaler Mensch, der in einem verkehrten Universum lebt."

„Gibt's noch mehr davon?" erkundigte sich Horzabky beiläufig.

„Nein. Manche sind den Fliegen zum Opfer gefallen, die meisten dem Sonnenbrand, und den Rest haben die Eingeborenen mit Schilfpfeilen gespickt. Ein staatlicher Viehzuchtinspektor kam in die Gegend und wollte wissen, was da los sei. Wie er ihn", – Trasek nickte zu seinem Bruder hinüber –, „als Mensch erkannt hat, das ist mir schleierhaft. […]" (S. 218)

Horzabky pushed the glasses back up on the ridge of his nose. „Is this—is this one of—"

Trasek had been brightly watching Horzabky's gun. „It's one of your victims, Doctor. You sent him through your No. 4 hole. That's a plastic coverall he's wearing to keep the flies off him, or rather, from inside him, because to himself he's still a normal man, and it's the universe that's backwards."

„How many more are there like him?" inquired Horzabky, casually.

„None. Flies got some, sunburn most of the others, and the natives shot a lot full of reed arrows. A government cattle inspector came along and wanted to know what was going on. How he ever recognized—"

Trasek will Horzabky Angst einjagen, indem er andeutet, es könnten noch andere Sklaven überlebt haben. Der Doktor verneint energisch.

„Vielleicht sind gar nicht alle gestorben, die Sie durchgeschickt haben … Vielleicht warten sie versteckt wie Ratten im Loch …"

„Ausgeschlossen."

„… vielleicht haben Sie sie ständig mit sich herumgetragen, vielleicht schleichen sie sich in der Nacht heraus, um zu essen, und verstecken sich wieder.“

„Unsinn!“ stieß Horzabky aus. „Ich hab’ sie sterben sehen. Im ersten Loch wurden sie starr und zerbröselten. Im zweiten schlugen sie um sich, zerfielen in Teile, die in alle Richtungen davonflogen. Im dritten schwollen sie an, explodierten. In Nummer vier – nun, Sie wissen ja. In Nummer fünf wurden sie aufgeladen und wie Watte weggepustet. Im sechsten – man kann nichts sehen, aber wenn man einen Gegenstand reinhält und wieder rauszieht, so ist er verändert, verhärtet, so ist jedes Atom dem neuen Universum einverleibt. Im siebten schmilzt alles einfach.“ (S. 220)

„Maybe not all of them died when they passed through…Maybe they’re waiting just out of sight, like rats in a hole—”

„Impossible.”

„—maybe you've carried them with you everywhere, maybe they steal out during the night to eat and return to hide."

„Nonsense," blurted Horzabky. „I saw them die. In No. 1 they turned stiff and crumbled, vanished off in the murk. In No. 2 they struggled and kicked and finally came all apart and the parts jerked off in all directions. In No. 3 they expanded, exploded. In No. 4—well, as you know. In No. 5 they were picked up and whisked like chaff along the corridors, far down and out of sight. In No. 6—it's impossible to see into the blur, but any object pushed in and withdrawn is changed in every atom, petrified, every bit made part of the new space. In No. 7, matter just melts."

Trasek enthüllt, das die sieben Bilder keine Gemälde, sondern eben jene fatalen Tore in andere Welten sind. Sein Bruder Emmer wird durch das vierte Tor geschickt, wo er in einem Universum leben kann, das seiner Gestalt entspricht.

Horzabky schießt auf Trasek, was diesem aber nichts anhaben kann, weil er selbst einer der Sklaven war, der durch das sechste Tor gehen musste, der sich aber wieder in die normale Welt zurückziehen konnte und seither eine eiserne Konstitution hat. Dr. Horzabky muss aber in das zweite Tor hinein.

Trasek ging grinsend zur Wand, nahm das zweite Bild ab und lehnte es gegen den massiven Tisch. Die wilden Formen der Welt darin bogen und wanden sich, von Gedanken aufgewühlt.

Horzabky kreischte schrill. Er lief ein paar Schritte auf Trasek zu, hielt ihm die Pistole fast unter die Nase und feuerte noch einmal – noch einmal – noch einmal.

Weiße Male erschienen auf Traseks Stirn und Wangen. Horzabky taumelte zurück.

„Sie können mich nicht töten“, sagte Trasek. „Nicht mit Materie von dieser Welt. Auch ich bin einer Ihrer Ehemaligen. Sie haben mich durchs sechste

Loch geschickt. Ich bin wie der Holzstock – eisern!“

Horzabky lehnte sich an den Tisch und ließ die Pistole hängen. „Aber … aber.“

„Die übrigen sind tot, Doktor. Man kommt nie auf; man fällt ewig weiter – es sei denn, man kriegt den Rand des Lochs zu fassen. Ich bin schließlich wieder rausgeklettert, während Sie die Wachleute vergast haben. So, Doktor.“ Er trat bedächtig einen Schritt auf den erstarrten Horzabky zu. „Nummer zwei wartet auf Sie.“ (S. 220f)

Trasek, still grinning, went to the wall, took down No. 2, propped it against one of the massive tables. The violent shapes of the world within swam, shifted, outraged the mind.

Horzabky was whining in a high-pitched tone. He ran a few steps closer to Trasek, pushed the gun almost into his face, fired again—again—again.

White marks appeared on Trasek’s forehead, cheek. Horzabky floundered back.

„You can't kill me," said Trasek. „Not with matter from this world. I'm one of your alumni, too. You sent me through No. 6; I'm like that stick of wood—impervious!"

Horzabky leaned against the table, the gun dangling from his hand. „But—but—"

„The rest of them are dead, Doctor. There is no bottom to this hole; you just fall forever—unless you happen to catch the edge of the opening. I finally climbed back in while you were out gassing the guards. Now, Doctor," he took a soft step closer to the palsied Horzabky, „No. 2 is waiting for you…"

„Sieben Ausgänge von Bocz" ist eine zweispältige Erzählung: Auf der einen Seite ist die Erfindung von sieben furchtbaren Dimensionen sehr phantasievoll ausgeführt; und die Offenbarung, dass es sich bei den Gemälden um die Weltentore selbst handelt, ist überraschend und für den Leser nicht vorhersehbar.

Auf der anderen Seite ist die Geschichte der beiden Brüder und die Verwirklichung

der Rache wenig plausibel und recht klischeehaft.

*9. „Sturm auf die Stadt“ (Assault on a City, 1974)

Ein gewisser Angus Barr, Offizierssteward an Bord des Raumschiffs Danaan Warrior, hatte seinen Sold ausbezahlt bekommen und war in das Viertel Jillyville der Stadt Hant aufgebrochen, um sich zu amüsieren. Dort geriet er – den polizeilichen Ermittlungen zufolge – in die Gesellschaft eines gewissen Bodred Histledine, eines berüchtigten Banditen im North River District. Die beiden hatten sich kurz im Epidrom vergnügt, wo Angus Barr an einem Spielautomaten zweihundert Dollar gewann. Dann zogen sie über die Parade ins Schwarze Opalcafé, wo sie ein Bier tranken und vergeblich versuchten, zwei Touristinnen aufzureißen. Schließlich schlenderten sie nördlich über die Parade, überquerten an der Boncastle-Brücke den River Louthe und fuhren mit dem alten klapprigen Aufzug auf den Semaphore-

Berg in Hongos Blaue Laterne, woraufhin Angus Barr nicht mehr gesehen wurde. (S. 222)

A certain Angus Barr, officer's steward aboard the spaceship *Danaan Warrior*, had taken his pay and gone forth into that district of the city Hant known as Jillyville in search of entertainment. There, according to information received by the police, he fell into the company of one Bodred Histledine, a well-known bravo of the North River district. The two had entertained themselves briefly at the Epidrome, where Angus Barr won two hundred dollars at a gambling machine. They then sauntered along the Parade to the Black Opal Cafe, where they drank lime beer and tried to pick up a pair of women tourists without success. Continuing north along the Parade, they crossed the River Louthe by the Boncastle Bridge and rode the clanking old escalator up Semaphore Hill to Kongo's Blue Lamp Tavern, and Angus Barr was seen no more.

Der Offiziersteward Angus Barr ist im berüchtigten Vergnügungsviertel Jillyville der Stadt Hant verschwunden. Die Detectives Clachey und Delmar geben dem Banditen Bodred Histledine, genannt Big Bo, die Schuld, können ihm aber nichts nachweisen, weil er rechtzeitig sein Gedächtnis hat löschen lassen. Immerhin kann man ihn wegen der illegalen Gedächtnislöschung zu einer Strafe auf Bewährung verurteilen; im Rahmen dessen muss er sich als Werftarbeiter verdingen, was ihm sehr sauer aufstößt.

Zufällig arbeitet Bo an der Instandsetzung des Horsts von Commander Mervyn Tynett; wenn der Horst fertiggestellt ist, wird er wieder in den Orbit, Cloudhaven genannt, aufsteigen, ein Wohnort, der nur wenigen Privilegierten vorbehalten ist.

Unterdessen versucht Tynetts siebzehnjährige Tochter Alice, sich die Zeit zu vertreiben und fragt zu diesem Zweck ihren Freund Waldo, der über einen verfeinerten Geschmack verfügt.

„[…]Wohin gehen wir?“

„Nun, es gibt eine Ausstellung von Latushenkos Geisterkristallen, die er in neuen Gräbern heranzieht; wir könnten auch in Arnauds Anatomie gehen, wo sehr intelligente Stücke gegeben werden. Ich war schon dreimal dort; würde dir bestimmt gefallen. Die Darsteller sind über Prothesen mit Puppen gekoppelt und treiben die wildesten Sachen. Heute spielen sie *Salammbo* und die etwas anzügliche *Geheime Puderquaste*, wenn du so was magst."

Alice schüttelte lächelnd den Kopf. „Ich habe in den Didion-Sümpfen die Reste eines brunftigen Mammutpaars gesehen und seitdem jegliches Interesse an Voyeurismus verloren."

Waldo blinzelte verdutzt und zog seine Krawatte zurecht. „Nun, dann gibt's immer noch das Perzeptorium, aber du bist nicht verdrahtet und hättest nicht besonders viel davon. Wir haben eine Ausstellung im Hypersinn: John Shibes Plakatkunst. Oder wir bekommen mit ein bißchen Glück noch zwei Karten fürs Konservatorium; dort wird heute Oxtots *Generation des fundamentalen*

Schmerzes mit fünf Musikmaschinen aufgeführt.“ (S. 236)

„[…] Where are we going?”

„Well, there’s an exhibition of Latushenko’s spirit crystals, which he grows in new graves; or we could go to the Arnaud Intrinsicalia, where there’s a very clever performance, which I’ve already seen three times; I know you’d enjoy it. Operators are prosthetically coupled to puppets, who perform the most adventurous and outrageous acts. There’s a performance of Salammbo on tonight, with *The Secret Powder-puff,* which is rather naughty, if you like such things.”

Alice smiled and shook her head. „I happened upon the mammoth atrachids of Didion Swamp in a state of oestrus, and since then I’ve lost all interest in voyeurism.”

Waldo was taken aback. He blinked and adjusted his cravat. „Well—there’s always the Perceptory—but you’re not wired and you’d miss a great deal. There’s an exhibit at the Hypersense: John

Shibe's Posturings. Or we might luck into a couple seats at the Conservatory; tonight they're doing *Oxtot's Generation of Fundamental Pain*, with five music machines."

Diese exquisiten künstlerischen Genüsse können das Mädchen vom Land nicht locken. Sie lässt sich jedoch überreden, dem verrufenen Vergnügungsviertel Jillyville einen Besuch abzustatten.

Hier gibt es allerhand zu beobachten.

„[…] Du meine Güte, was sind das denn?"

„Das sind Jeeks", erklärte Waldo. „Von Caph Drei. Gibt 'ne ziemlich große Kolonie hier. Siehst du das Organ über dem Schwanzhorn? Es stößt Körperteer aus, der stinkt wie nichts sonst auf der Erde … Sieh da rüber, die großen, hellen Gestalten. Das sind Wampuns von Argo Navis. Etwa fünfhundert davon bewohnen ein altes Lagerhaus aus Ziegel. Sie kommen nicht oft raus. Tinkos sehe ich keine, und die Spangs erschei-

nen erst kurz vor Morgengrauen.“ (S. 210f)

„[…] What a remarkable assortment of people!”

„Yes,” said Waldo glumly. „You’ll see everybody and everything along the Parade. Don’t walk too closely behind the jeeks. They have a rather noxious defensive mechanism right above their tail horn. If you see a man with a red hat, he’s a bonze of the External Magma. Don’t look at him or he’ll want an ‘enlightenment fee’ for divining his thoughts. Those three men yonder are spacemen—drunk, of course. Down at the end of the Parade is Spaceman’s Rest: a jail reserved for overexuberant spacemen. Out yonder is the Baund, the most garish section of Jillyville: saloons, bordellos, shampoo parlors, cult studios, curio shops, mind-readers, evangelists and prophets, gunk-peddlers—all in the Baund.”

„What a picturesque place!”

„Yes, indeed. Here's the Black Opal Cafe, and there's a table; let's sit and watch for a bit."

For a period they sat and sipped drinks: Waldo, a clear cold Hyperion Elixir, Alice, a goblet of the popular Tanglefoot Punch. They watched the passers-by: tourists from the backlands, spacemen, the young folk of Hant. Ladies of the night sauntered past with an eye for the spacemen, their wrist-chains jingling with socket adapters. They dressed in the most modish extremes, hair piled high and sprinkled with sparkling lights. Some varnished their skins, others wore cheek-plates plumed with jaunty feathers. Their ears were uniformly clipped into elf-horns; their shoulder finials rose in grotesque spikes. Waldo suggested that Alice take their picture, and she did so. „But I'm really more interested in representative pictures of representative folk, such as yourself and that fine young couple yonder. Aren't they picturesque? My word, what are those creatures?"

„Those are jeeks," said Waldo. „From Caph Three. There's quite a colony here. Notice the organ above the dorsal horn? It ejects body-tar, which smells like nothing on Earth… Look yonder, those tall whitish creatures. They're wampoons from Argo Navis. About five hundred live in an old brick warehouse. They don't walk out too often. I don't see any tinkos, and the spangs won't appear until just before dawn."

Außerdem gibt es in Jillyville Gunk-Süchtige, die sich über ein Körperinterface fremde Erfahrungen reinziehen, was natürlich strikt illegal ist.

„[…] Warum ist das Verdrahten nicht illegal?"

Waldo schüttelte den Kopf. „Dann würde jedes Perzeptorium Pleite machen. Und man darf die Macht der Liebe nicht unterschätzen."

„Der Liebe?"

„Ein Liebespaar verdrahtet sich mit besonderen Kontakten, so daß sie bei

einander einstecken können. Macht man das auf Rampold nicht?“

„Aber wirklich nicht.“

„Aha. Jetzt bist du schockiert.“

„Kaum. Es wundert mich nicht. Überleg mal, man könnte auch übers Telefon und übers Fernsehen und sogar über Kassette Liebe machen; man braucht eben nur den richtigen Draht.“

„Das wird längst getan. Die Gunk-Produzenten sind sogar noch weiter gegangen: Es wird das Gehirn angezapft und mit Wahrnehmung gespeist.“

„Mh, das ist also Gunk. Ich dachte, es wäre eine halluzinatorische Droge.“

„Es ist gesteuerte Halluzination. Je höher man den Saft dreht, desto lebhafter wird’s. Für den Gunker ist das Leben grau; es wird wieder bunt, wenn er den Gunk anschmeißt. Das wirkliche Leben ist ein öder Lückenfüller zwischen den tollen Gunk-Erlebnissen. Ganz schön verführerisch!“ (S. 241f)

„[…] Why isn’t wiring illegal?”

Waldo shook his head. „The perceptories would go out of business. And never discount the power of love."

„Love?"

„Lovers wire themselves with special sockets, so that they can plug into one another. You don't do this on Rampold?"

„Oh, no indeed."

„Aha. You're shocked."

„Not really. I'm not even surprised. Just think, you could even make love by telephone or television, or even by a recording; all you need is the right kind of wiring."

„It's been done. In fact, the gunk producers have gone far beyond: brain-wiring plus a percept equals gunk."

„Oh. That's what gunk is. I thought it was a hallucinatory drug."

„It's controlled hallucination. The more you turn up the voltage, the more vivid it becomes. To the gunker life is gray; the colors come back when he dials up the gunk. Real life is a dismal interlude between the sumptuous experiences of gunk … Oh, it's seductive!"

Zur gleichen Zeit ist auch Bo mit seiner neuen Freundin Hernanda Degasto Confurias in Jillyville. Er bemerkt Alice und verleitet einen außerirdischen Jeek durch einen geschickten Griff, Waldo mit einer stinkenden, kaum zu entfernenden Körperflüssigkeit einzustäuben.

Danach verfällt Bo auf die Idee, zusammen mit seinem Kumpel Raulf Dido die junge Frau zu entführen und für die Produktion eines Gunk-Pornos zu missbrauchen. Zur Tarnung lässt er sich niederschlagen und will für die Vergewaltigung eine Maske aufsetzen.

> Während Alice auf der Straße davonging, ließ sie Bo, der ihr in ein, zwei Schritten Abstand folgte, nicht aus den Augen. Ihr fiel ein kleiner Lastwagen auf, der an der Straßenseite geparkt war. Als sie in die Höhe des Fahrzeugs kam, hörte sie hinter sich polternde Schritte. Sie wirbelte herum und sah zwei Männer Bo niederschlagen. Ein anderer Mann warf ihr eine Decke über den Kopf und band einen Strick um ihre Knie; sie wurde hochgehoben und in

den Lastwagen geworfen. Die Tür schlug zu, und im nächsten Augenblick setzte sich der Lastwagen in Bewegung. (S. 275)

Keeping a wary eye on Bo, Alice marched off down the alley, with Bo a pace or two behind. She noticed a small van parked to the side. As she passed, footsteps pounded behind her; she swung around to see two men bearing Bo to the ground. Another man threw a blanket over her head, looped a strap around her knees; she was picked up and tossed into the van. The door closed and a moment later the van moved off.

Alice hat zwar kein Gunk-Interface, aber man kann sie mittels eines Induktionsgeräts trotzdem anschließen. Allerdings hat sie ihren Vergewaltiger in spe, Bo, trotz seiner Verkleidung sofort erkannt.

„Mach ihr die Induktion dran; gehen wir die Sache endlich an."

Der Mann mit dem Kittel kam näher; Alice gestikulierte, nahm die Indukti-

onszelle, schüttelte die Hände; plötzlich war die Zelle weg. Bo und Raulf Dido starrten sie erbost an. „Was hast du damit getan?“ fragte Bo in scharfem Ton.

„Sie ist weg“, erklärte Alice. „Für immer verschwunden. Oder vielleicht irgendwo da oben.“ Sie sprang auf die Aufnahmeplattform und stieß alles Gerät um: Kameras und Recorder krachten auf den Boden. Raulf und Bo schrien entgeistert auf und versuchten, sie zu fangen. Plötzlich hielten sie inne, als alarmierende Geräusche ertönten: aufgebrachte, fluchende Stimmen, dumpfe Schläge. In den Raum stürzten vier Männer. Waldo blieb seitlich stehen, während seine Leute Raulf und Bo mit Gummiknüppeln angriffen. Raulf und Bo brüllten voller Zorn und versuchten, sich zu verteidigen, aber ohne Erfolg, denn von allen Seiten prasselten die Hiebe auf sie nieder.

Alice sagte: „Hallo, Waldo. Was tust du denn hier?“

„Das gleiche könnte ich dich fragen.“

„Ich wurde von Bodred in einem Lastwagen hierhergeschleppt“, erklärte Alice. „Anscheinend sollte ich bei einem Gunk mitwirken; ich wollte gerade gehen, als du hereingekommen bist.“

„Du wolltest gerade gehen?“ Waldo lachte spöttisch. Er legte den Arm um ihre Hüfte und zog sie an sich.

Alice drückte ihm die Hände auf die Brust und schob ihn weg. „Bitte, Waldo, beherrsch dich! Ich brauche kein Händchenhalten.“ (S. 277f)

„Put on her induction; we'll get on with the business."

The man in the domino advanced; Alice gestured, took the induction-cell, waved her hands and the cell was gone. Bo and Raulf Dido stared in annoyance. „What did you do with it?" asked Bo in a hard voice.

„It's gone," said Alice. „Forever. Or maybe it's somewhere up here." She jumped up to the recorder platform and pushed over equipment. Cameras, recorders crashed to the floor, evoking cries of rage from Raulf and Bo. They

ran to catch her, then stopped short at the sound of contention: calls and curses, the thud of blows. Into the room burst four men. Waldo stood to the side while his companions advanced upon Raulf and Bo and commenced to beat them with leather truncheons. Raulf and Bo bellowed in rage and sought to defend themselves, with only small success, as the blows fell upon them from all sides.

Alice said, „Hello, Waldo. What are you doing here?"

„I might ask you the same thing."

„Bodred brought me here in a van," said Alice. „He seemed to want my help in making percepts; I was about to go when you arrived."

„You were about to go?" Waldo laughed scornfully. He put his arm around Alice's waist and drew her toward him.

She put her hands on his chest and held him away. „Now, Waldo, control yourself. I don't need reassurance."

Alice lässt das Induktionsgerät durch einen Taschenspielertrick verschwinden, was un-

ter ihren Entführern eine große Verwirrung hervorruft. Dann erscheint Waldo mit vier Hilfskräften, die auf Bo und Raulf einprügeln, was sie nur können. Überraschenderweise ist Alice nicht sonderlich dankbar für die Rettung.

Waldo ist darüber so frustriert, dass er Bo anweist, mit dem Gunk weiterzumachen.

> „[…] Und jetzt mach weiter mit dem Gunk.“ Waldo nickte in Richtung Alice. „Schnapp sie dir. Nimm sie her. Ich will sie nicht mehr.“
>
> Bo blickte unsicher zu Raulf, der noch am Boden lag. Er sah zurück zu Waldo und schielte nach der Pistole. „Und was dann?“
>
> „Ich bin nicht fertig mit dir, wenn du das meinst. Es steht dir noch allerhand bevor. So einfach kommst du mir nicht davon.“
>
> Alice wandte verwundert ein: „Waldo, willst du damit sagen, daß diese gemeinen Kerle mit ihrem Zeug weitermachen sollen?“

Waldo grinste. „Warum nicht? Eine kleine Demütigung wird dir nicht schaden.“ (S. 278f)

„[…] Go on with your gunk.” Waldo jerked his head toward Alice. „Take her. Use her. I don’t want her.”

Bo glanced uncertainly toward Raulf, still on the floor. He looked back to Waldo, glaring sidelong at Waldo’s gun. „What then?”

„I’m not done with you, if that’s what you’re worried about. You’ve got a lot coming, and you’re going to get it.”

Alice spoke in a puzzled voice. „Waldo, are you suggesting that these nasty creatures continue with what they were doing?”

Waldo grinned. „Why not? A little humility might do you good.”

Aber die ganze Bande hat nicht damit gerechnet, dass Alice noch ein paar Tricks auf Lager hat.

„Wartet!“ sagte Alice. „Noch eins. Paßt auf meine Hände auf. Seht ihr?“ Hoch-

aufgerichtet vollführte sie eine Reihe von anscheinend sinnlosen Bewegungen. Sie hielt inne und zeigte Bo und Waldo ihre geöffneten Hände. In jeder lag ein winziges Instrument. Aus dem Ding in ihrer Rechten schoß ein blendender Lichtblitz, der zehnmal pro Sekunde aufleuchtete; das zweite Ding in der Linken gab einen volltönenden, markerschütternden Laut von sich: ein heulendes Kreischen in der gleichen Frequenz wie das Licht – quiek quiek quiek! Waldo und Bo fuhren hoch und taumelten zurück; ihre Sinne waren überlastet, der Verstand betäubt. Alice, die darauf gefaßt war, wurde weniger in Mitleidenschaft gezogen. Sie legte das Leuchtsignal auf den Tisch und schnappte sich die Pistole. Waldo, Bo und Raulf schwankten und torkelten; ihr Gehirnrhythmus war völlig durcheinandergeraten. (S. 280)

„Wait!" said Alice. „One thing more. Watch my hands. Are you watching?" She stood erect, and performed a set of apparently purposeless motions. She

> halted, held her palms toward Bo and Waldo, and each held a small mechanism. From the object in her right hand burst a gush of dazzling light, pulsating ten times per second; the mechanism in the left hand vented an almost solid tooth-chattering mass of sound: a throbbing scream in phase with the light: erreek erreek erreek! Waldo and Bo flinched and sagged back, their brain circuits overloaded and rendered numb. The gun dropped from Waldo's hand. Prepared for the event, Alice was less affected. She placed the beacon on the table, picked up the gun. Waldo, Bo and Raulf staggered and lurched, their brain-waves now surging at disorientation frequency.

Nun endlich erscheint die Polizei und verhaftet Bo, Waldo und alle Helfershelfer.

Zu Hause auf dem Horst würdigt Alice ihre Erlebnisse auf lakonische Weise.

> Alice kam am späten Nachmittag auf dem Horst an, wo sie erfuhr, daß ihr Vater seine Geschäfte erledigt hatte.

„Schön, daß du schon da bist“, freute sich Merwyn Tynnott. „Wir wollen nämlich heute noch fahren. Hast du einen schönen Tag gehabt?“

„Es war interessant“, meinte Alice. „Die Lehrmethoden sind aufwendig und gut, aber ich frage mich, ob die Phantasie der Studenten nicht erlahmt, wenn alles so kategorisch präsentiert wird.“

„Schon möglich. Schwer zu sagen.“„Sie vertreten natürlich einen urbanen Standpunkt. Freilich sprechen die Fakten für sich selbst, aber ich habe den Verdacht, daß der Geschichtsstudent durch sozialen Druck auf die urbane Doktrin zurückfällt.“

„Höchstwahrscheinlich. Der soziale Druck ist stärker als die Logik.“ (S. 281)

Alice arrived back at the aerie halfway through the afternoon, to find that her father had completed his business. „I was hoping you’d get back early,” said Merwyn Tynnott, „so that we could leave tonight. Did you have a good day?”

„It’s been interesting,” said Alice. „The teaching processes are spectacular and

effective, but I wonder if by presenting events so categorically they might not stifle the students' imaginations?"

„Possible. Hard to say."

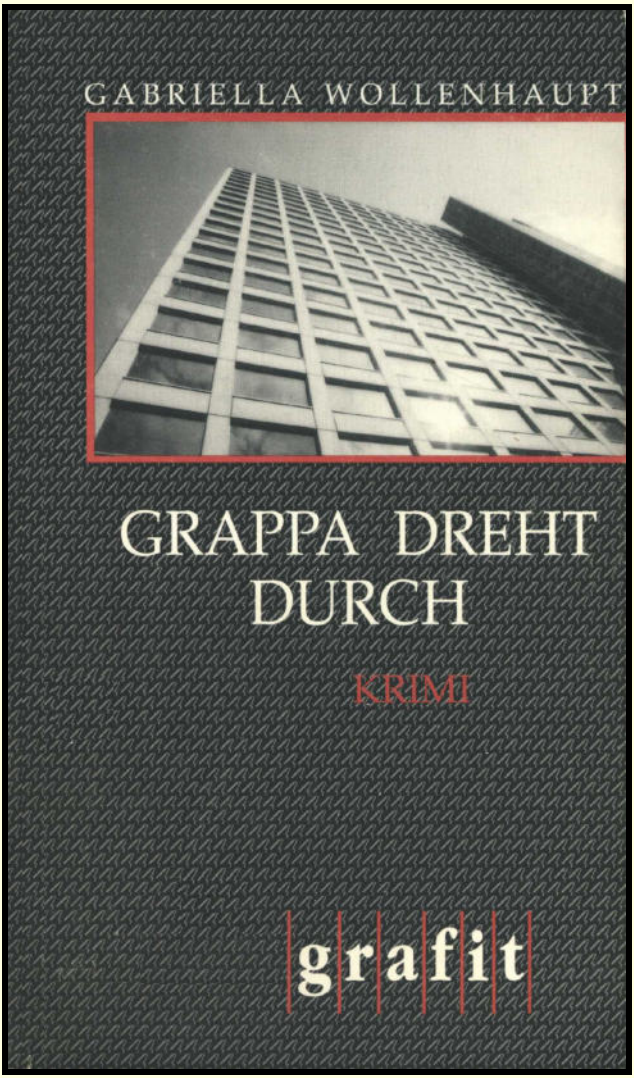
„Their point of view is urbanite, naturally. Still, the events speak for themselves, and I suspect that the student of history falls into urbanite doctrine through social pressure."

Für Alice scheint das Abenteuer in Jillyville nicht sonderlich aufregend gewesen zu sein; sie verbucht es als Lektion in Gesellschaftswissenschaften.

„Sturm auf die Stadt" ist zwanzig Jahre nach den anderen Erzählungen in dieser Sammlung erschienen, und man merkt, dass sich der Stil von Jack Vance deutlich verändert hat. Es ist zwar wie früher ein dramatischer Plot vorhanden, aber er spielt nicht mehr die Hauptrolle; auch der Schlussgag hat eine geringere Bedeutung. In den Vordergrund gerückt sind dagegen Beschreibungen exotischer extraterrestrischer Völker und ihrer Sitten, die der Autor präzise und mit offensichtlicher Freude ausführt.

In dieser Erzählung kommt ein weiteres von Vances Lieblingsthemen zum Tragen, nämlich die Überlegenheit einfacher, unverbildeter aber lebenserfahrener Menschen vom Land gegenüber eingebildeten Städtern. Alices Freund Waldo verkörpert den eitlen Gockel, der meint, seine verfeinerten Ansprüche würden ihn zu einem höherstehenden Menschen machen, der keine moralischen Grundsätze zu beachten braucht; er zieht aber wohl oder übel gegenüber Alice den Kürzeren. Auch der skrupellose Gangster Bo muss erkennen, dass er einem Mädchen, das auf einem wilden Planeten aufgewachsen ist, nicht das Wasser reichen kann.

Wie man am Vergleich mit dem Original sieht, wurde diese Erzählung auf Deutsch gekürzt.


GABRIELLA WOLLENHAUPT
GRAPPA DREHT DURCH
KRIMI
grafit

*Wollenhaupt, Gabriella: Grappa dreht durch

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
Maria Grappa 4: Grappa dreht durch
Grafit 046 (TB 216 S./DM 14,80)
Dortmund 1994
Genre: Krimi

Es begann mit einem Überraschungsbesuch. Der Mann war etwa einsachtzig groß und mager. Seine Schuhe waren an den Fußspitzen angestoßen, ein Schnürband war zerrissen und wieder notdürftig zusammengeknüpft worden. Mein Blick fiel auf die Hosenbeine, die unter dem weiten Mantel herausragten. Sie hatten Knitterfalten und waren mit weißem Staub bedeckt, so, als habe er die Nacht auf einer Baustelle verbracht und neben einem Zementsack geschlafen. Ich hatte ihn nicht kommen hören, und jetzt stand er plötzlich da.

Seine Stimme war leise, als er sagte: „Ich bin gerade ermordet worden!“

Na klar, dachte ich, jeder in der Stadt weiß, daß man mir jede Wahnsinnssto-

ry auftischen kann. Grappa, die Frau für die ganz dämlichen Geschichten! Zu diesem Image paßte ein gepflegter Dialog mit einem gerade Gemeuchelten. (S. 7f)

Maria Grappa, freiberufliche Journalistin beim Bierstädter Tageblatt, erhält Besuch von einem verschmutzten Mann, der behauptet, gemeuchelt worden zu sein, und der sie bittet, seinen Mörder zu finden. Grappa will natürlich die näheren Umstände wissen.

[…] „für einen Toten sind Sie erstaunlich fit. Und jetzt er zählen Sie Ihre Geschichte!“

„Ich bin vom Dach eines achtzehnstöckigen Hochhauses gesprungen. Als ich unten aufschlug, starb ich.“

Das klang plausibel. „Welches Haus war es? Ich kenne gar kein Haus mit achtzehn Etagen in Bierstadt!“

„Das Verlagshaus am Hauptbahnhof. Das City-Center.“ (S. 10)

Wenn er vom Dach eines Hochhauses gesprungen ist, dann handelt es sich wohl eher um Selbstmord, argumentiert Grappa. Aber der Tote entgegnet, man hätte ihn zu der Tat gezwungen.

Diese durchaus aufsehenerregend paranormale Geschichte stellt sich nach Grappas Erwachen als Traum heraus, empfangen beim Urlaub im schönen Italien.

Nach der Rückkehr in die Heimat Bierstadt muss Grappa allerdings zu ihrer Verblüffung im Tageblatt die folgende Nachricht lesen.

> *Ein Selbstmörder hat am gestrigen Sonntag Polizei und Feuerwehr in Atem gehalten. Der 45jährige Fernsehjournalist Jahn M. war unbemerkt aufs Dach des Verlagshauses am Bahnhof geklettert und drohte, sich hinunter zu stürzen. Polizei und Feuerwehr, die durch Passanten alarmiert nach wenigen Minuten am Ort des Geschehens eintrafen, gelang es nicht, den Lebensmüden von seiner Fat abzubringen. Wenige Minuten, nachdem der Polizeipsychologe den Mann per Megaphon zur Aufgabe zu überreden versucht hatte, sprang*

der 45jährige vom Dach des achtzehnstöckigen Neuhaus. Er war sofort tot. John M. hinterläßt Frau und Tochter.

Unklar ist, wie der Tote aufs Dach gekommen ist. Nach Angaben der Polizei ist der Zugang auf das Gebäude normalerweise gesichert. Die Staatsanwaltschaft schließt Fremdeinwirkung aus. Die Ermittlungen dauern an. (S. 23f)

Grappas Nachforschungen bringen zu Tage, dass es sich bei dem Selbstmörder um John Masul handelt, einen Journalisten bei der Fernsehproduktionsgesellschaft „Teleboss“, Eigentum von B. I. G. Boss.

Bald darauf hat Grappa eine weitere übersinnliche Begegnung.

„Ich komme vom Blumengeschäft Mager und habe eine Bestellung für Frau Maria Grappa!“ tönte es aus der Sprechanlage-Ich fühlte, daß das nächste mysteriöse Ereignis auf mich zukam. Nach außen gleichgültig, aber mit bebendem Herzen nahm ich die verpackte Blumenschale entgegen und trug sie in die Kü-

che. Das Papier war nicht dicht genug, um den dreisten Geruch zu bändigen.

Schnell riß ich die Verpackung herunter, denn ich wollte Gewißheit. Eine lila, fast aufgeblühte Hyazinthe sah mich an. Ich suchte nach einer Nachricht. Da war ein Briefumschlag. Mit zitternden Händen riß ich ihn auf. Auf einer weißen Karte standen nur vier Worte: *Wer ist mein Mörder?* (S. 29f)

Die aufgeblühte Hyazinthe ist insofern von Bedeutung, als der Tote im Traum nach ebendieser Blume roch.

Bei John Masuls Witwe Rita erfährt Grappa, dass ihr Gatte eine enorm hohe Lebensversicherung abgeschlossen hatte, die allerdings bei Selbstmord nicht ausbezahlt wird. Wenn es Grappa gelingen sollte, einen Mord nachzuweisen, würde sie zehn Prozent der Summe erhalten, was natürlich sehr motivierend auf unsere brave Journalistin einwirkt.

Grappa bewirbt sich sogleich als Nachfolgerin von Masul bei Teleboss und muss erfahren, dass die Arbeitsatmosphäre dort einem Skorpionennest gleicht.

Zur gleichen Zeit wird die sechzehnjährige Tochter von John und Rita, Carola, entführt, und soll nur gegen Rückgabe einer Videocassette wieder freigelassen werden, von deren Existenz die entsetzte Mutter nicht die geringste Ahnung hat. Grapppa setzt sich auf Carolas Spur, welche durchaus bemerkenswert ist: Sie war bereits mit dreizehn Jahren auf dem Babystrich von Alfons Lallensick – Zuhälter und Kunstmäzen, das geht in Bierstadt Hand in Hand – alias Alfonso Brokkoli – eine Anspielung auf junges Gemüse – aktiv und drogensüchtig obendrein.

Grappa dreht durch ist ungemein amüsant, unterhaltsam, spannend und überdies leicht zu lesen, also die ideale Abendlektüre.

Ein paar Kostproben sollen die herrliche Ironie von Gabriella Wollenhaupt veranschaulichen. Hier folgt die Beschreibung einer Aufführung von Giacomo Pucchinis *La Bohême* in Bierstadt, wahrgenommen durch die Augen und Ohren von Grappa.

> Orlando Bellini brüllte, als sei ein Zug entgleist. Ein Wunder, daß Mimi, die

zarte Blumenstickerin, die frierend an die Tür klopfte, nicht umgehend die Flucht ergriff. Die beiden philosophierten über verlorene Schlüssel und erloschene Kerzen. Orlando Bellini machte aus der harmlosen Unterhaltung eine Sitzung des jüngsten Gerichts, so laut interpretierte er die zarten Verse der Liebe.

Mimi, nach dem Drehbuch eine magere, kränkelnde Schönheit, war an diesem Abend mit einer leicht überreifen Sopranistin mit dem schönen Namen Tiziana d'Amico besetzt. Sie verfiel in ein Dauer-Vibrato, dem ganz oben die notwendige Stütze fehlte, um ungeschoren übers Bierstädter Orchester zu kommen, das sich durch ganz eigenwillige Interpretationen von Musikstücken in der Fachwelt einen Namen gemacht hatte. Die Musiker verpaßten der Oper sozusagen eine „zeitgenössische Aufrauhung".

Der Dirigent gab für alle Fälle nur vage Einsätze, um die Interpretationsfreude der Musiker nicht zu behindern. Dafür freute er sich aber umso mehr,

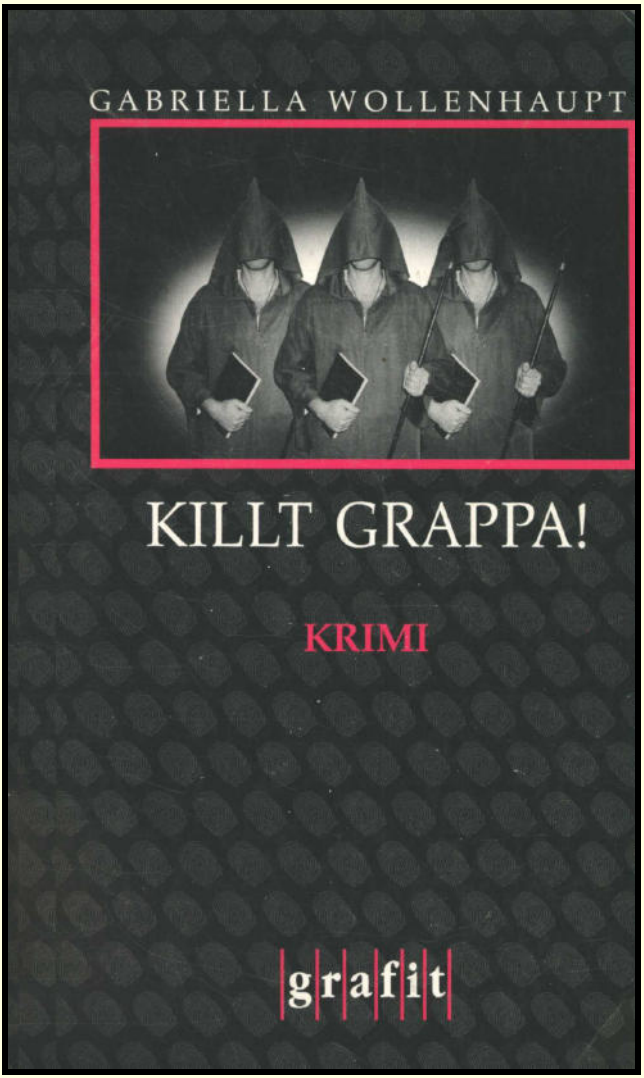
wenn die Sänger ihren In-Point selbst fanden.

„Wunderbar“, schwärmte Herr Boss, „eine gelungene Aufführung.“ (S. 53)

Dass die Autorin nicht immer mit modernen Inszenierungen im Ruhrpott – genauer wohl Wanne-Eickel, wo sie selbst als Journalistin tätig war – einverstanden ist, hat sie schon in anderen Romanen gezeigt.

Die nächste Szene schildert die Lage nach einer von Grappa provozierten Kneipenschlägerei.

Blaulicht erschütterte die Szenerie. Emsige Samariter mit Malteserkreuz auf den Uniformen sprangen leicht geduckt aus den Rettungswagen und hievten menschenähnliche Reste auf Bahren. Die Gesichtszüge der Retter verrieten heiligen Ernst und den festen Willen, den Bierstädter Kliniken bei der Belegung ihrer Betten behilflich zu sein. Sie beherrschten ihre Arbeit mit präzisen Handgriffen. (S. 192)


GABRIELLA WOLLENHAUPT
KILLT GRAPPA!
KRIMI
grafit

*Wollenhaupt, Gabriella: Killt Grappa!

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
Maria Grappa 7: Killt Grappa!
Grafit 066 (TB 190 S./DM 14,80)
Dortmund 1996
Genre: Krimi

Der Mord an Dr. Oktavio Grid hatte alle Aussichten, der Medienschlager des Jahres zu werden. Der Tote war ein gutaussehender Mann in den sogenannten mittleren Jahren, hatte ein heiteres, joviales Wesen und eine überaus charmante Art, sein Geld öffentlichkeitswirksam unter die Leute zu bringen.

Ich kannte den Mediziner nur von Fotos in einschlägigen Magazinen; die Kreise, in denen Grid verkehrte, waren mir fremd. Seine Frau, eine ehemals berühmte Zeitschriftenschönheit, hatte ihre Karriere aufgegeben, als der Märchenprinz im weißen Porsche erschien. Er hatte ein Faible für schnelle fahrbare Untersätze und schöne Frauen.

Grid wurde an einem lauen Herbstmorgen von einer Else A. gefunden. Nur

> mit viel Überredungskunst konnte ich den Staatsanwalt dazu bringen, die Identität der Frau ein wenig zu lüften. „Sie ist die Hausdame der Grids“, näselte der Chefermittler, „sie kam gegen 10 Uhr, öffnete das Schlafzimmer und sah die Schweinerei. Alles war voller Blut.“ (S. 7)

Der Schönheitschirurg Dr. Oktavio Grid wird von der Haushälterin seiner Frau Eva tot in seinem Bett aufgefunden, hingerichtet mit einer Vielzahl von Skalpellschnitten.

Der unausstehliche Hauptkommissar Ortwin Baißer, Leiter der Soko „Eiskalt“ gibt eine Pressekonferenz, in der er allerdings das wichtigste Detail, dass nämlich die Hoden des Opfers im Eisschrank gefunden wurden, nicht preisgibt.

Ein Reporter einer bekannten Boulevardzeitung äußert gegenüber Maria Grappa, unserer freiberuflichen Journalistin beim Bierstädter Tageblatt, seine Enttäuschung.

> Die Pressekonferenz war beendet.

„Jetzt wird meine Story wieder auf zehn Zeilen eingedampft und landet auf der Sieben“, maulte der *Bild*-Heini, als er zufällig neben mir zum Lift trabte.

„Erfinde doch irgendwas dazu“, riet ich ihm, „ihr haltet euch doch sowieso nicht an die Wahrheit. Mit ein bißchen Phantasie wird der langweiligste Mord ein Bringer. Du mußt es dir nur schön passend machen.“

„Hast du einen Tip?“ Er war ganz Ohr.

„Vielleicht war’s ein Racheakt. Eine Frau, der das Silikonimplantat im Busen bis zu den Knien gerutscht ist oder die nach einem Face-Lift aussah wie die Zwillingsschwester von Graf Dracula.“

„Wieso? Was hatte der Typ denn mit Silikon zu tun?“ fragte der *Bild*-Mann. Sein schütteres Bärtchen bebte erwartungsvoll wie bei einem Jagdhund, der Witterung aufgenommen hatte.

„Wußtest du das nicht? Dr. Grid war Schönheitschirurg. Die Klinik hinter dem Hauptbahnhof gehört ihm.“ (S. 14)

Zum Glück hat Grappa eine vorzügliche Informationsquelle, nämlich den Polizisten

Nikolaus Kodil, ein Erzfeind seines Chefs. So weiß sie, dass nicht nur ehemalige Patienten Grids zu den Verdächtigen zählen, sondern auch dessen Ehefrau Eva, die von ihrem Gatten regelmäßig geschlagen und vergewaltigt wurde. Sie hat bisher nie den Mut gefunden, sich von Grid zu trennen – aber jetzt, nach dem Mord, ist sie spurlos verschwunden.

„Eine ziemlich perverse Sache, die sich da in der Villa abgespielt hat“, erklärte Nik. „Zuerst wurde Grid mit einem Messer regelrecht abgeschlachtet, dann seiner Hoden beraubt. Der Mörder muß sich an dem vielen Blut geweidet haben. Als wir die Wohnung nach Spuren durchkämmten, haben wir auch in den Kühlschrank geguckt.“ Nik stockte.

„Ja und?“

„Im Eisfach lagen Grids Hoden.“

„Was?“ Im meinem Magen rumorte es.

„Ein Verrückter“, konstatierte Kodil. „Der Polizeipsychologe ist auch der Meinung. Er glaubt, daß Frau Grid die Täterin ist.“

„Was? Sie war doch gar nicht zu Hause!“

„Wissen wir’s? Die Haushälterin ist früh gegangen.“

Da hatte Nik recht. Doch die Vorstellung eines blutigen Ehedramas behagte mir nicht. (S. 20f)

Jetzt weiß Grappa genug, um eine fulminante Story zu schreiben, mit der sie die Konkurrenz um Längen schlägt.

Ich hatte die wichtigsten Fakten zusammen. Von der desolaten Beziehung zwischen Grid und seiner Frau wußte die Konkurrenz noch nichts. „Morgen werde ich die Wahrheit schreiben“, kündigte ich theatralisch an, „die Öffentlichkeit hat ein Recht darauf, die Fakten zu erfahren. Blut, Wut, Sex und Rache … und das alles in einer Gesellschaft, der man nachsagt, daß sie keinen Platz mehr für Emotionen hat und …“

„Aber klar“, unterbrach mich Nik. Er war von meiner Ankündigung nicht so beeindruckt, wie ich gehofft hatte. „Ihr

> Schreiberlinge findet immer eine Ausrede, um eure voyeuristischen Triebe zu befriedigen. Blut, Wut, Sex und Rache … Grappa, du spinnst! Du und deine Kollegen leben vom Elend anderer. Ihr geilt euch an brutaler Gewalt auf und kommt euch auch noch ganz toll vor, wenn ihr den ganzen Mist in wohlgesetzten Worten zu Papier bringt. Wenn du mir einen Gefallen tun willst, dann verschone mich mit dem moralisch verbrämten Überbau deines Schmuddeljobs.“ Seine Augen sprühten Funken. (S. 21f)

Doch es kommt anders, als Grappa vermutet, denn Eva stellt sich und gesteht. Dabei wirkt sie allerdings wie unter Drogen gesetzt, was in Grappa den Verdacht erweckt, das Geständnis könnte manipuliert sein. Wer dahinter steckt, das ist ihr bald klar, und zwar Evas Haushälterin Else Ambrosius, eine ehemalige Domina, und ihr Liebhaber Jaap Vermeulen, der ein dubioses Lebenshilfeprojekt mit dem Titel „Institut für Körpersprache“ betreibt, das die arme Eva regelmäßig besucht hat.

Man möchte es kaum glauben, aber kurz darauf erfolgt ein weiteres Geständnis, nämlich von einer gewissen Loki Detema, die nach einer fehlgeschlagenen Busenvergrößerung in Grids Klinik völlig entstellt ist. Sie erzählt Grappa, dass sie sich mit Tötungsabsicht in Grids Haus eingeschlichen hat, dann aber ihr Vorhaben fallen ließ, als sie Grid nackt, gefesselt und geknebelt auf dem Bett vorfand. Der überraschend aufgetauchte Vermeulen befahl ihr jedoch, auf Grid einzustechen.

„Ich stand also mit dem Messer da, starrte es an und tat nichts. Dann ließ ich es fallen und lief die Treppe hinunter. Ich wollte Eva aufwecken, immerhin war es ihr Mann, und sie mußte ihn ja mal geliebt haben. Tausend Gedanken schössen mir durch den Kopf, meine Rache hatte ich völlig vergessen. Ich schüttelte Eva also, sie machte auch die Augen auf, doch sie war nicht in der Lage zu gehen. Dann fiel mein Blick aufs Telefon. Aber wie sollte ich meine Anwesenheit im Haus erklären? Immerhin wußte die Polizei, daß ich schon zwei-

mal versucht hatte, Grid umzubringen. Ich rannte also wieder die Treppe hinauf, um die beiden zu stoppen. Doch es war zu spät. Vermeulen und Else Ambrosius hatten angefangen, das Bettzeug war voller Blut.“ „Hat Grid denn nicht geschrien?“

„Er konnte nicht schreien. Sie hatten ihm einen Stoffballen in den Mund gedrückt. Er bäumte sich auf und rollte mit den Augen. Seine Pupillen waren ganz winzig. Vermeulen sah mich in der Tür stehen. Er hörte auf und sagte zu mir: ‚Du kannst ihm den Rest geben. Komm her!’ Ich trat näher. Grid sah mir in die Augen, und sein Blick flehte mich an. Vermeulen gab mir das blutbeschmierte Messer und zeigte auf eine Stelle auf Grids Brust. ‚Da stichst du rein.’ Ich war wie erstarrt. Grid wimmerte. Ich wollte es nicht tun. Frau Ambrosius schrie mich an: ‚Wenn du es nicht machst, dann bist du als nächste dran.’ Ich hatte furchtbare Angst. Vermeulen führte meine Hand zu der bestimmten Stelle und sagte: ‚Schließ meinetwegen die Augen, aber stich end-

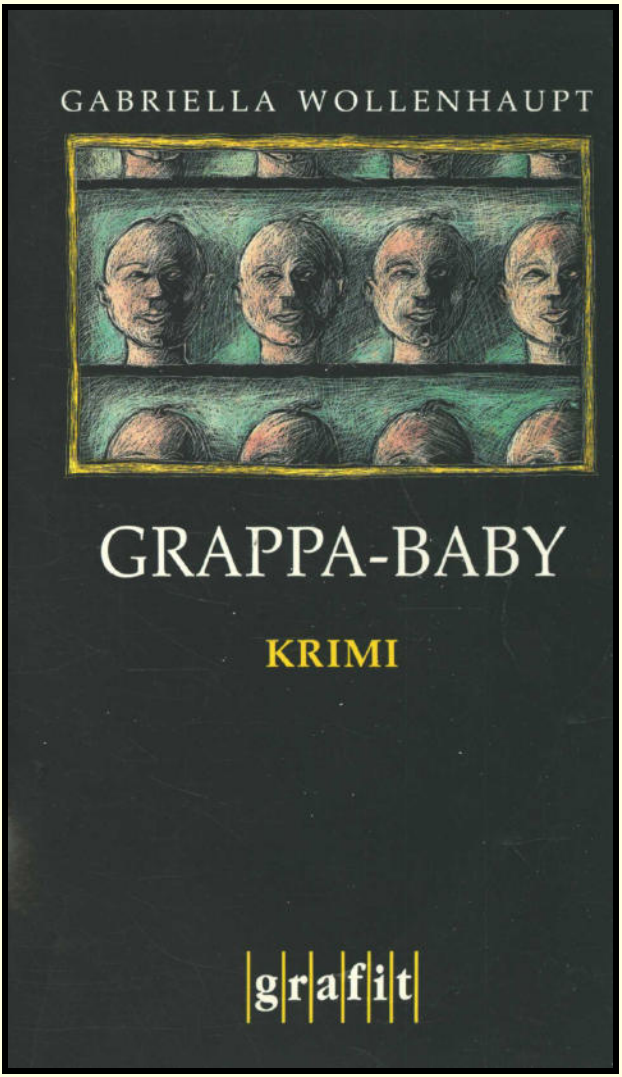
lich zu!' Das habe ich dann auch gemacht." Loki Detema hatte zu weinen begonnen. (S. 75f)

Killt Grappa! ist unterhaltsam, amüsant, ironisch und vor allem auch mordsmäßig spannend. Am Schluss dreht die Autorin richtig auf, denn Grappa fällt in den Hände von waschechten, mordbereiten Satanisten.

Die richtige Würze erhält der Roman aber durch Gabrialla Wollenhaupts bissige Ironie. Hier folgt ein kleines Beispiel, in dem Grappa ihren Kollegen Turkey für eine gemeine Bemerkung ihres Chefs tröstet.

„Du kennst doch den schnodderigen Umgangston in unserem Job. Harte Schale …"

„… weicher Keks. Ich weiß." (S. 26)


GABRIELLA WOLLENHAUPT
GRAPPA-BABY
KRIMI
grafit

*Wollenhaupt, Gabriella: Grappa-Baby

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
Maria Grappa 9: Grappa-Baby
Grafit 207 (TB 158 S./DM 14,80)
Dortmund 1998
Genre: Krimi

Auf dem Flur war Ruhe eingekehrt. Er sah sich um, wagte kaum Luft zu holen, versuchte, zwei, drei Sekunden in die Zukunft zu schauen, dann wüßte er, ob ihn jemand beobachten und später würde identifizieren können. Doch niemand war da. Er tat einen energischen Schritt vorwärts zur Tür, drückte sie auf. Die junge Frau lag allein im Zimmer. Die Nachttischlampe war abgedunkelt, die Fenster verhangen. Er trat näher. Sie gab keine Reaktion von sich, wie auch? Seine Hand griff nach der Bettdecke, zog sie zurück. Er atmete schwer, als er ihr Nachthemd hochschob.

„So kannst du das nicht schreiben“, meinte mein Freund Nik.

„Ich mag's nicht, wenn mir jemand beim Arbeiten über die Schulter guckt", maulte ich.

„Da läuft einem ja der Grusel den Rücken runter", setzte er nach.

„Du kannst die Leute nur noch packen, wenn du ihre niedrigsten oder hehrsten Gefühle erwischst", dozierte ich. (S. 7)

Maria Grappa, freischaffende Journalistin beim Bierstädter Tageblatt, weiß natürlich besser als ihr fester Freund, Hauptkommissar Nikolaus Kodil, wie man die Leser packt: Eine Scheu vor Schmalz und Blut darf man dabei nicht zeigen, so viel ist sicher.

Da taucht unvermutet ein alter Schulfreund von Nik auf, Frank Faber. Nach einem Autounfall, den er selbst verursacht hat, liegt seine Frau Kirstin seit fünf Monaten im Koma, ohne Aussicht auf Erwachen, so dass es nur eine Frage der Zeit ist, wann die lebenserhaltenden Maßnahmen beendet werden. Frank, von Haus aus das reine Nervenbündel, ist außer sich, als ihm der behandelnde Arzt Prof. Dr. Frederik Berggrün, eröffnen muss, dass Kirstin seit drei Monaten schwanger ist. Das bedeutet, dass sie in

ihrer Bewusstlosigkeit von einem absolut skrupellosen Menschen vergewaltigt wurde.

„Das war heute in der Post!“ Frank legte ein Blatt Papier auf den Tisch. „Mein Schwiegervater hat einen Gerichtsentscheid erwirkt, daß ich Kristin nicht mehr besuchen darf.“

Tatsächlich. Dr. Hans Burger hatte eine Einstweilige Anordnung gegen Frank durchgesetzt. Das Gericht untersagte dem Ehemann, sich seiner kranken Frau zu nähern, da er eine Gefahr für ihre körperliche Unversehrtheit darstelle.

„Nicht zu fassen“, entfuhr es mir. „Unterstellt man dir, daß du Kristin umbringen willst?“

„Genau das“, bestätigte Frank mit tonloser Stimme. „Meine Schwiegereltern haben eine eidesstattliche Versicherung abgegeben. Da steht drin, daß ich gedroht hätte, die Geburt des Kindes durch das Abschalten der lebenserhaltenden Apparate zu verhindern.“

„Und?“ fragte Nik. „Hast du sowas geäußert?“

„Nein. Ich habe nur gesagt, daß ich die Geburt des Kindes verhindern werde. Und das ist auch mein gutes Recht!“ (S. 14)

Frank will die Geburt dieses Unglückskindes verhindern und veranlassen, dass seine Frau rechtzeitig abgeschaltet wird. Kirstins Vater dagegen, Dr. Hans Burger, besteht darauf, dass seine Tochter das Mädchen zur Welt bringt, das ihm quasi als Ersatz für Kerstin dienen soll. Er hat eine gerichtliche Verfügung erwirkt, dass Frank seine Frau nicht mehr sehen darf, weil Gefahr besteht, dass er ihre Apparate abschaltet.

Nik fasst zusammen, wer als Befruchter der Komatösen in Frage käme.

„Es gibt also fünf Männer, die Zugang zu Kristins Zimmer hatten“, faßte Nik zusammen. „Du, Frank, Kristins Vater, Dr. Cornett, der Assistenzarzt, Chefarzt Dr. Berggrün und dieser Pfleger … wie heißt er doch gleich? … Bruno Schlagholz. Wenn wir Frank und Kristins Vater ausklammern, bleiben noch drei. Ich habe alle drei vernommen, und was da-

bei rausgekommen ist, könnt ihr euch ja denken.“ (S. 15)

Die Polizei kann in diesem Fall nichts mehr unternehmen, und ein paar aufregende Artikel im Tageblatt helfen auch nicht weiter. Also fasst sich Frank ein Herz und dringt, nachdem er den Wachmann mit einem Messer verletzt hat, in das Krankenzimmer ein, um die Hirntote endgültig sterben zu lassen. Als das misslingt, steigt er auf das Krankenhausdach, um sich von dort zu Tode zu stürzen.

Zum Glück lässt sich Frank überreden, nicht zu springen, woraufhin er umgehend in eine Nervenklinik eingewiesen wird. Bei einem Besuch von Grappa behauptet er, in dem Krankenzimmer dreihundert rote Rosen gesehen zu haben. Einerseits könnte das ein Hinweis auf Franks Geisteszustand sein, denn das Krankenhaus leugnet die Existenz jedweder Blumen strikt; andererseits findet Grappa im Krankenhausmüllkontainer bündelweise rote Rosen: Hier geht tatsächlich etwas sehr Merkwürdiges vor sich.

Frank ist sicher verstaut, aber seine triebgesteuerte Schwester Liesel, genannt Libussa, ebenfalls eine Jugendfreundin von Nik, treibt weiterhin ihr schreckliches Unwesen.

Grappa-Baby ist unterhaltsam, witzig, spannend und nicht zuletzt auch dramatisch, und das gleich in doppeltem Sinn: Erstens erfährt Grappa durch Libussas Umtriebe äußerstes Herzeleid, andererseits kommt es zu Mord und Totschlag, mit unterschiedlichsten Opfern und Tätern.

Hier folgt als Beispiel ein amüsanter Dialog zwischen Grappa und ihrem Chef Peter Jansen, der von seiner Journalistin verlangt, aus der Vergewaltigung eine reißerische Geschichte zu machen. Grappa greift zum Zynismus.

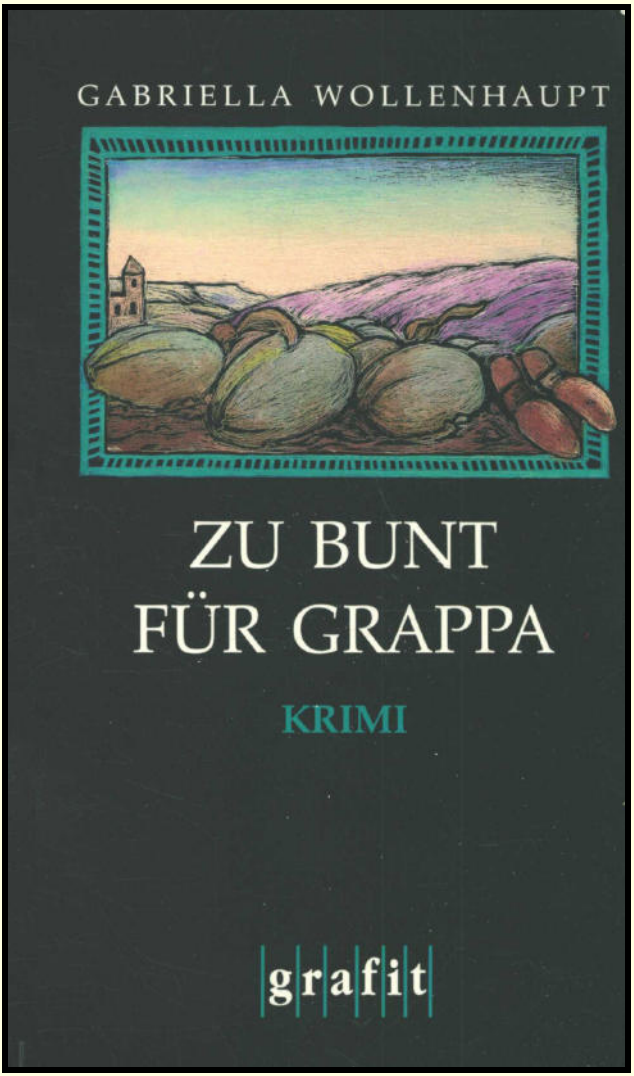
„Wie war's denn mit der ersten Ultraschallaufnahme des Monster-Babys?"

„Rückt das Krankenhaus die denn raus?" Peter Jansen, Chef vom Dienst des Bierstädter Tageblattes, hatte die Ironie nicht begriffen.

„Mensch, Peter", sagte ich. „Merkst du gar nicht, wie unsere Zeitung immer

mehr in gnadenlosestes Boulevard abdriftet?“

Jansen zuckte mit den Schultern. „Das ist der Trend der Zeit. Wenn wir’s nicht machen, kommen die anderen. Merkwürdig, daß gerade von dir so ein Hinweis kommt.“ (S. 21)


GABRIELLA WOLLENHAUPT
ZU BUNT
FÜR GRAPPA
KRIMI
grafit

*Wollenhaupt, Gabriella: Zu bunt für Grappa

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
Maria Grappa 10: Zu bunt für Grappa
Grafit 224 (TB 190 S./DM 14,80)
Dortmund 1999
Genre: Krimi

Der Schrei der Frau spaltete den Morgen in zwei schroffe Stücke. Dann fielen die beiden Schüsse.

Nach den ersten Ermittlungen der französischen Polizei hatte der deutsche Tourist seine Lebensgefährtin zunächst niedergeschlagen, ihr anschließend in den Kopf geschossen, sich den Lauf des Revolvers an den Schädel gesetzt und abgedrückt. Mord und Selbsttötung also. Die Suche nach dem Motiv gestaltete sich schwierig.

Ich horchte in der Nachbarschaft herum. Es gab keinen Abschiedsbrief, keinen Hinweis auf einen vorausgegangenen Kampf, nicht die Spur einer Meinungsverschiedenheit, die in dieser Katastrophe hätte enden können. Das Fe-

> rienhaus, das die beiden gemietet hatten, war sauber und aufgeräumt, sogar die Betten waren gemacht – recht ungewöhnlich für diese frühe Stunde. Die Kleider hingen ordentlich im Schrank, im Bad entdeckten die Ermittler eingeweichte Wäsche, im Kühlschrank Lammfilets in Olivenölmarinade und einen runden, göttlichen Käse in Eichenblättern namens Banon, den auch ich fast jeden Abend zum Dessert nahm. (S. 9f)

Maria Grappa, freiberufliche Journalistin beim Bierstädter Tageblatt, macht Urlaub im Dorf Saignon in der Provence, wo eines Nachts zwei Schüsse die Stille erschüttern: Ein deutsches Ehepaar hat einen Doppelselbstmord begangen, befindet die Polizei. Es handelt sich um den Antiquitätenhändler Theodor Kolatschke und seine Frau Isadora Neumann aus Bierstadt.

Wieder zu Hause, entschließt sich Grappa, dem eigenartigen Selbstmord ein wenig nachzuforschen und fährt zur Villa der Kolaschkes, in der sich der Bildhauer Joe Ster-

ner aufhält. Grappa fragt ihn nach seiner Beziehung zu den Kolatschkes.

„[…] Was wissen Sie über Kolatschke und seine Frau?“

„Nicht viel. Er hat mich mal besucht, tat, als interessiere er sich für meine Arbeit. Ich bin Bildhauer.“

„Er tat nur so? Dann hat er sich nicht wirklich für Ihre Arbeit interessiert, oder was?“

„Genau so war es. Er war allerdings ganz wild auf meine Skizzensammlung.“

„Ihre Skizzen?“

„Nein, sie waren nicht von mir. Ich besaß Skizzen aus dem letzten Jahrhundert. Fachleute haben sie van Gogh zugeordnet.“

„Kolatschke war Antiquitätenhändler.“

„Sicherlich. Aber besonders seriös schien er nicht gewesen zu sein.“ Es klang bitter.

„Was ist passiert?“

„Ich weigerte mich, ihm die Sachen zu verkaufen. Eine Woche später wurde bei mir eingebrochen“, erzählte Sterner.

„Glauben Sie, dass Kolatschke …?“

„Natürlich. Aber beweisen konnte ich es nicht.“

„Tut mir Leid.“ (S. 28)

Sterner bezichtigt Kolatschke, ihm Skizzen gestohlen zu haben, die Vincent van Gogh (1853–1890) zugeschrieben werden.

Bei einem weiteren Besuch möchte Grappa erneut mit Sterner sprechen, doch ein völlig fremder Mann behauptet, eben dieser Joe Sterner zu sein. Derjenige, der sich letztes Mal als Sterner ausgegeben habe, sei sein nunmehr ausgezogener Mieter Antonio Cortez.

Ein Mord in Bierstadt zieht die Aufmerksamkeit von Gappa auf sich: Es handelt sich um den pensionierten Beamten Dr. Eugen Stenzel. Grappa findet heraus, dass dessen Frau Francine aus der Provence stammt und mit Kolatschke befreundet war; außerdem erfährt Grappe von einem Verbrecherkonsortium, das mit gestohlenen Kunstgegenständen handeln solle. Sogleich nimmt sie

ihren Resturlaub und fährt wieder nach Saignon, wo sie von einem Gerücht hört: Es solle ein bisher unbekanntes Gemälde von van Gogh entdeckt worden sein mit dem Titel „Bauer im Melonenfeld“.

In *Zu bunt für Grappa* erprobt Gabriella Wollenhaupt einen neuen Stil. Auf der einen Seite versucht sie sich in stimmungsvollen Elegien.

> Es war die Stunde, zu der der Himmel sachte blaute, erste Lichter in den Häusern angeknipst wurden, frühe Vögel mit ihrem Lied begannen. (S. 9)

Auf der anderen Seite beschreibt sie exzessiv sexuelle Lust.

> Ich verabschiedete mich von meinem Verstand und war nur noch Lust. Du siehst ihn sowieso nie wieder, schoss es mir durchs Hirn, also, was soll’s?
>
> Ich begann eine geile Geschichte zu erzählen und er spielte sie virtuos nach. Machte das, wovon ich sprach. Erahnte die stilistischen Pointen, begriff die innere Dramaturgie des Geschehens, war

mal Täter, mal Opfer, mal unbeteiligter Dritter. Er küsste das taube Gefühl von meiner Haut. Jenes Gefühl, das seit vielen Wochen meinen Körper umschloss wie eine erstickende Hülle.

Mein Höhepunkt war eine Flutwelle, die mich in die Tiefe riss und wieder nach oben wirbelte. Ich rang nach Luft, drohte zu ersticken. (S. 32)

Hin und wieder blitzt allerdings auch noch der gewohnte Zynismus auf. Hier übt sie ihn an ihrem teils arroganten, teils verweichlichten Schönling und Kollegen Boris Thaler.

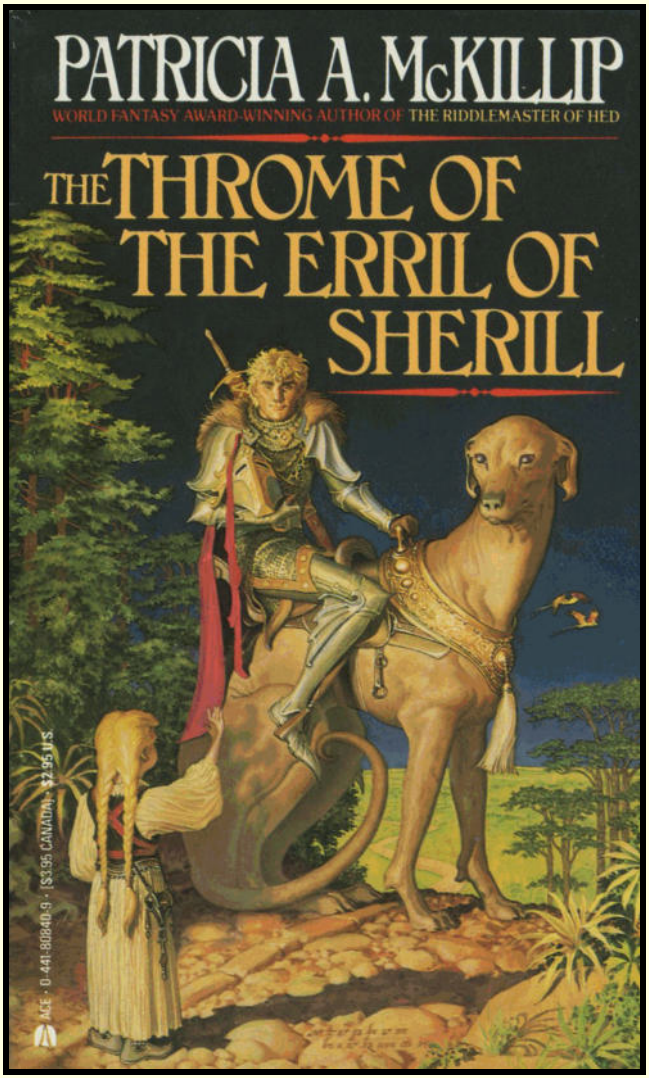
„Ich liebe und verehre das männliche Geschlecht. Ich setze mich außerdem immer dafür ein, dass die natürlichen Gaben von Männern gefördert werden."

„Und die wären?", lieferte er mir die Steilvorlage.

„Kaffee kochen, Weinkisten schleppen, grobe Küchenarbeiten und einfache Handwerkstätigkeiten im Haus - natürlich nur solche Arbeiten, die sie in

ihrer schlichten Motorik nicht überfordern.“ (S. 80)

Es ist offensichtlich, dass die Autorin für Vincent van Goghs Gemälde schwärmt, was in dem Roman sehr deutlich zum Ausdruck kommt und was allem Anschein auch ihren Stil beeinflusst hat.


PATRICIA A. McKILLIP
WORLD FANTASY AWARD-WINNING AUTHOR OF THE RIDDLEMASTER OF HED
THE THROME OF THE ERRIL OF SHERILL
ACE · 0-441-80840-9 · [$3.95 CANADA] · $2.95 U.S.

*McKillip, Patricia A.: Throme of the Erril of Sherill

Patricia A. McKillip [Patricia Anne McKillip, 1946–2022]
***The Throme of the Erril of Sherill* (1973)**
***The Harrowing of the Dragon of Hoarsbreath* (1982)**
Ace (TB 166 S./$ 2.95)
New York 1987
Illustrated by Judith Mitchell
Genre: Fantasy

About the Author

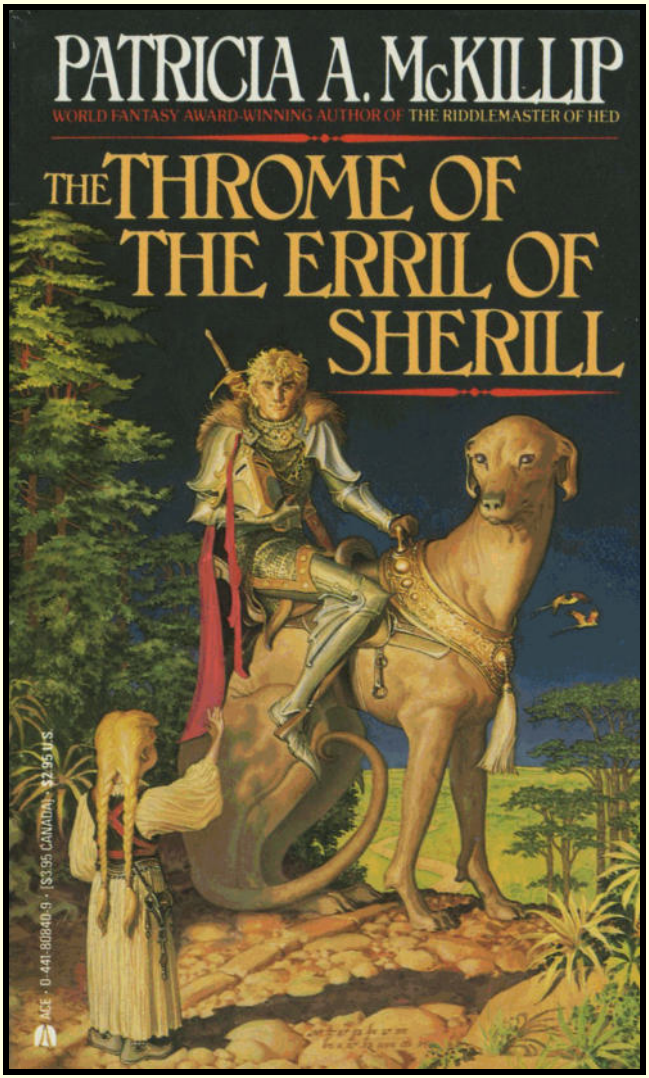
Patricia A. McKillip was born on a leap year in Salem, Oregon, and grew up both in America and overseas. She is the author of seven books for young adults: *The Throme of the Erril of Sherill; The Night Gift; The House on Parchment Street; The Forgotten Beasts of Eld* (for which she won the World Fantasy Award); *The Riddlemaster of Hed; Heir of Sea and Fire;* and *Harpist in the Wind* (nominated for the Hugo Award). Her most recent work is an adult mainstream title with fantastic overtones titled *Stepping From the*

Shadows. Ms. McKillip lives in San Francisco, California.

About the Artist

Judith Mitchell was born on Manhattan's Upper West Side to a family of music professors and still works best to musical accompaniment. Illustration was a perpetual pastime from earliest childhood to college. She graduated from Chatham College with a BFA and her studies at the School of Visual Arts were particularly encouraging while she talked herself into working as a freelance illustrator. She works very full time with the help of her husband Jack Murray, and three middle-aged cats who sometimes add pawprints to works they consider incomplete. (S. 166)

Das vorliegende Buch enthält zwei Novellen: *The Throme of the Erril of Sherill* und *The Harrowing of the Dragon of Hoarsbreath.*


PATRICIA A. McKILLIP
WORLD FANTASY AWARD-WINNING AUTHOR OF THE RIDDLEMASTER OF HED
THE THROME OF THE ERRIL OF SHERILL
ACE · 0-441-80840-9 · [$3.95 CANADA] · $2.95 U.S.

*McKillip, Patricia A.: Throme of the Erril of Sherill

Patricia A. McKillip [Patricia Anne McKillip, 1946–2022]
***The Throme of the Erril of Sherill* (1973)**
Ace (TB S. 1–94/$ 2.95)
New York 1987
Illustrated by Judith Mitchell
Genre: Fantasy

The Erril of Sherill wrote a Throme. It was a deep Throme, and a dark, haunting, lovely Throme, a wild, special, sweet Throme made of the treasure of words in his deep heart. He wrote it long ago, in another world, a vaguely singing, boundariless land that did not exist within the kingdom of Magnus Thrall, King of Everywhere. The King had Cnites to come and go for him, and churttels to plant and harvest for him, but no Cnite had ever looked up into the winking morning sky and seen Sherill, and no churttel had ever looked at the rich clods of earth between his boots and seen the Erril's world. Yet the

> Erril, long, long ago, wrote a Throme of singular and unsurpassed beauty, somewhere in his own land called Sherill, and the dark King of Everywhere desired that Throme. (S. 5f)

Magnus Thrall ist der King of Everywhere, ein Königreich, das so klein ist, dass es wohl nicht mehr als ein paar Dörfer umfasst. Dieser König hat einen Herzenswunsch: Er wird nur glücklich, wenn er den Throme bekommt, den der Erril of Sherill geschrieben hat. Bis jetzt konnte ihm jedoch keiner seiner Cnites den Throme beschaffen.

> The King's Damsen would lift her hands and let them fall again into her lap. „There is no such thing. There is no Throme. Everyone knows that."
>
> „Bah. Everyone is a fool."
>
> And a tear would slide down the still face of the King's Damsen, and plop and twinkle on her hands. Her long hair was the color of pale sunlight, and her eyes were the color of long, motionless, uninterrupted nights. Somewhere beyond

> the dark stones was a moon-haired Cnite who loved the sad, sighing Damsen of the King. (S. 7)

Die Königstochter weiß, dass der Throme nicht existiert, doch ihr Vater glaubt ihr nicht.

Der Chief Cnite Caerles kommt auf das Schloss.

> „Ha!" said Magnus Thrall. „I know what he has come for. But he cannot have you because I need you. If you go away, I will be here alone in these dark, dank walls. I need to look at your sad face. It comforts me." (8)

Caerles will um um die Hand der Königstochter Damsen werben.

> „I have come for Damsen," he said to her wet face turned towards him like a dawn-flower. „It is the time, in my loving, when I want no long, sunlit road between us, and no stone wall and closed door." (S. 10)

Doch der König will Damsen nicht freigeben, denn in diesem Fall würde er allein in dem dunklen Schloss wohnen müssen.

Schließlich zeigt sich der König bereit, seine Tochter zu verheiraten, doch er stellt die Bedingung, dass der Cnite den Throme of the Erril of Sherill beschaffen muss.

> „[…] I want the Throme of Sherill. Find it for me, and I will give you anything you want."
>
> Caerles' mouth opened. It closed again, and then the words in his eyes came to it. „There is no such thing as the Throme of Sherill," he whispered. „Magnus Thrall, that is unfair. The Throme is a lie left from another king, another year. There never was a Throme. There was a never a land called Sherill. There is nothing but the earth and the sky." (S. 13)

Caerles weiß, dass weder der Throme noch der Erril noch Sherill existieren, und ist entsetzt über diese Bedingung.

Trotzdem ist er bereit, auf die aussichtslose Queste zu gehen, so groß ist seine Lie-

be zu Damsen, die offenbar im selben Maß erwidert wird.

> He took her hands and said sadly, „Will you wait for me?"
>
> „I will," said Damsen, and a star fell down her cheek. „But oh please, hurry." (S. 15)

Er macht sich auf den Weg mit Pferd, Kettenhemd, Schild und Schwert. Unterwegs trifft er ein Kind namens Elfwyth, das ihn bittet, ihren Dagon Dracoberus zu finden.

Caerles mag keine Kinder, aber Elfwyth bettelt so nachdrücklich, dass er einwilligt und schließlich mehr durch Zufall den Dagon findet, der sich zu seiner Überraschung als Drachenhund, größer als ein Pferd, entpuppt.

Caerles wird von den Seven Watchers des Mädchens zu ihrem Vater, dem Erie Merle, begleitet.

> The Seven Watchers turned their mounts. „The Erie Merle is wiser than an oak tree at twilight, wiser than the

pale moon at moon rise. If he can help you, he will."

Caerles went with them, and Elfwyth rode the flaming dagon Dracoberus, and the barred gates of the Erie Merle opened without the touch of a hand to welcome them. The Erie Merle was a tall, thin wraith of bones and pale skin and hair like the spun gossamer of spider's web. His eyes flashed like jewels, now emerald, now amber, and they smiled as the child Elfwyth came to hug his knees.

„I have found my Dracoberus!" she shouted into his rich robe. „Now you must give that Cnite the Throme of the Sherill of Erril." (S. 15)

Der Erie Merle macht Caerles einen Vorschlag.

„I may have a suggestion, but it will lead to danger."

„There is a woman who weeps, waiting for me in Magnus Thrall's house," Caerles said. „I do not know that word danger."

„So." The Erie Merle's eyes winked like pure stars. „Then I suggest you look for the Throme of the Erril of Sherill at the Mirk-Well of Morg."

The Cnite Caerles stared into his emerald green eyes. He said in a voice two tones smaller, „But the Mirk-Well of Morg does not exist. It is a line in a song, a passage of a tale told to children by fire light. How can I go to a place that is not there?"

The Erie Merle looked back at him out of midnight eyes. „What better place to find a thing that does not exist?" he inquired, and Caerles sighed deeply from his heart's marrow. (S. 29f)

Caerles soll am Mirk-Well of Morg nach dem Throme suchen; dass der Mirk-Well nicht existiert, ist nach Ansicht des Erie Merle kein Hindernis, denn der Throme existiert ja auch nicht.

Damit Caerles die bevorstehenden Gefahren bestehen kann, leiht ihm Elfwyth ihren Dagon; dafür muss er sein Pferd zurücklassen.

Doch bald gerät Caerles in die größte Not, denn er ist in ein Borebel Pit gefallen, das ein Junge gegraben hat, um die lästigen Borebel darin zu fangen.

> „I am not a borebel," said Caerles. „I am the Cnite Caerles of Magnus Thrall, questing for the Damsen of the King. I am cold and dirty and sore and hungry and I do not like your borebel pit."
>
> „Well," said the voice. „Well. I think if you were not a borebel you would not be down there. It is a pit only for borebels. There is a long-toothed, hoary-voiced, squinty-eyed borebel snuffling around my mother's house and I dug a pit to trap it. How do I know you are not a squinty-eyed borebel with a sweet voice to trick me?" (S. 37f)

Caerles beteuert, kein Borebel zu sein, aber der Junge glaubt ihm nicht. Erst als ein echter Borebel in das Loch fällt, lässt der Junge ein Seil hinab, mit dessen Hilfe ihn der Dagon herauszieht. Als Dank fordert der Junge das Schwert des Cnites.

Caerles begleitet den Jungen in das Haus seiner Mutter und erklärt dieser seine Queste: Er will den Mirk-Well of Morg finden. Die Mutter hält eine solche Queste für unsinnig.

„There is no such thing as the Mirk-Well of Morg."

„I know," Caerles said. „But you see I must find it."

The Boy's mother shook her head. „Mirk-Well of Morg is a tale for old men and babies, not for great Cnites. Now, if I were you, which I am not, being simple and stout and motherly, I would look in the Floral Wold at the World's End. Now, there is a place for a Throme of beauty. A dreamer dreamed the Floral Wold, and it appeared, somewhere beyond the sunrise. I would go there. But then I am only a poor old woman with only half my teeth, and the Throme most likely does not exist. But I would go there, to the Floral Wold, if I were a brave Cnite with a loving, weeping woman. […]" (S. 44)

Doch die Mutter weiß einen anderen Weg, den Throme zu finden.

> The Boy's mother shook her head. „Mirk-Well of Morg is a tale for old men and babies, not for great Cnites. Now, if I were you, which I am not, being simple and stout and motherly, I would look in the Floral Wold at the World's End. Now, there is a place for a Throme of beauty. A dreamer dreamed the Floral Wold, and it appeared, somewhere beyond the sunrise. I would go there. But then I am only a poor old woman with only half my teeth, and the Throme most likely does not exist. But I would go there, to the Floral Wold, if I were a brave Cnite with a loving, weeping woman. […]" (S. 45)

Caerles soll sich zu der Floral Wold begeben, die allerdings auch nicht real, sondern erträumt worden sei.

Caerles reitet auf dem Dagon bis zu einen Norange Orchard, pflückt dort eine Frucht, isst sie und schläft unter einem

Baum ein. Es erscheint ein Jingler, dem Caerles seine Queste schildert.

„I know a woman so beautiful," said Caerles. „She is the candle-flame in the dark room of my heart, and she loves me."

„Then you are very fortunate," said the jingler. „But no man in love with a true lady should sleep beneath this no-range tree. Why are you not at her side?"„I cannot be, until I find the deep Throme of the Erril of Sherill."

The jingler plucked three strings and sent a sad chord into the air. „Then you will never be with her, Cnite, for the Throme is a dream."

„That may be so, but I will find it."

„Where will you look for it?"

„In the Floral Wold, at the World's End."

The jingler laughed. „Then go back to sleep, Sir Cnite, and step into your dream for only then will you ever reach the World's End." (S. 54)

Auch der Jingler liebt eine Frau, nämlich die schöne Lady Gringold, die nichts von ihm wissen will und ausgesprochen boshaft sein soll – die Lady erscheint und behauptet just das Gegenteil.

Lady Gringold versichert Caerles, dass seine Damsen inzwischen einen anderen Cnite liebt, was Caerles jedoch unter keinen Umständen glauben will. Daraufhin rät ihm Lady Gringold, im Dolorous House of the Dead Doleman nach dem Throme zu suchen.

> „Cnite, you are steadfast. There was a song I heard long ago, when my tree was a slender, stirring thing, of a Throme haunting the dark, dank, Dolorous House of a dead Doleman. Go there, and you may find it."
>
> The jingler laughed. „What woman is worth the price of the step across that threshold?" (S. 62)

Der Jingler verwandelt sich in einen riesigen roten Vogel, der Caerles seinen Schild raubt, während Lady Gringold zu einem ebensogroßen goldenen Vogel wird. Der

goldene Vogel packt Caerles und fliegt mit ihm weg – woraufhin dieser unter den Norange Tree erwacht. Allerdings ist sein Schild tatsächlich verschwunden, und an seiner Stelle findet sich eine Harfe mit goldenen Saiten.

In einem schlimmen Unwetter suchen Cnite und Dagon Zuflucht in einem einsamen Haus, in das ihnen eine junge Frau namens Ferly Eintritt gewährt.

Ferly gibt an zu wissen, wo sich das offenbar überhaus gefährliche Dolorous House befindet.

> „I know where the Dolorous House is," she said. Caerles, lulled by the warm, dancing fire, blinked awake.
>
> „Where is it?"
>
> „Ride down the road on your dagon, and the road will twist and turn three times, and on the third twist there is a hill, and on the hill is the black, crumbling, rotting House of the dead Doleman. It has great towers without doors, and walls like broken teeth, and when the moon is round, then strange, colored lights shine above the House, and

strange shoutings come from beyond the walls. My mother says I must never go there, or one day I will vanish and no one will hear of me, ever again. They will only hear my voice crying from the dark towers when the moon is full." She shivered, and smiled up at the Cnite, her eyes cups of firelight. „It is very frightening. But I know a secret protection."

„What is that?"

She paused, thinking, her head tilted like a listening bird. „It is magic," she said softly. „And I would only give it to someone—someone on a pure quest for a wondrous love. You will have to tell me everything about your quest. And then perhaps I will help you."

So Caerles told her of the King's deep wanting, and of Damsen's weeping, and of the dagon and the child Elfwyth of the Erie Merle, and of the Boy and the borebel pit, and the Lady Gringold and her norange tree. And the damsel Ferly listened closely, her mouth opened in her listening, her hands clasped upon

her knees. She gave a slow, deep sigh when he had done. (S. 72f)

Um im Dolorous House bestehen zu können, braucht der Cnite einen besonderen Zauber, den Ferly draußen im Sturm besorgt.

She knelt on the stone floor and opened the sack. A great cloak tumbled out, made of leaves of all colors, all shapes, sewn together with a thread of vine-stem. She held it out to him.

„It will protect you from all danger. And it will make you invisible." (S. 75)

Der Mantel aus Blättern aller Farben und Formen kann Caerles unsichtbar machen, allerdings nur, wenn er sein Shirt of Mail ablegt. Dieses wünscht sich Ferly als Belohnung für ihren wundersamen Mantel.

So getarnt begibt sich Caerles zu dem nahegelegenen Dolorous House, wo er von einem alten Mann mit den Worten empfangen wird, dass dies das Haus von Lady Welman sei. Überdies wird offenbar, dass

Caerles trotz seines Blättermantels gesehen werden kann.

Allerdings hat auch der alte Mann von dem Throme gehört und gibt Caerles einen Hinweis.

> „Now, the Throme I have heard of, too. I think you will find it at the Western Wellsprings, beneath the setting sun. They say that is where Sherill is."
>
> „They said also," Caerles said, „that it is in the Mirk-Well of Morg, at the Floral Wold, and in the Dolorous House of the dead Doleman."
>
> The old man shook his head once. „No."
>
> „No?"
>
> „No. It is at the Western Wellsprings. That is where the Erril wrote it."
>
> Caerles sighed. (S. 81)

Caerles soll sich zu den Western Wellsprings begeben, weil dort der Throme geschrieben worden sei.

Der Cnite reitete in die angegebene Richtung, findet sich allerdings vor einem Fluss, den selbst der Dagon nicht überque-

ren will. Ein Boatman erklärt sich bereit, die Beiden überzusetzen, aber nur, wenn Caerles seine Stiefel abtritt.

Am Anderen Ufer findet sich Caerles in einem blumenreichen Land wieder

> Caerles moved forward among the flowers massed at his feet. Ahead of him the trees thinned, and a meadow grew, full of cows with silver bells. Beyond the meadow fields began, lined with new plowing, and in the distance, on a hill, sat the dark, closed stone walls of the castle of Magnus Thrall, King of Everywhere.
>
> A sadness beat in Caerles' heart like the sudden ache of bruised bone. He sat down on a fallen tree, murmuring wordlessly of despair, and the dagon whimpered and licked his hands.
>
> „Oh, dagon," he mourned finally, „now what shall I do? I have made a circle of my quest, and there seems no ending to it. I have failed my Damsen, for I am too weary to hope any longer. There is no Throme, and if it does exist, it is always just beyond my out-

stretched hand, just beyond my eyesight." (S. 90)

Caerles ist wieder im Königreich Everywhere angelangt und weiß jetzt sicher, dass er niemals den Throme finden wird.

Der Cnite rastet unter einem Baum, der voller Kinder ist. Caerles erzählt deren Mutter seine traurige Geschichte. Die Mutter hat nicht nur Mitleid mit ihm, sondern erteilt ihm auch einen guten Rat.

„Oh, what a silly, wicked King to send you on such a quest, when he should have given his Damsen to you. But of course, there is one thing left to do."

„Is there?"

„Of course. You must write the Throme of the Erril of Sherill yourself." (S. 93)

Caerles muss den Throme of the Erril of Sherill selbst verfassen.

And so the Cnite Caerles wrote a Throme, and it was a deep Throme and a dark, haunting, lovely Throme, a wild,

special sweet Throme, made of the tales and dreams and happenings of his quest. He sat beneath the child-tree and wrote it, and the children played and sang and called like birds from tree to tree. They sat on the dagon's back and scratched its ears, and they leaned against the Cnite and watched him write. The mother brought them milk and bread beneath the tree, and the Cnite ate and drank and kept writing. The sun slipped finally behind the dark house of Magnus Thrall, and the silver-belled cows went home across the cool meadow, and the weary children slipped away one by one to sleep. The Cnite put down his feather pen.

„It is a lie," he said.

„It is a Throme," said the mother, „and it is time for the King to give up his Damsen so that she can learn to laugh." She held the last waking child to her side, its face resting in her apron. Caerles smiled at the name she spoke.

„Yes." He stood up, rolling the Throme neatly, and the dagon sprang to its feet. „I will return now, to the King's house.

> One day, I will come back here with Damsen, and then I can give you fairly the thanks for your help today." (S. 97f)

Nach geglückter Abfassung des Throme of the Erril of Sherill tritt Caerles vor Damsen und den König.

> The needle and needlework dropped from Damsen's hands, and her face turned towards Caerles, pale and glistening, motionless with astonishment.
>
> Then, suddenly, she began to laugh.
>
> Her laughter was high and sweet and full, and the tears of it flashed like starlight in her eyes. She wiped them with her fingers and rose to touch the wordless Cnite.
>
> „Oh, my Caerles," she said in laughter and tears. „Oh, my Caerles, you are barefoot. Why are you dressed in leaves like a tree-man? Where is your cloak? Did you really ride this dagon instead of your horse? Oh, my fair and proper Cnite, where are your mouse-colored boots?" (S. 101)

Damsen bricht in Lachen aus über den ungewöhnlichen Aufzug ihres Cnites.

Caerles übergibt dem König den Throme und fordert seine Belohnung, nämlich die Hand seiner Tochter.

„And now you must keep your promise." He gave the King the rolled Throme, and looked into the wine-colored, laughing eyes of the King's Damsen.

„Yes," she said. „Yes. I never knew before how much I want a barefoot, leaf-cloaked Cnite. Oh, my Caerles, how did you find the Throme? It does not exist."

„I found it," said Caerles, and he put his hands on her face and looked deeply into her eyes.

Behind them the dark King whispered,

„The star-wand and the golden harp, the dark well, and the house of death, the jewel-eyed wiseman and the bottomless river and the flower world at the world's end…The Throme. It is the Throme!" His voice shouted suddenly like a trumpet. „Take Damsen for I no longer need her weeping, and my heart will no longer wail with longing for a

> thing which does not exist. I have the Throme! I will wake content to the sunlight and simple wind, open my doors to the chatter of birds and churttels. I will be content with the green world, with the light that fades and the singing leaves that wither so quickly, for I have the Throme of such beauty that will never fade. I will make you my Chief Cnite—" (S. 102)

Der König ist außer sich vor Freude, aber Caernes kann nicht mit der Lüge leben, sondern gesteht, den Thome selbst geschrieben zu haben.

> Caerles sighed. „It is a lie," he said to the dark eyes of Damsen, and Magnus Thrall's voice stopped shouting and quivered.
>
> „A lie?"
>
> „I wrote the Throme. It is the Throme of the Cnite Caerles." (S. 102)

Der König wirft empört den Throme ins Feuer und verweigert dem Cnite die Hand seiner Tochter. Caerles resigniert und will

sich erneut auf eine sinnlose Queste machen.

Aber nun verweigert die Tochter ihrem Vater den Gehorsam und stellt sich auf die Seite ihres Cnites.

> Damsen's mouth trembled. Then she straightened beside Caerles and her mouth went straight and taut as a new bow-string. „I will not," she said to him, and her eyes were dry as nights with a thousand stars. „I will not wither here in these stones." She turned to Magnus Thrall. „I do not care about your Throme. I want this moon-haired, barefoot Cnite, and I will have him, Throme or no Throme. I want to walk in the singing world. I want to laugh instead of weep. You can weep here alone. I will go with him." She turned back to Caerles and took his hands. „And you will write your Throme again for me. I have known a fair and moon-colored Cnite with a horse and shield and sword, and I know a barefoot Tree-Man with a Dagon and a star-wand, and I know which one sang a Throme to my heart

to make it wake and laugh. I know, in all the worlds, there is no Throme more beautiful than the Throme of the Tree-Cnite Caerles." (S. 106f)

Caerles ist überglücklich über die Treue seiner Damsen und bietet ihr an, im Grünen ein Haus zu bauen und einen Baum zu pflanzen, der groß werden und voller Kinder sein soll. Damsen ergreift die Gelegenheit mit vollen Händen und sagt sich von ihrem Vater los. Und den Throme kann Caerle ohne weiteres noch einmal schreiben, meint Damsen.

„I know a place with quiet water and wind singing through trees, where I will build a house for you with flowers at your doorstep and cows with cow-bells in your field."

„I would like to hear a cow-bell," said Damsen.

„And together, if it pleases you, we will grow a great tree full of children."

His Damsen smiled. „I would like a child-tree." (S. 108)

Der König hat für das Vorhaben der Liebenden nur Verachtung übrig.

> „Bah," said Magnus Thrall. The fiery breath of the dagon lit the dark, winding stones as Caerles led his Damsen into the sweet night-world of whispering grass and moonlit leaves. The King watched the fire-breath fade across the fields like a dying star. In the fire, the ashes of the Tree-Cnite's Throme crumbled and drifted apart. The dark King stared at them and whispered in the stillness,
> „Bah." (S. 108f)

Ende.

The Throme of the Erril of Sherill ist ein wunderschönes Fantasy-Märchen, das schier überquillt vor phantastischen Einfällen. Der bedauernswerte Ritter Caerles muss sich, um seine geliebte Damsen zu gewinnen, auf eine aussichtslose Queste begeben. In jeder Episode rät ihm ein hilfsbereiter Mensch zu einem anderen Ziel, und in jeder Episode verliert er ein Attribut seiner Ritterwürde nach dem anderen. Am

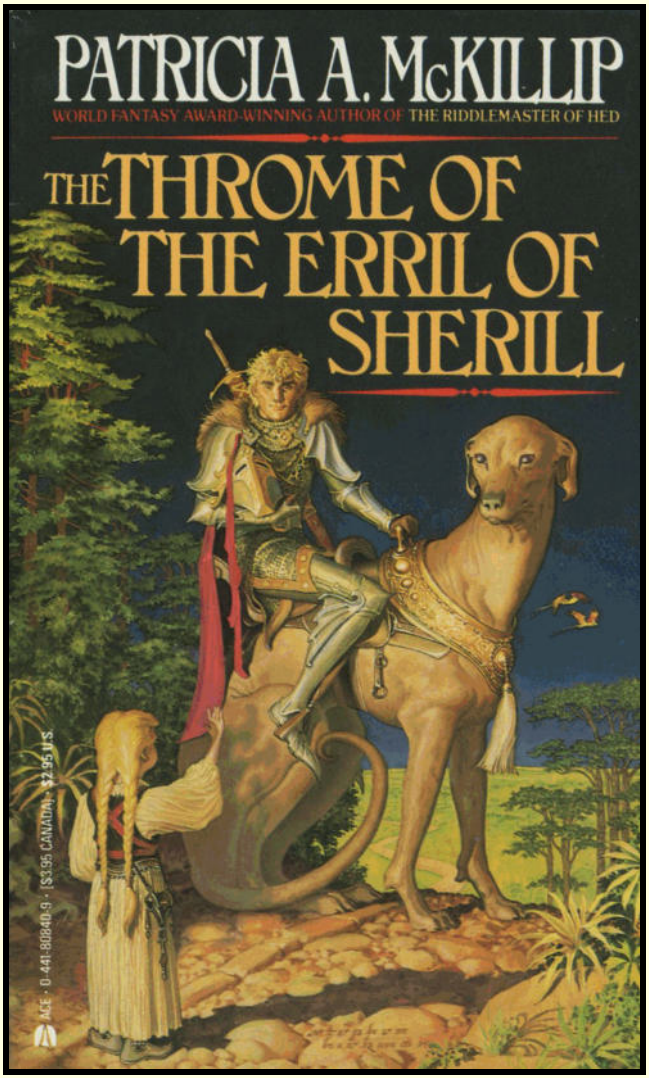
Ende ist er im Kreis gegangen und kehrt als Waldmensch wieder heim.

Ein letzter Rat empfiehlt ihm, das Ziel seiner Queste, nämlich den nichtexistenten Throme of the Erril of Sherill, selbst zu schreiben, was er auch ausführt. Vermutlich enthält das Werk seine eigenen Abenteuer, was einen weiteren Zirkel dieser Novelle darstellt. Doch Caerles will mit der Lüge nicht leben und gesteht die Wahrheit; glücklicherweise will auch Damsen das ländliche Leben der trostlosen Existenz auf dem düsteren Schloss vorziehen.

Caerles hat sich nicht nur äußerlich verändert, sondern auch innerlich: Während er bei seinem ersten Abenteuer noch bekennt, dass ihm lebhafte Kinder ein Gräuel sind, wünscht er sich am Ende einen Baum voller Kinder. Es hat also ebendiese Queste gebraucht, um aus einem verliebten Cnite einen tüchtigen, liebevollen Ehemann zu machen. Und er hat nicht nur den Throme geschrieben, sondern sich auch innerlich wie äußerlich in den Erril of Sherill verwandelt.

Eine ähnliche Veränderung hat auch Damsen durchgemacht: Während sie zu Beginn noch ganz die passive Damsel ist, die

auf die Rückkehr ihres Knights von einer gefährlichen Queste zwecks Erwerbung ihrer Hand wartet, ergreift sie am Ende die Initiative und sagt sich von ihrem besitzergreifenden Vater los.


PATRICIA A. McKILLIP
WORLD FANTASY AWARD-WINNING AUTHOR OF THE RIDDLEMASTER OF HED
THE THROME OF THE ERRIL OF SHERILL
ACE · 0-441-80840-9 · [$3.95 CANADA] · $2.95 U.S.

*McKillip, Patricia A.: Harrowing of the Dragon of Hoarsbreath

Patricia A. McKillip [Patricia Anne McKillip, 1946–2022]
***The Harrowing of the Dragon of Hoarsbreath* (1982)**
Ace (TB 166 S./$ 2.95)
New York 1987
Illustrated by Judith Mitchell
Genre: Fantasy

Once, on the top of a world, there existed the ring of an island named Hoarsbreath, made out of gold and snow. It was all mountain, a grim, briny, yellowing ice-world covered with winter twelve months out of thirteen. For one month, when the twin suns crossed each other at the world's cap, the snow melted from the peak of Hoarsbreath. The hardy trees shrugged the snow off their boughs and sucked in light and mellow air, pulling themselves toward the suns. Snow and icicles melted off the roofs of the miners' village; the snow-tunnels they had dug

> from house to tavern to storage barn to mine shaft sagged to the ground; the dead white river flowing down from the mountain to the sea turned blue and began to move again. Then the miners gathered the gold they had dug by firelight out of the chill, harsh darkness of the deep mountain and took it downriver, across the sea to the mainland, to trade for food and furs, tools and a liquid fire called wormspoor because it was gold and bitter, like the leavings of dragons. After three swallows of it, in a busy city with a harbor frozen only part of the year, with people who wore rich furs, kept horses and sleds to ride in during winter, and who knew the patterns of the winter stars since they weren't buried alive by the snow, the miners swore they would never return to Hoarsbreath. But the gold waiting in the dark secret places of the mountain-island drew at them in their dreaming, lured them back. (S. 115f)

Die Insel Hoarsbreath besteht aus einem einzigen Berg, der zwölf Monate im Jahr

vollkommen vereist ist. In dieser Zeit schürfen die Bergleute Gold; im dreizehnten Monat dann, wenn beide Sonnen zugleich am Himmel stehen und es für kurze Zeit taut, können sie mit ihren Booten zum Festland fahren und dort ihr Gold gegen alles Lebenswichtige eintauschen, was sie für den Rest des Jahres brauchen. Auch ihre Kinder bringen sind zur Ausbildung aufs Festland; viele bleiben dort, aber manche kehren wieder zurück und werden Bergleute wie ihre Vorfahren.

Die siebzehnjährige Peka Krao ist erst kürzlich nach Hoarsbreath zurückgekehrt; sie schürft wie alle anderen Gold, destilliert aber als einzige Bewohnerin auch Wormspoor, ein ganz besonders erwärmendes und würziges, aber auch sehr scharfes Getränk.

Eines Tages begegnet Peka einem fremden jungen Mann, der sich als Dragon-Harrower bezeichnet. Er heißt Ryd Yarrow und ist der nach siebzehn Jahren zurückgekehrte Sohn eines Bergmanns.

„I can't find my father," he said. „Lule Yarrow."

She stared at him, amazed that his colors had their beginnings on Hoarsbreath. „He's dead." His eyes widened slightly, losing some of their hardness. „He fell in a crevice. They chipped him out of the ice at suns-crossing, and buried him six years ago." (S. 121)

Peka eröffnet Ryd, dass sein Vater Lule schon vor über sechs Jahren tödlich verunglückt ist.

„I am a Dragon-Harrower. I am trained and hired to trouble dragons out of their lairs. That's why I came back here."

„Here. There are no dragons on Hoarsbreath."

His smile touched his eyes like a reflection of fire across ice. „Hoarsbreath is a dragon's heart."

She shifted, her own heart suddenly chilled. She said tolerantly, „That sounds like a marvelous tale to me."

„It's no tale. I know. I followed this dragon through centuries, through ancient writings, through legends,

> through rumors of terror and deaths. It is here, sleeping, coiled around the treasures of Hoarsbreath. If you on Hoarsbreath rouse it, you are dead. If I rouse it, I will end your endless winter." (S. 123)

Ryd erklärt, dass er ein Dragon-Harrower, ein Drachenvertreiber ist. Auf Pekas verwunderte Antwort, dass es hier keine Drachen gäbe, sagt Ryd, dass Hoarsbreath das Herz eines Drachen sei, eines Eisdrachen, der für den endlosen Winter auf Hoarsbreath verantwortlich ist. Wenn es Ryd gelingt, den Drachen zu wecken und zu veranlassen wegzufliegen, dann kehrt hier der Sommer wieder ein.

> „A dragon," he told them, „is creating your winter. Have you ever asked yourselves why winter on this island is nearly twice as long as winter on the mainland twenty miles away? You live in dragon's breath, in the icy mist of its bowels, hoarfrost cold, that grips your land in winter the way another dragon's breath might burn it to flin-

> ders. One month out of the year, in the warmth of suns-crossing, it looses its ring-grip on your island, slides into the sea, and goes to mate. Its ice-kingdom begins to melt. It returns, loops its length around its mountain of ice and gold. Its breath freezes the air once more, locks the river into its bed, you into your houses, the gold into its mountain, and you curse the cold and drink until the next dragon-mating." (S. 124ff)

Ryd erklärt den Bergleuten, dass der Drache nur für einen Monat im Jahr wach ist, wenn nämlich Paarungszeit ist. Er sei ein erfahrener Dragon-Harrower, und er brauche nur einen Führer, der ihm den Weg zum Drachen zeige.

Er führt weiter aus, dass den Bewohnern von Harrowsbreath gar nicht bewusst ist, in welch großer Gefahr sie leben, denn wenn der Drache wüsste, dass die Bergleute sein Gold schürfen, würde er sie allesamt vernichten.

Doch Peka glaubt ihm nicht.

„It's only a tale. All your dragons are just colors in our heads. Let the dragon sleep. If you wake it, you'll destroy the night." (S. 132)

Was Peka von sich gibt, ist widersprüchlich: Einerseits behauptet sie, Ryd habe sich die Drachengeschichte nur ausgedacht, andererseits hat sie Angst, die Vertreibung des Drachen würde die herkömmliche Lebensweise zerstören. Offenbar glaubt sie tief in ihrem Inneren doch an die Existenz des Drachen, auch wenn sie es nicht zugibt.

Aus Gründen, die sie selbst nicht kennt, führt Peka den Dragon-Harrower in die eisigen Gefilde des Berges.

She drew a hiccup of a breath, stunned. There was a mountain-cave ahead of them, from which the mists breathed and eddied. Icicles dropped like bars between its grainy white surfaces. Within it rose stones or teeth as milky white as quartz. A wall of white stretched beyond the mists, vast, earthworm round, solid as stone. She couldn't tell, in the

blur and welter of mist, where winter ended and the dragon began.

She made a sound. The vast, silvery eyelid drooped like a parchment unrolled, then lifted again. From the depths of the cave came a faint rumbling, a vague, drowsy waking question: Who?

She heard Ryd's breath finally. „Look at the scar under its eye," he said softly. She saw a jagged track beneath the black sun. „I can name the Harrower who put that there three hundred years ago. And the broken eyetooth. It razed a marble fortress with its wings and jaws; I know the word that shattered that tooth, then. Look at its wing scales. Rimed with silver. It's old. Old as the world." (S. 141f)

In einer Höhle schläft der Drache. Narben und abgebrochene Zähne zeugen von früheren Kämpfen: Der Drache ist so alt wie die Welt selbst.

Peka fleht Ryd an, den Drachen schlafen zu lassen.

„Let it sleep. It belongs here on Hoarsbreath. Why can't you see that? Why can't you see? It's a thing made of gold, snow, darkness—" (S. 142f)

Doch Ryd lässt sich nicht erweichen, sondern beginnt, den Drachen zu beschwören.

„Dragon of Hoarsbreath, whose wings are of hoarfrost, whose blood is gold—" The backbone of the hoar-dragon rippled slightly, shaking away snow. „I have followed your path of destruction from your beginnings in a land without time and without seasons. You have slept one night too long on this island. Hoarsbreath is not your dragon's dream; it belongs to the living, and I, trained and titled Dragon-Harrower, challenge you for its freedom." More snow shook away from the dragon, baring a rippling of scale and the glistening of its nostrils. The rhythm of its mist was changing. „I know you," Ryd continued, his voice growing husky, strained against the silence. „You were the white death of the fishing island

> Klonos, of ten Harrowers in Ynyme, of the winter palace of the ancient lord of Zuirsh. I have harried nine ice-dragons—perhaps your children—out of the known world. I have been searching for you for many years, and I came back to the place where I was born to find you here. I stand before you armed with knowledge, experience, and the dark wisdom of necessity. Leave Hoarsbreath, go back to your birthplace forever, or I will harry you down to the frozen shadow of the world." (S. 143)

Ryd verfügt über starke Magie, mit der er den Drachen bezwingen will.

> He left her suddenly and appeared flaming like a torch on the dragon's skull, just between its eyes. His hair and his hands spattered silver. Word after word came out of him, smoldering, flashing, melting in the air. The dragon's voice thundered; its skin rippled and shook. Its claw ripped at ice, dug chasms out of it. The air clapped nearby, as if its invisible tail had lifted and slapped at the

ground. Then it heaved its head, flung Ryd at the wall of mountain. Peka shut her eyes. But he fell lightly, caught up a crystal as he rose, and sent a shaft of piercing light at the upraised scales of its underside, burrowing toward its heart. (S. 147f)

Ryd zitiert alte, magische Verse. Und er besitzt einen Kristall, in dem er die Essenz des Drachen einfangen will.

„[…] I have one empty crystal, to capture the essence of its mist, its heart's breath. After that's done, the battle will be short." He lifted his head at her silence, as if he could hear her thoughts. „What?"

„You'll go on to other dragons. But all I've ever had is this one."

„You never knew—"

„It doesn't matter that I never knew it. I know now. It was coiled all around us in the winter, while we lived in warm darkness and firelight. It kept out the world. Is that such a terrible thing? Is there so much wisdom in the flat-

> lands that we can't live without?" (S. 150f)

Peka fleht Ryd abermals an, den Drachen zu verschonen, denn sie will die Insel so erhalten, wie sie ist.

> She drew in mist like the dragon, knowing that Ryd was not harrowing an old, tired ice-dragon, but one out of his memories who never seemed to yield. „You bone-brained dragon," she shouted, „how can you give up Hoarsbreath so easily? And to a Dragon-Harrower whose winter is colder and more terrible than yours." (S. 154)

Der Drache ermüdet und will den Kampf aufgeben, indem er wegfliegt. Peka ermahnt ihn verzweifelt, sich zur Wehr zu setzen, denn der Winter, den Ryd mit sich bringen wird, wird ihrer Meinung nach schrecklicher sein als der des Drachen. Als letztes Mittel flößt sie dem Drachen Wormspoor ein, um ihn wieder zu beleben.

The dragon hissed at him again. The stream beyond him turned fiery, ran toward the sea. The great tail pounded furiously; dark cracks tore through the ice. The frozen cliffs began to sweat under the fire; pillars of ice sagged down, broke against the ground. The ledge Peka stood on crumbled at a wave of gold. She fell with it in a small avalanche of ice-rubble. The enormous white ring of dragon began to move, blurring endlessly past her eyes as the dragon gathered itself. A wing arched up toward the sky, then another. The dragon hissed at the mountain, then roared desperately, but only flame came out of its bowels, where once it had secreted winter. The chasms and walls of ice began breaking apart. Peka, struggling out of the snow, felt a lurch under her feet. A wind sucked at her hair, pulled at her heavy coat. Then it drove down at her, thundering, and she sat in the snow. The dragon, aloft, its wingspan the span of half the island, breathed fire at the ocean, and its husk of ice began to melt. (S. 156)

Das Wormspoor hat eine unerwartete Wirkung auf den Drachen, denn er speit nun keine Kälte mehr, sondern Feuer. Alles um ihn her beginnt zu schmelzen.

> The dragon was circling the mountain, melting huge peaks and cliffs. They struck the water hard, heaving the icefloes farther from the island. The mountain itself began to break up, as ice tore away from it, leaving only a bare peak riddled with mine shafts.
>
> Peka began to cry. „Look what I've done. Look at it." Ryd only grunted. She thought she could see figures high on the top of the peak, staring down at the vanishing island. The ocean, churning, spun the icefloe toward the mainland. The river was flowing again, a blue-white streak spiraling down from the peak. The dragon was over the mainland now, billowing fire at the harbor, and ships without crews or cargo were floating free. (S. 159)

Der gesamte Berg wird vom Eis entblößt und zeigt nur noch nackten Fels; alles Menschenwerk wird ins Meer gespült.

Auch Ryd hat einen Verlust zu beklagen, nämlich seine sämtlichen magischen Utensilien, die er über viele Jahre gesammelt hat.

> „I lost every crystal, every dragon's fire I possessed. They're at the bottom of the sea. Thanks to you. Do you realize how much work, how many years—"
>
> „Look at the sky." It spun above her, a pale, impossible mass of nothing. „How can I live under that? Where will I ever find dark, quiet places full of gold?"
>
> „I held that dragon. It was just about to leave quietly, without taking half of Hoarsbreath with it."
>
> „How will we live on the island again? All its secrets are gone."
>
> „For fourteen years I studied dragons, their lore, their flights, their fires, the patterns of their lives and their destructions. I had all the knowledge I thought possible for me to acquire. No one—"

„Look at all that dreary flatland." (S. 160)

Ryd wie Peka klagen über ihre Verluste, der eine über seine Magie, die andere über ihre Heimat. Die Bergleute retten sich unterdessen mit Booten aufs Festland.

Ryd hat erkannt, dass die Magie Pekas sehr viel mächtiger ist als seine. Er versucht ihr Mut zu machen: Die Welt sei doch viel größer als eine Insel, und er könne ihr die wunderbarsten Drachen an den verborgensten Enden der Welt zeigen. Peka lehnt ab, weil sie fürchtet, eine noch größere Katastrophe auszulösen. Sie will nicht länger auf Ryd hören, doch Ryd entgegnet, dass sie auf sich selbst hören würde.

„You feel. The dragon's heart. My heart. It's not a lack of knowledge or experiences that destroyed Hoarsbreath, but something else I lost sight of: you told me that. The dark necessity of wisdom."

She gazed at him, suddenly uneasy, for he was seeing her. „I'm not wise. Just lucky—or unlucky."

„Wisdom is a flatlander's word for your kind of feeling. You put your heart into everything—wormspoor, dragons, gold—and they become a kind of magic."

„I do not. I don't understand what you're talking about, Ryd Yarrow. I'm a miner; I'm going to find another mine—"

„You have a gold mine in your heart. There are other things you can do with yourself. Not harrow dragons, but become a Watcher. You love the same things they love."

„Yes. Peace and quiet and private places—"

„I could show you dragons in their beautiful, private places all over the world. You could speak their language."

„I can't even speak my own. And I hate the flatland." She gripped the ice, watching it come.

„The world is only another tiny island, ringed with a great dragon of stars and night."

She shook her head, not daring to meet his eyes. „No. I'm not listening to

you anymore. Look what happened the last time I listened to your tales. ”

„It’s always yourself you are listening to,” he said. The gray ocean swirled the ice under them, casting her back to the bewildering shores of the world. She was still trying to argue when the ice moored itself against the scorched pilings of the harbor. (S. 164f)

Ende.

The Harrowing of the Dragon of Hoarsbreath ist ein melancholisches Fantasy-Märchen über das unvermeidliche Ende eines Zeitalters und den Beginn eines neuen. Ein Protagonist glaubt fest, dass die Veränderung zum Positiven hin ist, die Andere ist vom Gegenteil überzeugt und beklagt den Untergang der gewohnten Welt.

Patricia McKillip stellt hier die ‚weibliche’ Sicht der Welt – schützende, naturverbundene Magie – der ‚männlichen’ – rationale und systematische Anwendung von Techniken – gegenüber, ohne ein klares Urteil fällen zu wollen, welcher der Vorzug zu geben ist; wie ihre Helden ist sie selbst hin- und hergerissen, und der Leser mit ihr.

Das Ende bietet einen möglichen optimistischen Ausblick, aber es ist ungewiss, ob die Heldin in ihrem Kummer über die selbstverschuldete Katastrophe die Chance wahrnehmen wird, ein anderes, freieres Leben zu führen.

TOBIAS S. BUCKELL
KRISTALL REGEN
Roman
BASTEI LÜBBE

*Buckell, Tobias S.: Kristallregen

Tobias S. Buckell [1979–]
Nanagada 1: Kristallregen
(Crystal Rain, 2006)
Bastei Lübbe 23 316 (TB 526 S./€ 8,95)
Bergisch Gladbach 2007
Aus dem Amerikanischen von Axel Plantiko
Genre: Science Fiction

Die Wicked High Mountains türmten sich rund um Dennis und seinen Männern auf, während sie haushohe, aus der Erde herausragende rötliche Felsbrocken umgingen, tiefen widerhallenden Schluchten auswichen und schließlich an einem winzigen Bach rasteten, um ihre Wasserflaschen zu füllen.

Oberhalb der Baumgrenze war die Luft so kalt, dass Dennis seinen eigenen Atem sehen konnte. Gestern hätte er das noch lustig gefunden. Heute verriet sein Ärger, wie schnell er auf dem bröckeligen Untergrund unterwegs war.

Dennis schaute sich zu seinen Männern um. Mungo-Männer. Nanagadas

beste Buschkrieger. Knurrend hüpften sie von Stein zu Stein. Manche hatten schulterlange Rastalocken und trugen volle Bärte. Andere hatten kurzes krauses Haar. Sie kamen von überall her aus Nanagada, und obgleich sie sich mit Schlamm und bunter Kreide bemalt hatten, um besser mit den Schatten verschmelzen zu können, war ihre Haut zu sehen, die vom weichen Braun der Bergregion und Capitol City bis zum tiefen Schwarz der Südküste reichte. (S. 13)

The Wicked High Mountains loomed around Dennis and his men as they skirted house-sized, reddish slabs of rock jutting from the soil, avoided deep, echoing chasms, and paused at a tiny stream to fill their canteens.

Above the tree line the air cooled enough that Dennis could see his own breath. Yesterday he would have been amused. Today his huffing betrayed how fast he moved over the crumbling ground.

Dennis looked around at his men. Mongoose-men. Nanagada's best bush

warriors. They hopped from rock to rock with grunts. Some had long dreadlocks down their backs and full beards. Others had short, cropped hair. They came from all over Nanagada, and despite being smeared with mud and colored chalk to help them blend into the shadows, they had skin ranging from mountainside and Capitol City soft brown to south-coast dark black.

Wir befinden uns offenbar in einer fremden Welt und machen Bekanntschaft mit dem Volk von Nanagada.

Zusammen gingen sie weiter. Allen deutete auf ein totes Tier neben dem Wachhaus. Fliegen umschwirrten den Kadaver. Dennis ging daran vorbei. Er sah zwei Hände, die mit einem Strick zusammengebunden waren. „Schaut euch an!“ Er stieß den geschundenen Körper mit dem Stiefel an. Es gelang ihm, ihn umzudrehen. Dabei atmete er durch den Mund, um dem Gestank zu entgehen. Er zog seine Machete aus der Scheide an seiner Wade. „Du sehen?“ Er

deutete auf das ausgefranste Loch zwischen der zweiten und dritten Rippe des Leichnams.

„Schneiden ihm durch Brust, um sein Herz zu nehmen“, sagte einer der Mungo-Männer.

„Krieger-Priester in Eile, wollen nicht durch Brustbein schneiden“, erklärte Allen.

Dennis fand keinen Abdruck eines Adler-Steins. Irgendein vorbeikommender Krieger hatte dies in aller Eile ohne das übliche Werkzeug der Aztecaner gemacht. Typisch für eine kleine Jagdgesellschaft, die die nahezu unpassierbaren Wicked Highs überwunden hatte … aber hier war man tief in der Welt der Mungo-Männer! (S. 16f)

Together they walked forward. Allen pointed at a dead animal beside the sentry-house. Flies buzzed around it. Dennis walked over; saw a pair of hands bound with rope. „Look upon that.” He pushed the flayed body with his boot. He managed to roll it over, breathing through his mouth to avoid the smell.

He pulled his machete free from its scabbard strapped to his lower leg. „See that?" He pointed at the ragged hole between the corpse's second and third ribs.

„Them cut through for him heart," a mongoose-man said.

„Warrior-priest in a hurry, don't want cut through no breastbone," Allen added.

Dennis didn't see an eagle-stone imprint. Some passing Azteca warrior did this in a hurry without the usual Azteca equipment. Typical of a small hunting party come over the almost impassable Wicked Highs … but this was here in the heart of the mongoose-men's world.

Die Mungo-Männer von Nanagada sind im Krieg mit Azteca, wobei sich die Aztecaner offenbar durch blutige Opferriten auszeichnen. Die Grenze zwischen den Ländern verläuft auf einem befestigten Bergrücken, aber, wie ein Spion berichtet, soll es den Aztekanern in einer hundert Jahre währenden Mühe gelungen sein, einen Tunnel durch den Berg zu graben, um Nanagada zu

überfallen. Es kommt zu einem Kampf, bei dem Dennis verwundet wird.

> Oaxyctl lief durch den Dschungel in Richtung Brungstun. Er bewegte sich im doppelschattigen Licht der Zwillingsmonde, die kurz hervorschienen, als der Regen eine Pause machte. Er war schon fast in Sicherheit, nachdem er es aus den Bergen herab geschafft hatte, indem er einen großen Bogen um den Mafolie-Pass und einige wenige Mungo-Posten entlang des Weges geschlagen hatte. Er war zu weit gekommen, um jetzt noch zu scheitern. (S. 28)

> Oaxyctl ran through the jungle toward Brungstun in the double-shadowed light of the twin moons that peeked out from between a break in the rain clouds. He was so close to safety since making it out of the mountains, skirting well wide of Mafolie Pass and a few mongoose outposts along the way. He'd come too far not to make it now.

Die Szene wechselt zu dem Azteka-Krieger Oaxyctl, der mit einer Gruppe von Kriegern in Nanagada eingedrungen ist, aber von seinen Gefährten getrennt wurde und auf der Flucht vor den Nanagadanern ist.

Alle magischen Fähigkeiten innerhalb der hohen, kathedralenähnlichen Ruinen, in die er vor ein paar Stunden gestolpert war, waren vor Jahrhunderten eingeschlafen. Die Männer, die den Mantel aus Felsen um das Gebäude herum geschaffen hatten, waren kurz darauf gestorben, und heute würde niemand auf die Idee kommen, ein Bauwerk der Alten so tief im Dschungel zu bewohnen. Oaxyctl hatte lediglich gehofft, sich dort für eine Nacht vor dem Regen schützen zu können. Doch nachdem er sich über die spiegelglatten, glitschigen Steine heraufgezogen und hinabgeschaut hatte, hatte er Fleisch und Metall entdeckt, das von einem Haken in der Wand unter ihm herabhing. Einer Wand, auf die er mit einem Gewehr hätte schießen können, ohne einen Kratzer zu hinterlassen. Zwei Her-

zen lagen wie achtlos hingeworfen im Morast darunter. Oaxyctl hatte die abgebrochenen Schösslinge und herausgerissenen Weinreben überall auf dem Innenhof gesehen, sowie die Klauenabdrücke im Morast, und sofort Bescheid gewusst.

Hier war zweifellos ein Teotl, ein Gott. (S. 29)

Any magical abilities inside the tall, domelike ruins he'd stumbled on a few hours back had failed centuries ago. The men who had grown the buildings' rock outer shells had died not long after, and no one would think to occupy a building of the ancients this deep in the jungle. Oaxyctl had hoped just to shelter from the rain for a night in them. But when he'd pulled himself over the glassy, slick stone and looked down, he'd seen flesh and metal hanging from a hook forced into the wall beneath him. A wall that he could have shot a gun at and not chipped. Two hearts lay tossed in the mud underneath. Oaxyctl had looked at the broken saplings and

torn vines throughout the courtyard, claw marks in the mud, and known exactly what he saw.

A Teotl, a god, was surely here.

Ein altes, verlassenes Gebäude legt Zeugnis davon ab, dass auf dieser Welt, deren Zivilisationsstand etwa der frühen Neuzeit entspricht, vor langer Zeit eine hochtechnische Kultur geherrscht hat. Außerdem ist die Rede von einem Teotl, einem Gott.

Schmatz, schmatz. Das Geräusch der Klauenfüße, die sich im Schlamm auf ihn zu bewegten, ließ Oaxyctls Gedärme verkrampfen. Er spürte, wie bittere Galle in seiner Kehle hochstieg, und seine Nasenflügel blähten sich, als er vergammeltes Fleisch roch. Schau dem, was kommt, wie ein tapferer Krieger ins Auge, befahl er sich. Zeige Würde. Stirb einen ehrenvollen Tod, und gib dein Herz bereitwillig hin. Er dachte diese Dinge, obgleich ein tieferer Instinkt ihn wütend antrieb, bis zum letzten Atemzug erbittert zu kämpfen.

Doch das würde zu nichts führen. Oaxyctl wusste das. Sein Körper spannte sich wie ein Tau, das jeden Moment reißen würde, und Oaxyctl wappnete seine Seele.

„*Amixmähuih?*“, fragte die tiefe und raue Stimme des Teotl.

„Ich habe keine Angst“, sagte Oaxyctl.

„*Cualli.*“ Gut. Der Teotl legte zwei Daumen, die sich wie Schmirgelpapier anfühlten, um Oaxyctls Hals. Die vier Finger lagen auf seiner Wirbelsäule. „*Quimichtin.* Spion. Verlogene Kreatur, wir wissen um deinen Verrat. Aber wir sind noch nicht fertig mit dir.“ (S. 30f)

Squelch, squelch. The sound of the clawed feet slushing forward sent shivers roiling down Oaxyctl’s gut. He tasted bitterness coming up his throat and his nose flared as he smelled rotted flesh. Face this like the warrior you are, he urged himself. Be noble. Meet an honorable death and give your heart willingly. He thought these things even though some deeper instinct in him ra-

ged to fight tooth and nail to the last gasping second.

But that would accomplish nothing, Oaxyctl knew. His body tensed like rope about to fray and snap, and Oaxyctl steeled his soul.

„*Amixmähuih?*" the deep and raspy voice of the Teotl asked.

„I am not afraid," Oaxyctl said.

„*Cualli.*" Good. The Teotl wrapped two sandpapery thumbs around Oaxyctl's neck. The four fingers rested on his spine. „*Quimichtin.* Spy. Traitorous creature, we know of your betrayal. But we are not done with you."

Dieser Teotl, den Oaxyctl für einen Gott hält, ist vielleicht kein übernatürliches Wesen, aber auf keinen Fall ist er ein Mensch.

Oaxyctl traute sich, einen Blick auf die Beine des Teotl zu werfen. Äußere Knochen liefen an den pechschwarzen Knorpeln der Oberschenkel herunter. An jeder Seite der Hüften des Teotl zitterten Regentropfen und Eiter an den Gelenken von Tentakeln, von denen sich

eines in schlangenartigen Windungen bewegte und dabei winzige Kauwerkzeuge entblößte.

„Ich werde es tun.“ Oaxyctl schaute wieder zu Boden.

Der Teotl veränderte den Griff und zog Oaxyctl aus dem Morast. Oaxyctl rang nach Atem, als zwei Daumen auf seine Brust pressten und die Finger des Teotl auf seinem Rücken die Schulterblätter eindrückten. Er baumelte über der Erde. Oaxyctl schaute dem Gott ins Antlitz und schnappte nach Luft. Hier stand ein Wesen, dessen Art Aztlans Opferpyramiden bewohnte. Es trug einen Umhang aus abgeschälter menschlicher Haut, die leeren, schlaffen Arme um den Hals des Teotl geknotet, die Füße um die Tentakel an den Hüften des Gottes gewickelt. (S. 31f)

Oaxyctl dared to look at the Teotl's legs. External bones ran down the midnight black cartilage of its thighs. On each side of the Teotl's hip, rain and pus quivered along the joints of tentacles,

one of which stirred, coils shifting to reveal tiny jaws.

„I will do so." Oaxyctl looked back down.

The Teotl shifted its grip and pulled Oaxyctl out of the mud. Oaxyctl struggled for air as two thumbs pressed down on his chest and the Teotl's fingers on his back pushed his shoulder blades in. He dangled above the mud. Oaxyctl faced the god and panted. Here stood a being whose kind dwelled in Aztlan's sacrificial pyramids. It wore a cape of flayed human skin, the empty, floppy arms knotted around the Teotl's neck, feet twined around the tentacles by the god's hip.

Der Teotl kleidet sich in Menschenhaut. Vermutlich trägt er diese grausige Kleidung nicht als Schutz, sondern um die Menschen in größte Furcht zu versetzen. Der Teotl gibt Oaxyctl den Auftrag, einen Menschen namens John deBrun zu jagen.

„Sein Name ist John deBrun, und wir glauben, dass er in der Nähe dieser

> Stadt lebt. Wir sind uns dessen sogar sicher. Wir riechen es schwach. Er besitzt die geheimen Codeworte, die den *Ma Wi Jung* freisetzen. Presse sie aus ihm heraus, oder bring ihn lebend zu uns. Die Wahl ist dir überlassen, denn du kannst dich unter den Nopuluca so bewegen, wie ich es nicht kann. Er darf nicht sterben, bevor er die Codeworte für den *Ma Wi Jung* preisgegeben hat.“ (S. 33)

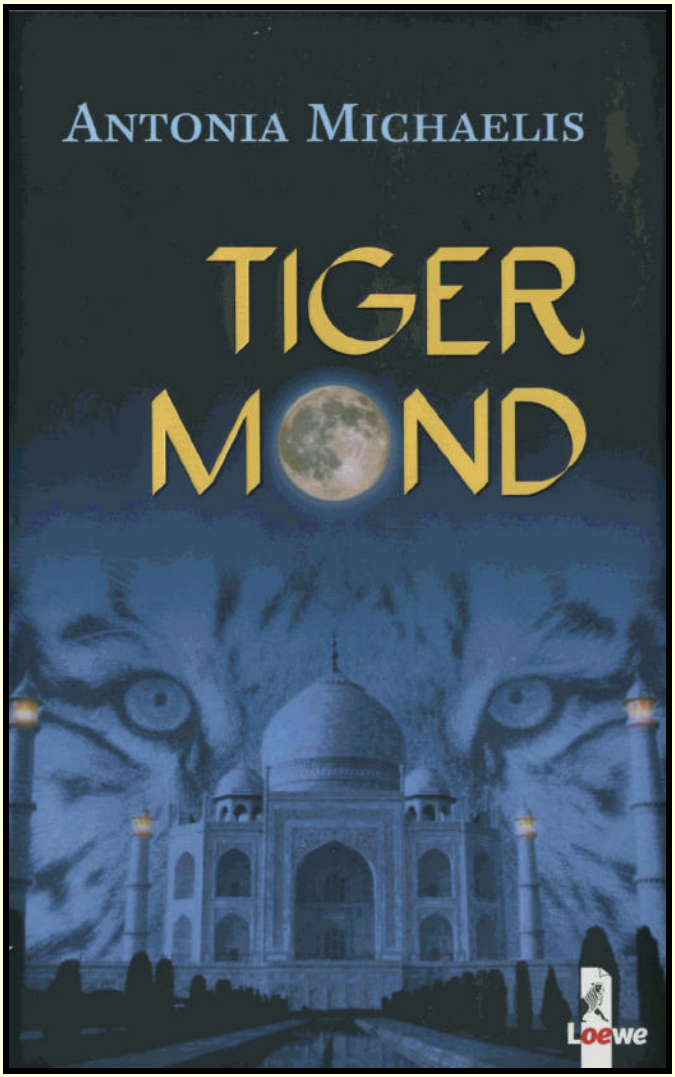
Dieser John deBrun hat offenbar ein geheimes Wissen, mit dem er ein mächtiges Werkzeug freisetzen kann.

In *Kristallregen* wird der Leser mit einer ungewohnten Welt konfrontiert: Es leben dort Völker, die mit einigen der Erde Ähnlichkeit haben, aber die Geographie passt nicht dazu. Von der technischen Entwicklung her könnte es sich um das neunzehnte Jahrhundert halten, aber die Forschung ist in manchen Dingen weiter, in anderen stärker zurück, so dass wir uns sicher nicht in der Vergangenheit der Erde befinden.

Für eine Fantasywelt ist Nanagada zu technisch orientiert, so dass nur noch der Schluss bleibt: Es muss sich um eine fremde

Welt handeln, die irgendwann von Menschen besiedelt worden ist, die keine Erinnerung mehr an ihre Herkunft haben. Bis auf einige wenige, die Altvorderen, die sich vielleicht erinnern könnten, ohne es eingestehen zu wollen. Und dann sind da noch die Götter, mächtige Lebewesen in fremder Form, offenbar Außerirdische, die wie die Menschen auf Nanagada gestrandet sind.

Tobias S. Buckell ist in seinem Erstlingswerk ein ungewöhnlich faszinierender Entwurf einer fremden Welt gelungen, der den Leser immer wieder aufs Neue überrascht. Schade nur, dass er die Handlung auf viel zu viele Stränge aufgeteilt hat, so dass sie sich gerade im Mittelteil unnötig dehnt. Da aber einige Protagonisten ausscheiden und andere sich zusammentun, bekommt der Roman am Schluss glücklicherweise wieder mehr Schwung und gipfelt in einem furiosen Höhepunkt. Trotz einiger Schwächen ist *Kristallregen* ein gelungener Unterhaltungs- und Actionroman mit erstaunlich viel Sense of Wonder.


ANTONIA MICHAELIS
TIGER MOND
Loewe

*Michaelis, Antonia: Tigermond

Antonia Michaelis [1979–]
Tigermond
Loewe (HC 366 S./€ 16,90)
Bindlach 2006
Genre: Phantastik

Ahmed Mudhi war ein wohlhabender Mann, der sich gerne mit dem Titel *Raja* anreden ließ und über viele schöne Pferde und eine nicht ganz so große Zahl schöner Frauen verfügte. Zwar glänzten die Haare der Frauen schwarz wie die Nacht, ihre Augen strahlten wie Sterne, und die heimliche Musik ihrer silbernen Fußkettchen erfreute Ahmed Mudhis Ohren. Doch noch mehr erfreute ihn das Schnauben seiner Rappen in den Ställen. Bis er auf jener Reise durch die Wüste die schönste Frau fand, die er je gesehen hatte. Er fand sie in einem kleinen Dorf mitten im Nichts durch einen Zufall, unter einer Dattelpalme, wo sie im Schatten saß und träumte. Als sie seinen Blick bemerkte, schlug sie die ungewöhnlich hellen Augen nieder, was

> Ahmed Mudhi für ein Zeichen von Bescheidenheit hielt – und in diesem Moment hätte er alle seine Pferde gegen sie eingetauscht. (S. 12)

Wir befinden uns im neunzehnten Jahrhundert im Indien, unter englischer Kolonialherrschaft. Ahmed Mudhi, ein reicher muslimischer Mann, der sich als Raja anreden lässt, erblickt ein wunderschönes junges Mädchen namens Safia, was Tugend bedeutet, um will sie sogleich besitzen.

Ihr Vater ist ein Hindu aus hoher Kaste, aber so verarmt, dass er seine Töchter nicht verheiraten kann. Daher ist er dankbar, dass sie Ahmed Mudhi ohne Mitgift als seine achte Frau nimmt. Doch Ahmed Mudhi muss wegen dringender Geschäfte sofort abreisen, so dass Safia nachfolgen muss. Sie macht mehrere vergebliche Fluchtversuche – denn sie ist keine Jungfrau mehr.

Der Vater ahnt nichts von den Problemen seiner Tochter.

> Als er seine älteste Tochter davonreiten sah, fiel einer der vielen Steine von seinem Herzen. Er liebte seine Tochter

nicht, aber er war ein verantwortungsvoller Mann. Im kühlen Schatten im Garten des Rajas würde ihr widerspenstiges Herz sich endlich formen lassen. Und die Götter würden ihm verzeihen, dass er sie einem Moslem gegeben hatte.

Er ahnte nichts von dem Todesurteil, das er über seine Tochter ausgesprochen hatte.

Denn kein Inder wird gerne betrogen. Und dass Raja Ahmed

Mudhi im Besonderen nicht gerne betrogen wurde, hatte sich bis weit über die Grenzen seiner Stadt herumgesprochen.

Raja Ahmed Mudhi hatte eine Jungfrau erhandelt. Und nur Safia selbst wusste, dass er betrogen worden war. (S. 14f)

Safia kennt die Grausamkeit Ahmed Mudhis aus Erzählungen.

In der ersten Nacht, in der der Raja sie zu sich rief, wäre alles vorüber. Und der

Faden, ihr silberner Lebensfaden, würde reißen. Sie wusste es.

In der Wüste laufen die Gerüchte schneller über den heißen Sand als der Wind.

Die Vögel in den Oasen sangen seit langem von Ahmed Mudhis ungezügeltem Temperament, und die Spiegel auf den Kameltaschen zeigten nachts die Gesichter zweier Frauen, die er in einem Wutanfall vor einigen Jahren erwürgt hatte.

Safia hatte die Skorpione in der Wüste mit ihren emporgereckten Hinterleibern ein Lied vom Jähzorn des Rajas sirren hören – und selbst die Tauben in ihren Verschlagen in diesem kühlen Hof gurrten Verse über seine Eifersucht. (S. 16)

Im Haus Ahmed Mudhis kommt Safia in den Harem, der von dem Eunuchen Langan, das heißt Die Rechte Zeit, einem Hindu, betreut wird; die Frauen nennen ihn Lalit, Der Schöne.

Lalit weiß, wie die anderen Frauen über Safia reden.

Er hatte die anderen Diener über sie reden hören: Sie sagten, sie wäre eine Verrückte.

Sie war anders als alle Frauen, die Lalit kannte. Sie schlug ihre Augen nieder wie eine, die schüchtern ist, doch als er den Blick dieser Augen zum ersten Mal einfing, erschrak er. Da war ein Glühen in ihnen und ein Zischen wie von Wassertropfen, die im Feuer zerstoben. Ihre Augen waren grün wie Türkise. Noch nie hatte er eine mit türkisfarbenen Augen gesehen. (S. 19)

Ahmed Mudhi kann die Ehe nicht vollziehen, weil er mit einem Fieber darniederliegt. Das verschafft Safia ein wenig Zeit, die sie nutzt, um Lalit ihre Sorgen zu gesehen. Und sie erzählt ihm, dass er sie Raka, Der volle Mond, nennen soll.

Sie sah ihn an, und ihre türkisfarbenen Augen flackerten. „In Indien“, sagte sie, „gibt es zu viele Namen mit zu vielen Bedeutungen. Die meisten sind falsch. Mich nennen sie Safia, die Tugend. Aber ich bin Shamim, das Feuer.

Sie wollen, dass ich Satya bin, die Wahrheit, Sadhana, die Verehrung, Sarala, die Ehrliche. Doch ich bin Sandhya, die Dämmerung, Sanvali, das Zwielicht, Sharvati, die Nacht.

Ich bin Shampa, der Blitz, Shalmali, die auf dem Seidenbaum lebt, und Shakuntala, die von den Vögeln aufgezogen wurde. Wenn ich von mir selber spreche, bin ich Raka. Der volle Mond. Das ist es, was ich in der Wüste war, wenn sie mich alleine ließen. Falls du mich rufst, rufe mich so.“ (S. 23)

Um sich die Zeit zu vertreiben und von ihrer Todesangst abzulenken, erzählt Raka dem Diener Lalit eine lange Geschichte, die sich, so wie sie von Raka wiedergegeben wird, erst vor kurzem zugetragen hat.

Ich brauche dir nicht zu erzählen, dass es in Indien üblich ist, mehrfach zu leben.

Unsere Welt ähnelt einem großen bunten Spielbrett: Man steigt und fällt auf der Skala, je nachdem, wie viele

Punkte man in der letzten Runde gesammelt hat.

Punkte für Tapferkeit, Punkte für Treue, Punkte für Ehrlichkeit.

In manchen Spielrunden kommt man als Ratte zur Welt, in manchen als weiser Mann.

Auch die Götter werden mehrfach geboren.

Vishnu beispielsweise erschien sieben Mal auf der Erde und verwirrenderweise jedes Mal unter einem anderen Namen.

Zur Zeit dieser Geschichte hieß er Krishna und war der Gott der Liebe. Mit der Musik seiner Querflöte betörte er die Kuhhirtinnen auf den kargen Weiden am Rande der Wüste. Es war eine großartige Zeit, voll vom Duft des weißen Jasmins und dem Geruch der Nacht. Die steinernen Figuren in den Tempeln erzählen eine Menge davon.

Doch eines verschweigt der behauene Stein: Eines Tages nämlich zeugte Krishna in einem Palmenhain südlich von Nirgendwo eine Tochter.

Danach verschwand der schöne Flötenspieler, und seine Tochter wuchs als gewöhnliches kleines Mädchen bei einer Familie auf, in einem Dorf aus Lehmhäusern und Staub, wo der sandige Wind ihr Schlaflieder sang. Und doch wusste sie tief in ihrem Herzen, dass sie eine Prinzessin war.

Eines Tages spielte sie am Rand eines Reisfeldes und fütterte die Vögel, als der Dämonenkönig Ravana sie aus einer Hecke heraus beobachtete.

Bei ihm war sein erster Diener Suryakanta, dessen Name Edelstein bedeutet.

Die Anwesenheit der Dämonen machte die Vögel nervös, sodass einer von ihnen nach der Prinzessin hackte. Sie zog mit einem Aufschrei ihre Hand fort, während ein einziger, dicker Tropfen Blut an ihrem Zeigefinger erschien.

Bei der plötzlichen Bewegung wandte sich die Prinzessin der Hecke zu, in der Ravana und sein Diener sich versteckt hielten. Und kaum hatte Ravana ihr wunderschönes Antlitz erblickt, da war er verloren: Er verliebte sich sofort in die kindliche Prinzessin.

Das Blut an ihrem Finger floss zur Erde. Doch ehe er dort ankommen konnte, verwandelte sich der Tropfen in einen taubeneigroßen roten Edelstein, der intensiv zu leuchten begann.

Und so hatte sich Suryakanta, Ravanas gieriger Diener, ebenfalls verliebt – er war sofort in Liebe zu dem Edelstein entbrannt.

Der Stein aber versank in den grünen Fluten des Reisfeldes, an dessen Rand die kindliche Prinzessin gespielt hatte. Suryakanta verbiss sich einen Fluch. Im Wasser zwischen den Halmen wurde der Juwel lange Zeit nicht wiedergefunden, bis ihn schließlich ein Bauer entdeckte, der ihn gegen eine weiße Kuh an einen Freund eintauschte, welcher ihn wiederum einem reisenden Franzosen verkaufte, der ihn später in Paris an einen Briten verlor … doch dies ist eine andere Geschichte – zu sagen bleibt nur so viel: Der Stein verschwand für eine geraume Weile und tauchte erst sehr viel später wieder in Indien auf – ungefähr zu der Zeit, zu der auch alles andere sich zutrug. (S. 26f)

Der Gott Krishna zeugt eine Tochter, die als Prinzessin bekannt ist. Als sie sich am Finger verletzt, entsteht ein taubeneigroßer roter Edelstein, der im Wasser verloren geht. Das beobachten der Dämonenkönig Ravana, der sich in die Prinzessin verliebt, und dessen Diener Suryakanta, der den Blutstein begehrt. Daraufhin entführt Suryakanta im Auftrag seines Herrn die Prinzessin und will sie wegen des günstigen Zeitpunkts in genau einem Monat heiraten.

Nun hätte man einfach einen jener schönen Kriege beginnen können, die in den großen Tagen des Hinduismus üblich waren und in denen ein Heer von Göttern und Helden gegen ein Heer von Dämonen antritt.

Krishna selbst hatte einst als Berater und Wagenlenker in einem solchen Heer gekämpft.

Doch es gab ein Problem: die Briten.

Die Briten hatten zu jener Zeit bereits die Kolonialherrschaft über Indien an sich gerissen und eine neue Zeit mit sich gebracht.

Und sie hatten etwas gebracht, das sie „den Fortschritt“ nannten. Es bedeutete, dass das Land von seinen Wurzeln fort schritt, um einer ungewissen Zukunft entgegenzublicken. Wer modern war, versuchte, sich so zu benehmen wie die Engländer. Und die Engländer lebten ein geometrisches und gut berechnetes Leben voller wichtiger Uhrzeiten.

Die Leute hatten ihren Glauben an Wunder und Märchen verloren. Die hinduistischen Götter waren klein geworden. Auch wenn sie es nicht gerne hörten.

Doch an wen nicht geglaubt wird, der kann nicht einfach so auf der Erde erscheinen. (S. 29)

Krishna hätte mit einem mächtigen Heer gegen den Dämonenkönig kämpfen können, wie er es schon einmal getan hat, aber infolge der Britenherrschaft hat der Glaube an die Götter und damit deren Macht auf Erden nachgelassen. Noch nicht einmal richtige Helden gibt es mir.

Krishna verfällt daher auf einen Plan: Er lässt ein silbernes Amulett schmieden und darin ein Foto der Prinzessin anbringen. Das Foto versteckt er in einer Lotosblüte im Garten eines englischen Offiziers.

Zufällig schleicht sich der Dieb und Betrüger Farhad Kamal, sechzehn Jahre alt, Hindu, Waise, in den Garten des Engländers, um dort zu stehlen. Farhad erblickt das Amulett und nimmt es an sich.

> In dem Augenblick, in dem Farhad das silberne Amulett mit allen Fingern umfasste, schlug vor ihm ein lautloser Blitz in den Boden ein, und jemand versperrte ihm den Weg. (S. 34)

Es tritt auf der Gott Krishna.

> „Ravana“, sagte Krishna, „hat meine Tochter entführt. Du erinnerst dich, wer Ravana ist?“
>
> „I-i-ich – ich glaube schon“, stammelte Farhad. „Der Dä-dä-dämonenkönig. Er hat damals in der *Ramayana*-Sage schon Ramas Frau Sita nach Ceylon verschleppt, nicht wahr? Und Ihr standet

Rama als Wagenlenker und Berater bei, u-u-um seine Armeen zu besiegen."

Krishna nickte. „Das ist lange her. Jetzt jedenfalls gibt sich Ravana als Händler aus und lebt in der Stadt im Herzen der Wüste Rajasthans." (S. 35)

Die Befreiung der Prinzessin eilt, denn in einem Monat ist Hochzeit, und dann ist die junge Frau für immer verloren.

„Was bekomme ich, wenn ich das tue?", fragte Farhad. Obgleich ihm noch immer vor Angst abwechslend heiß und kalt wurde, hatte er seine geschäftliche Ader wiederentdeckt.

„Wenn es dir gelingt, die Prinzessin zur rechten Zeit zu befreien", antwortete Krishna ernst, „sollst du im nächsten Leben in eine wundervolle Stufe aufsteigen und wiedergeboren werden als wohlhabender, weiser Mann. Wenn du es nicht schaffst…"

Er machte eine Pause, und Farhads Finger spielten nervös mit dem Amulett.

„… wenn du es nicht schaffst“, wiederholte Krishna, „wirst du als ein niedriges, Ekel erregendes Wesen wiedergeboren werden. Ein Wurm, wenn es dir beliebt. Oder eine Assel, die die Menschen mit Füßen treten. Und der Kreislauf deiner Lebenszeiten hier auf der Erde wird sich ins schier Unendliche verlängern, bis du das Nirwana erreichst.“ (S. 36)

Farhad Belohnung soll eine Wiedergeburt als wohlhabender Mann sein; seine Strafe im Fall des Versagens dagegen eine ewige Folge von Wiedergeburten als schleimiges Tier.

Wohl oder übel bricht also Farhad auf nach Thar, der Wüste Rajastans. Der Weg ist so weit, dass er weder zu Fuß noch zu Pferd in einem Monat zu schaffen ist.

Farhad trifft auf eine Polizeistreife der Engländer und bewundert ihre Fertigkeit, sich ein so großes Land wie Indien einfach zu erschleichen.

Er ärgerte sich, dass die Engländer ihre Polizeikontrolle gerade hier aufge-

stellt hatten, doch zugleich bewunderte er sie auf eine gewisse Weise.

Sie hatten sich das Land mit ihrer Handelsgesellschaft nach und nach erschlichen, ohne eine Notwendigkeit zu sehen, es zu erobern. Sicher hatte es hier und da Kämpfe gegeben. Aber im Großen und Ganzen schien das eher nebensächlich. Eines Tages hatte Indien plötzlich einer englischen Gesellschaft gehört, und da kein Land einer Gesellschaft gehören kann, hatte die britische Krone es im Sinne der Gerechtigkeit und der größeren Zusammenhänge politischer Korrektheit einfach übernommen.

So etwas, dachte Farhad, musste man erst einmal können. Er wäre gerne bei den Briten in die Lehre gegangen – was die Erschleichung von Wertgegenständen betraf. (S. 40)

Die Briten suchen jedoch nicht Farhad, sondern den Dieb eines Juwels, des Blutsteins. Farhad klettert, um ihnen auszuweichen, auf einen steilen Berg. Dabei raubt ihm eine Horde Affen das Amulett; die Affen streiten selbst darum, und lassen es geöffnet fallen.

Farhad erblickt zum ersten Mal das Foto der Prinzessin und ist fasziniert von diesem Anblick.

Schließlich erreicht er die Bergspitze, wo in den Ruinen einer alten Festung ein uralter, dürrer Mann lebt.

In den Resten des Tageslichts entdeckte Farhad die Reste einer Ruine, und beide Reste vereinigten sich zu einem schönen Sinnbild der Vergänglichkeit.

Dann versank die Sonne langsam hinter dem Horizont und hinterließ schon bald nichts als Nacht. Von einem Augenblick auf den anderen wurde es empfindlich kalt auf der Spitze des Berges. Farhad schlang die Arme um seinen mageren Körper, um sich zu wärmen, und beschloss, sich einen Schlafplatz in der Ruine zu suchen. Er verwünschte den Wind, der hier oben so schneidend scharf über Gras und Steine fegte. Kurz zuvor hatte er ihn noch als Abkühlung willkommen geheißen. Wie schnell sich die Dinge doch auf einer Reise änderten!

Farhad Kamal hatte in den ungefähr 16 Jahren seines Lebens noch nie eine Reise gemacht, und er fühlte sich schon jetzt überfordert.

In den Resten der Ruine entdeckte Farhad plötzlich jemanden.

Er war zu müde und zu hungrig, um darüber zu erschrecken. Der Jemand saß in einem Raum ohne Decke, den ein Grasteppich zierte, und fütterte ein kleines Feuer mit Stöcken.

Es war ein alter Mann, so dünn wie Sandpapier und so faltig wie die heiligen Tempel-Elefanten, die für ein paar Rupien jeden mit ihrem Rüssel segneten. Außer einem orangefarbenen Tuch um die Hüften trug er keinerlei Kleidung, und sein Haar war wild und grau von Staub und hing ihm bis auf die Schultern hinab. (S. 46)

Farhad erzählt dem Alten, der behauptet, nur von Luft und Tau zu leben, seine Geschichte, woraufhin der Alte antwortet, ihm sei Krishna im Traum erschienen und habe ihm von dem jugendlichen Helden erzählt, der seine Tochter retten solle.

Farhad kennt Betrüger zur Genüge und meint, der Alte würde ihn täuschen.

„Letzte Nacht“, fuhr der Alte fort, „ist mir Krishna selbst im Traum erschienen. Er hat berichtet, dass Ravana seine Tochter entführt hat. Er zeigte mir ein Bild vom schrecklichen Gesicht des Dämonenkönigs, und mein Herz geriet in große Furcht. Danach verschwanden Krishna und das Bild. Beim Aufwachen fragte ich mich, weshalb ich diesen Traum hatte.“ Er lächelte zahnlos. „Und nun weiß ich es. Krishna wollte mir sagen, dass du kommen wirst.“

„Hm“, sagte Farhad, der erstens nicht an Träume und zweitens nicht daran glaubte, dass der Alte die Wahrheit sagte. Er selbst sprach oft von merkwürdigen, weissagerischen Träumen, wenn er versuchte, jemandem etwas aus der Tasche zu locken. Es war ein alter, weit verbreiteter Trick.

„Noch weiter verbreitet“, sagte der Alte, „ist die Gabe, Gedanken zu lesen. Auch wenn die meisten weisen Männer

niemandem davon erzählen, dass sie es tun."

Farhad zuckte zusammen und spürte, dass er rot wurde. „Und was tut Ihr hier oben?", fragte er schnell, um vom Thema abzulenken.

„Ich lebe hier", erklärte der Alte. „Ich meditiere, ich sehe mir den Lauf der Wolken an, und ich spreche zu den Göttern. Seit sieben mal sieben Jahren sitze ich hier oben ohne Wasser und Nahrung. Im Morgengrauen trinke ich den frischen Tau von den Blättern. Der Tau ist voll von Geheimnissen …"

„Wie lange werdet Ihr noch hier oben sitzen?", fragte Farhad, nur um etwas zu fragen.

Der Alte verzog sein sonnenverbranntes Gesicht im Licht des herunterbrennenden Feuers zu einem leisen Lächeln. „So lange, bis die Prophezeiung erfüllt ist", antwortete er, und es klang eine Menge Stolz in seiner Stimme mit. (S. 48)

Der Alte deutet an, dass er die Fähigkeit besitzt, Farhads Gedanken zu lesen. Er spricht

von einer Prophezeitung, der erfüllt werden müsse, die er aber selbst nicht kenne. Und er erklärt Fahrad, dass ihm Waffen nichts nützen werden bei seiner Mission, sondern dass er Vertrauen in sich selbst brauche.

> „Vor dir liegt ein langer Weg“, flüsterte er. „Du wirst durch das Feuer gehen, durch das Wasser und durch den Wind. Am Ende jedoch steht der Tod.“ (S. 50)

Nach den Worten des Alten warten viele Gefahren auf Farhad, am Ende jedoch der Tod. Nun, das weiß Farhad bereits, aber Krishna hat ihm ja versprochen, als wohlhabender Mann wiedergeboren zu werden, wenn seine Mission gelingt.

Der Alte erklärt, dass der Dämonengott Ravana einen Wächter namens Suryakanta habe, der nicht mehr begehre als den Blutstein.

> „Es gibt eine alte Geschichte“, flüsterte der heilige Mann, „die davon erzählt, wie Ravana sich vor langer Zeit in die Prinzessin verliebte. Heute kennt kaum noch jemand diese Geschichte, aber ich

habe sie im Tempel von meinem Lehrer erfahren, lange ehe ich auf diesen Berg kam. An dem Tag, an dem Ravana die Prinzessin zum ersten Mal sah, entstand aus einem Tropfen ihres Blutes ein Edelstein, groß wie ein Taubenei und schön wie die Sonne. Und seit seinem Entstehen ist Suryakanta auf der Jagd nach dem Stein. Er trägt den Namen Blutstein, und er wandert seit langem durch die Welt, ohne dass es Suryakanta gelungen ist, ihn an sich zu reißen. Ab und zu taucht der Stein im Besitz des einen oder anderen Rajas oder Abenteurers auf, und dann hört man wieder lange nichts von ihm. Er scheint eine unerklärliche Anziehungskraft auf jeden auszuüben, der ihn sieht, und eine Menge gieriger Männer haben ihn besessen und wieder verloren. Wer Suryakanta diesen Stein bringt, hat Einlass zu allen Gemächern, zu denen er Einlass wünscht.“ (S. 50f)

Farhads Aufgabe muss also sein, den Blutstein zu beschaffen und damit den Wächter zu bestechen. Allerdings muss er dazu nach

Gaya, östlich von Varanasi, der Stadt am heiligen Fluss Ganga – und das ist so weit entfernt, dass er es innerhalb eines Monats nicht erreichen kann.

Es fällt auf, dass der Alte sagt, die Geschichte von Krishnas Tochter und Ravana uralt sei, während sie sich doch eben erst zugetragen haben soll. Dazu gibt es zwei Erklärungen: Erstens ist die Geschichte von Farhad eine Erfindung von Raka. Und zweitens sind in Indien Gegenwart und Vergangenheit eins: Was sich vor zehntausend Jahren zugetragen hat, kann ebenso gut auch erst gestern geschehen sein.

Nun folgt eine Reihe schier unglaublicher Abenteuer, in deren Folge Farhan unter Leitung des Gottes einen uralten weißen Tiger befreit, mit dem zusammen er eine lange und gefahrvolle Odyssee antritt.

Lagan wiederum, der von den anderen Lalit genannt wird, hat auch ein tödliches Geheimnis zu verbergen, denn eigentlich sollte sein Bruder die Stelle beim Raja antreten, aber dieser wurde krank, und so musste Lagan unter falschem Namen einspringen – und im Gegensatz zu seinem Bruder ist er nicht verschnitten. Und natür-

lich verliebt er sich in Safia, die von ihm Raka genannt werden will, und natürlich versucht er sie zu retten.

Am Ende verschmelzen Rakas Schicksal und ihre Erzählung miteinander: Sie ist sowohl die Tochter Krishnas, entführt von dem Dämonenkönig Ravana, als auch Raka, die Tochter eines vornehmen, aber armen Hindu, die von dem reichen Ahmed Mudhi gekauft wurde. Ravana und Ahmed Mudhi werden eins, und beider grimmiger Wächter heißt Suryakanta. Aber Farhad Kamal und Langan, wie sich Lalit jetzt wieder nennt, bleiben getrennte Personen, denn Farhad, der von Raka durch ihre Erzählung ins Leben gerufene Held, muss sterben, wie es ihre Geschichte verlangt. Er wird erschossen, nachdem er den Wächter mit dem Blutstein bestochen hat. Daher gelingt Raka und Langan die Flucht. Nichts trennt die Liebenden mehr, denn Langan, der für seinen erkrankten Bruders die Stelle als Diener angetreten hat, ist nicht verschnitten.

Der weiße Tiger erhält ein neues Leben als junger Tiger. Farhard aber erhält die von Krishna versprochene Belohnung: Er

wird ein Kind liebender Eltern wiedergeboren, wie es Krishna versprochen hat.

Der junge Mann nahm das Kind ungeschickt an sich. „Seht nur“, flüsterte er, „ich habe einen Sohn bekommen. Ihr bringt mir Glück, wie ich es gesagt habe.“

„Er trägt das Zeichen auf der Stirn, Herr“, sagte die alte Frau. „Genau zwischen den Augenbrauen. Das Zeichen der Götter. Fast sieht es aus wie ein Brandmal … Bei Krishna, das ist ein besonderes Kind, das ihr da in euren Armen haltet!“

„Wie sollen wir ihn nennen?’, fragte der junge Mann.

„Sie hat gesagt’, murmelte die Alte und zeigte hinter sich in das notdürftig aufgeschlagene Zelt, „sie hat gesagt, er soll Kaki hei Gen, wie die zehnte Inkarnation Vishnus. Der Reiter auf dem Schimmel mit dem blitzenden Schwert. Der, auf den die Welt noch wartet und der das Böse endgültig zerstören wird.“

Raka und Lagan sahen sich an. (S. 364f)

Ende.

Tigermond ist eine außerordentlich vielschichtige Erzählung, denn sie läuft auf mehreren Ebenen ab: einmal auf der historisch-realen des englischen Kolonialreiches, einmal auf der mythologischen, und einmal auf einer dritten, schwer zu bestimmenden, changierenden, in der am Schluss alles zusammenläuft. Wie der Gott Vishnu unter den verschiedensten Inkarnationen auftritt, so sind Mensch und Tier nicht nur die einfachen irdische Erscheinungsformen, sondern haben auch etwas Jenseitiges, Göttliches an sich – und diese andere Welt tritt nach einem göttlichen Plan in Erscheinung, überlagert die sichtbare Welt wie eine Doppelbelichtung auf einem Filmnegativ, die bald im Hintergrund verschwimmt und bald deutlich die gewohnte Welt verdrängt.

Tigermond lehrt den Leser, dass die Welt auch mit anderen Augen gesehen werden kann. Unser heutiges Weltbild ist das der Aufklärung, des Glaubens an die Ratio, an die Erforschbarkeit und Berechenbarkeit der Welt. Aber ein Weltbild ist eben nur das, was sein Name sagt: eine Methode, die Phänomene, die uns umgeben, zu ordnen

und zu erklären, sie uns verständlich zu machen und uns in ihnen zurecht zu finden. Und so zeigt uns *Tigermond* ein ganz anderes Weltbild, eines, in dem die sichtbare, so chaotisch-zufällige Welt durchdrungen ist von einer wohlgeordnet-göttlichen, die nicht immer sichtbar ist, sich aber immerwährend manifestiert und ihre Aura auf unsere Welt ausstrahlen lässt.

Auch das Christentum glaubt an eine jenseitige Welt, aber in einer völlig anderen Weise: Uns Christen hat der Eine Gott gesagt, was richtig und falsch ist, was wir zu tun und zu lassen haben und wie unsere Belohnung und unsere Strafe im Jenseits aussehen wird. Unsere geistige Welt ist getrennt in das Vorher und das Nachher, und das Vorher ist nur eine Vorbereitung auf das Nachher, es ist von Angst und Zweifeln erfüllt, für das Nachher nicht bestehen zu können – ist diese eine einzige Lebenschance vertan, erhalten wir keine zweite, dann folgt die ewige Gerechtigkeit, wie immer sie aussehen mag.

In *Tigermond,* im indischen Kosmos, dagegen wetteifern Dutzende und Hunderte von Göttern und Dämonen gegeneinander,

so dass es die einzige göttliche Wahrheit in der christlichen Form gar nicht geben kann; an ihrer Stelle stehen Vielfalt, Pluralität und endlose Möglichkeiten. Ebensowenig gibt es ein Vorher und ein Nachher, denn nach dem Tod wartet ein neues Leben in anderer Form, in dem man die Fehler des jetzigen wieder verbessern kann; alles wiederholt sich, alles fließt, das Leben strömt unendlich dahin und versiegt nie – außer für jene ganz und gar Heiligen, auf die das Nirwana wartet, das Erlöschen und Aufgehen im Universum.

Und trotz oder gerade wegen des Fehlens einer göttlichen Einheit ist das ganze irdische Leben in dem Weltbild dieses Romans durch und durch erfüllt von einem göttlichen Sinn, einer göttlichen Vorbestimmung, einer göttlichen Leitung, überhaupt dem Göttlichen an sich, das jede Faser des Seins durchdringt.

Der Roman hat ungeachtet seines Weltbildes eine sehr handfeste Handlung, deren Spannung oft schmerzhaft zu nennen ist. Gerade weil alles einem göttlichen Plan folgt, gibt es hier eben keinen glücklichen Zufall, der einen Protagonisten im letzten

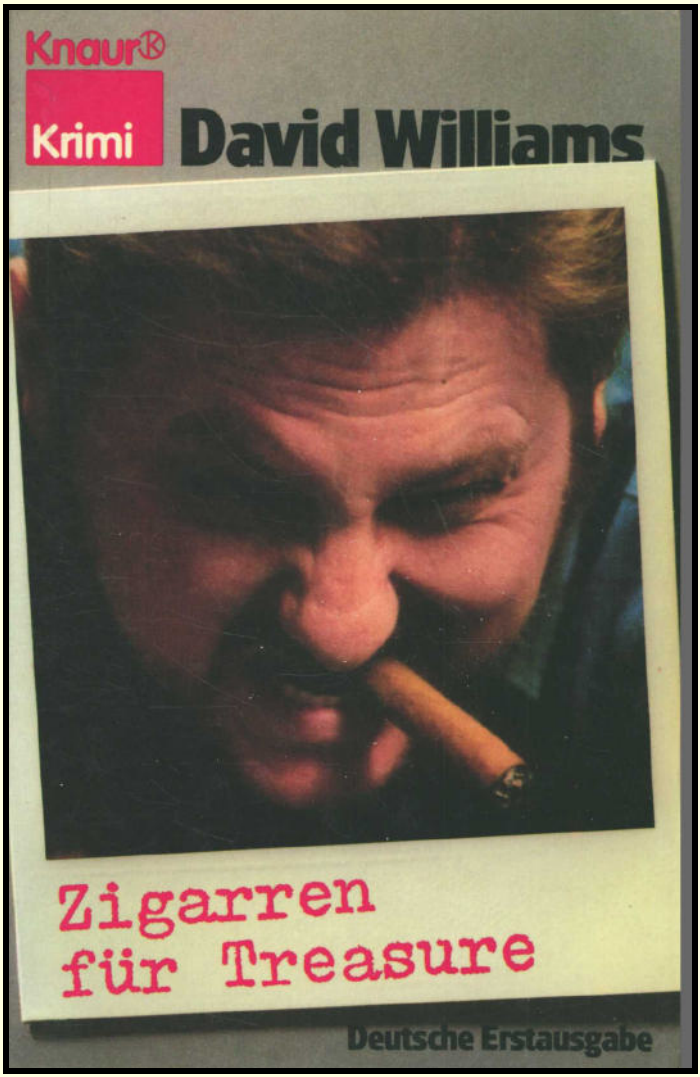
Moment aus der Gefahr rettet: Nein, insbesondere das Sterben der Figuren gehört zu eben jenem göttlichen Plan, für den Geburt und Tod, Glück und Leid der Menschen gleich viel zählt, und oft vollbringen die Protagonisten ihre entscheidende Mitwirkung gerade durch ihren Tod. Dieser Tod wiegt allerdings weit weniger schwer als der christliche, denn es wartet ja ein neues Leben, ein neuer Anfang; und wer mit dem Tod dem göttlichen Plan zum Gelingen verholfen hat, den erwartet seine Belohnung in einem neuen, glücklicheren Leben unter der schützenden Hand des Gottes.

Aber Antonia Michaelis weiß sehr wohl, dass auch dieses Weltbild der indischen Götter nur ein solches ist, nur eine Möglichkeit unter vielen, und so lässt sie am Schluss offen, ob die Handlung nun nach einem aufgeklärten oder einem mythologischen Weltbild gelesen werden soll. Gerade mit dieser Offenheit weist sie den Leser darauf hin, dass kein Weltbild den Sinn des Seins ganz erklären kann und keines bevorrechtet in dieser Funktion ist.

Tigermond ist ein ganz besonderer Roman, ein ganz seltenes Ereignis in der Lite-

ratur, der sehr viel mehr ist als das Jugendbuch, als das er vermarktet wird, sondern ein großes Kunstwerk.

Über die Autorin: Antonia Michaelis wurde 1979 in Kiel geboren und hat ein Jahr in Südindien an einer Schule bei Madras als Lehrerin gearbeitet.


Knaur
Krimi
David Williams
Zigarren
für Treasure
Deutsche Erstausgabe

*Williams, David: Zigarren für Treasure

David Williams [1926–2003]
Mark Treasure 3: Zigarren für Treasure (Treasure Up In Smoke, 1978)
Knaur 04 933 (TB 172 S./DM 6,80)
München Zürich 1982
Aus dem Englischen von Oscar Wolfbauer
Genre: Krimi

„Diese Angeberei mit prominenten Bekannten gehört sich nicht – wie ich heute vormittag zum Prinzen sagte.“ Lord Grenwood wollte keinen Witz machen. Er stocherte in seinem haarigen linken Ohrloch, betrachtete mit echtem Interesse, was er zutage gefördert hatte, und sprach dann weiter: „Ich sehe andrerseits keinen Grund, warum Sie dem Gouverneur nicht – wie heißt der Bursche?“

„Rees – Sir Archibald Rees.“

„Archie Rees, das ist der Knabe, Eton und Christ Church.“

„Breccon und die University of London“, korrigierte Mark Treasure mit

> Entschiedenheit, wobei er den mißvergnügten Ausdruck voraussah, den das hervorrufen mußte. Der ehrenwerte Lord Grenwood, Präsident von Grenwood, Phipps & Co., der angesehenen Handelsbank in der Londoner City, hatte festumrissene Vorstellungen davon, was er als angemessenen Erziehungsstandard für Kolonialbeamte erachtete. Treasure, Geschäftsführer desselben Unternehmens, aber rund dreißig Jahre jünger als Grenwood, war nicht mit derartigen Voreingenommenheiten belastet. Er selbst war das Produkt einer so gut wie unbekannten Internatsschule und eines zu seiner Zeit nicht allzu renommierten Colleges in Oxford. Dergleichen hatte früher eine Rolle gespielt. (S. 5)

In der Karibik liegt die King-Charles-Insel, die bis auf den heutigen Tag den Status einer Kronkolonie genießt, verwaltet von dem Gouverneur Sir Archibald Rees. Auf diesem beschaulichen Eiland stehen Veränderungen an, und zwar ist der Bau eines luxuriösen Ferienresorts geplant. Ein anglo-

australisches Konsortium, vertreten durch die Handelsband Grenwood, Phipps & Co., konkurriert dabei mit einer amerikanischen Hotelkette.

Der stellvertretende Vorsitzende von Grenwood, Mark Treasure, soll dazu in Begleitung seiner attraktiven Gattin, der bekannten Filmschauspielerin Margaret Forbes, zur Insel fliegen, wobei ihm sein Mitarbeiter Peregrine Gore vorausreist. Peregrine genießt den Ruf, einerseits ein Frauenschwarm zu sein und andererseits in jedes vorhandene Fettnäpfen zu treten, was aber durch die Tatsache, dass er der Stiefsohn von Lord Grenwood ist, wieder aufgewogen wird.

Die Insel hat eine lange Geschichte.

> In den Ruf, sie seien kriegerisch und bösartig, gerieten die Kariber, weil sie verständlicherweise kriegerisch und bösartig auf die weißen Usurpatoren reagierten, die Eingeborene in Massen abschlachteten, weil sie ihnen störend erschienen. Unter normalen Umständen lebten die Kariber vernünftig, geordnet und zufrieden. Die Frauen mit ihrer le-

> gendären Schönheit waren ideale Gattinnen. Es steht verzeichnet, daß sie die meiste Zeit damit zubrachten, die Körper ihrer Ehemänner zu massieren und Hängematten für sie zu knüpfen. Die Männer, gutaussehend und furchtlos, waren geübte Jäger und erfahren in allen Künsten der Tarnung. Von Natur aus unabhängig, empfanden sie Gehorsam gegenüber Höhergestellten unerträglich und Sklaverei erst recht. Keine Frage – sie mussten verschwinden. (S. 13)

Nach blutigen Kämpfen versöhnten sich die Eingeborenen mit den kolonisierenden Engländern und schlossen einen Friedensvertrag, der von einem Iren namens Michael O'Hara bekräftigt wurde, dem Stammvater einer langen Reihe von Gouverneuren. Sein Nachkomme Joseph Michael O'Hara hat zwar das offizielle Amt niedergelegt, ist aber immer noch die tonangebende Person auf der Insel: Er verfügt über die größten Besitzungen, betreibt eine florierende Zigarrenfabrik und lässt nicht zuletzt alle Gewinne selbstlos der Insel zukommen.

Allerdings muss man hören, dass O'Hara schon längere Zeit erpresst wird, was ihn vielleicht bewogen haben mag, den Verkauf der Tobacco Company und den Bau einer Hotelanlage zu erwägen oder alternativ Zuckerrohr anzubauen und dieses zu Rum zu destillieren – seine wirklichen Absichten hält er offenbar hinter den Berg.

Als Konkurrent von Grenwood, Phipps & Co. taucht der Repräsentant der Sun-Fun-Hotelgesellschaft auf, der Amerikaner Glen Dogwall mit seiner mannstollen Frau Rachel, die es sogleich auf Peregrine abgesehen hat. Doch auch Debby, die attraktive Tochter des Gouverneurs, hat ein Auge auf den Jungbankier geworfen.

> Der Einfluß von fremden, gefühllosen Schaulustigen, die Errichtung von grauenhaften Hotels, das Zurschautragen von Reichtum Übersättigter auf der Suche nach zollfreien Häfen – darin lag das Samenkorn sozialen Niedergangs. Das gleiche Übel hatte bereits Inselbevölkerungen in anderen Teilen der Karibik zu unzuverlässigem Pöbel verkommen lassen – aufsässig und unregierbar.

> Es rief ein Gefühl der Benachteiligung hervor, förderte politisches Bewußtsein und erzeugte jene fadenscheinige Art von Demokratie, die zur Anarchie führt und in Tyrannei endet. Babington hatte Joe all dies vergebens vorgetragen. (S. 27f)

Eine weitere wichtige Persönlichkeit auf der Insel ist der irisch-katholische, farbige Pfarrer Aloysius Babington, der die Nonnen, welche die Zigarren fertigen, beaufsichtigt und strikt gegen jede Veränderung, insbesondere den Bau einer Hotelanlage, ist.

Nebenbei erfahren wir, wieso es O'Hara gelingt, seine Zigarren von eigentlich mittelmäßiger Qualität zu einem exorbitanten Preis an einen exklusiven Kreis von begüterten Abnehmern in den USA zu verkaufen: Im Kern der Zigarren sind Marihuana-Blätter eingewickelt, die einen ganz besonderen Rauch-Genuss versprechen.

Außerdem lernen wir noch den schottischen Journalisten Angus McLush kennen, der nicht nur für eine unbedeutende Zeitung arbeitet, sondern sich nebenher noch Geld als Spion verdient – für wen er arbei-

tet, weiß er nicht, aber er vermutet für die CIA.

Doch dann ereignet eine furchtbare Tragödie.

> „Wollen Sie uns jetzt sagen, was all dies bedeuten soll?“
>
> Der Sergeant seufzte und hängte sein Gewehr über die Schulter. „Das ist nämlich so, Sir. Es hat einen Mord gegeben. Unser hochverehrter und von uns allen geliebter Mitbürger, Mr. Joseph O’Hara, ist geköpft worden.“ Molly Treasure fuhr zusammen, „‘tschuldigung, Madam. Die ganze Bevölkerung ist hinter dem Mörder her.“
>
> „Sie wissen, wer es war?“ Das war Treasure.
>
> „Ja, Sir, er wurde auf frischer Tat ertappt, ist aber entkommen. Der Name von dem Verbrecher ist Perry Green Gore, und wenn wir den Mann erwischen, reißen wir ihn in Stücke.“ (S. 79)

O’Hara ist nicht einfach ermordet, nein, er ist geköpft worden – ein sehr passender Abgang auf der King-Charles-Insel zum Jah-

restag der Enthauptung ebenjenes tragischen englischen Königs, den die katholische Bevölkerung hier immer noch verehrt.

Treasure ist sich allerdings sicher, dass sein Mitarbeiter Peregrine Gore die grässliche Tat nicht begangen hat, was aber die Carleons, wie sich die Bewohner der Insel nennen, nicht hindert, dessen sofortige Lynchung zu fordern, was umso bedrohlicher wirkt, als sie in Vorbereitung auf den Jubeltag in historischer Kleidung und mit Speeren bewaffnet auf Suche nach dem vermeintlichen Übeltäter sind.

Ein Rückblick zeigt uns, wie Peregrine den Verstümmelten fand.

> Doch O'Hara hatte ihn nicht aus dem Gedächtnis verloren – ein verstohlener Blick ins Zimmer des alten Mannes zeigte Peregrine, daß O'Hara kein Gedächtnis mehr für irgend etwas hatte.
>
> Kopf und Rumpf lagen nebeneinander. Es war diese groteske Tatsache, die als erstes auffiel – unwirklich und unglaublich, aber im Augenblick nicht so erschreckend wie unvorstellbar. O'Hara bestand aus zwei leblosen Einzelteilen,

> die aussahen, als sei vergessen worden, sie zusammenzusetzen – wie eine Figur für ein Wachskabinett kurz vor der Vollendung. Blut war kaum zu sehen. Der Körper lag auf einem Ruhebett unter dem offenen Fenster. Von den wollenen Socken hinauf bis zum Halstuch und der Affenschaukel – widersinnigerweise war Peregrine der Spitzname dieser Schützenschnur eingefallen – lag die Figur korrekt da; ein uniformierter, überalteter Pfadfinderführer in natürlicher Ruhestellung. Der Kopf, der auf dem dunkelblauen Kissen hätte liegen sollen, stand im Profil auf dem Fensterbrett; der Blick schien – in angebrachter Melancholie – auf die gekrümmte Machete gerichtet zu sein, die ebenfalls auf dem Fensterbrett lag. (S. 80)

Das ist ein Fall für Chief Inspector Small, der erst kürzlich als Vertretung auf die Insel abkommandiert wurde. Er bedient sich allerdings gerne des kriminalistischen Sachverstandes von Mark Treasure.

In höheren Kreisen spinnt man große Pläne über die Nachfolge des mächtigen To-

ten: Der Gouverneur strebt danach, die Insel endlich so zu regieren, wie es seinem Amt zusteht; der farbige Ministerpräsident Munro Joyce hält sich für den wahren Vertreter der Inselbewohner und will die Unabhängigkeit anstreben; der Pfarrer will alle Pläne bezüglich einer Veränderung der materiellen Grundlage verhindern; und Joe O'Haras jüngerer Bruder Paul sieht sich als Erbe des Verstorbenen.

Zigarren für Treasure besitzt zwei markante Merkmale: Auf der einen Seite macht es dem Autor ungemeine Freude, die Verhältnisse auf der Insel, gesellschaftliche, historische und industrielle, in aller Breite auszumalen. Dies führt er mit so großem erzählerischem Geschick durch, dass der Leser mit Freude seinen Ausführungen folgt. Auf der anderen Seite präsentiert uns David Williams ein wahres Panoptikum an skurrilen Figuren, die den durchaus dramatischen Roman in Teilen zu einer Komödie machen.

Am Ende wird der Mörder gefunden, doch man muss leider konstatieren, dass seine Motive ziemlich schwach sein und seine Identität für den Autor wohl nur ein

Notbehelf war. Davon abgesehen werden aber sämtliche Fäden aufs Vollendetste verknüpft, so dass der Roman mit einem wahrhaft runden Schluss aufwarten kann.

Der Hauptvorzug des Romans ist sein wundervoll ironischer Stil, der hier an einem Beispiel gezeigt werden soll, das die Hochnäsigkeit des greisen und schon leicht dementen Lord Grenwood aufzeigt.

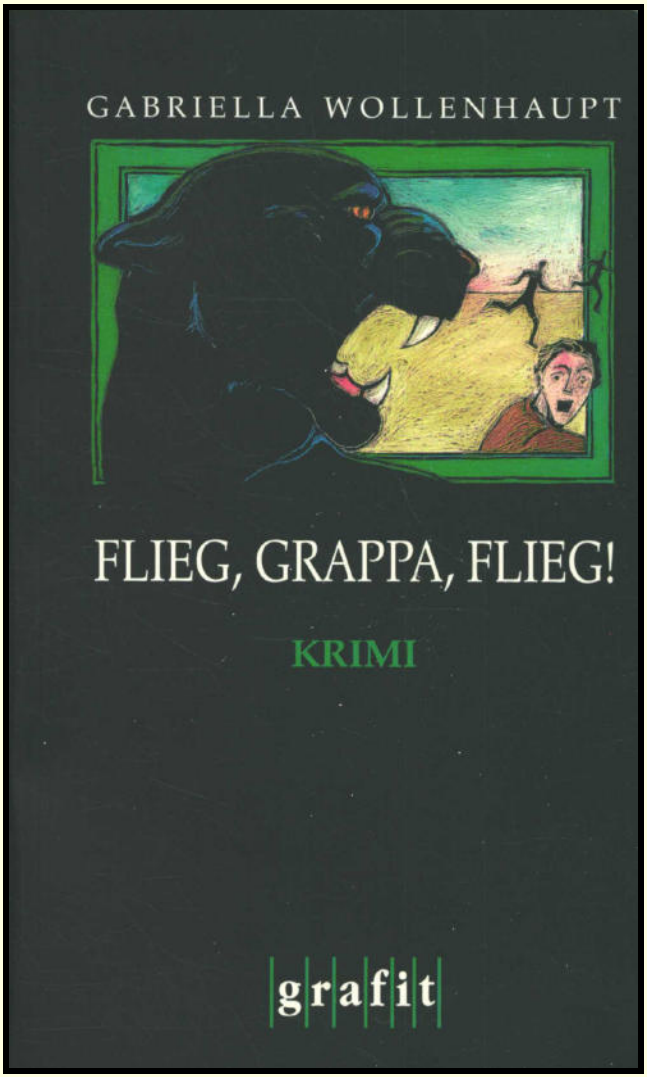
> „Schließlich sind wir alle Menschen." Die großmütige Verallgemeinerung schloß auch Absolventen der Londoner Universität ein, und falls es sich hierbei um einen unbedachten Exzeß von Toleranz gehandelt haben sollte, lag der Grund dafür ganz offensichtlich in dem Umstand, daß Lord Grenwoods Gedanken andere Wege gingen als seine Zunge. (S. 6)

Das nächste Zitat zeigt die Klugheit von Lord Grenwoods Eheweib.

> George Grenwood wechselte seine attraktiven Sekretärinnen mit den Jahreszeiten, ausnahmslos eine Folgeerschei-

> nung der sorgsam gestaffelten Besuche seiner Frau im Büro. Dieser Zusammenhang war unverkennbar, aber was die Ursache anlangte, irrten sich sowohl das interessierte Publikum als Grenwood selbst. Lady Grenwood war eine tolerante und gescheite Frau, die Abwechslung und Verlockung als die beste Vorsorge gegen Verspießung ansah – sowie dagegen, daß ihr Mann sich pensionieren ließe oder auch nur früher nach Hause käme. Spät wurde es ohnehin bei ihm nie. (S. 6)

Der Originaltitel, *Treasure Up In Smoke*, ist raffinierter als die deutsche Version, denn große Vermögen gehen hier tatsächlich in Rauch auf, sowohl bildlich als auch im Sinn des Wortes.


GABRIELLA WOLLENHAUPT
FLIEG, GRAPPA, FLIEG!
KRIMI
grafit

*Wollenhaupt, Gabriella: Flieg, Grappa, flieg!

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
Maria Grappa 12: Flieg, Grappa, flieg!
Grafit 0256 (TB 188 S./DM 14,80)
Dortmund 2001
Genre: Krimi

„Morgen“, sagte ich.

Niemand erwiderte meinen Gruß. Irritiert blickte ich mich um.

Der Großteil der Redaktionskollegen befand sich aber im Raum. Sie saßen an dem Konferenztisch, an dessen Stirnseite normalerweise Peter Jansen thronte. Heute nicht. Da hockte ein Mann, den ich noch nie gesehen hatte.

„Was ist denn hier los?“, fragte ich verdattert.

„Sie sind Frau Grappa“, stellte der Fremde fest. „Schön, dass Sie auch schon zur Arbeit erscheinen. Ab morgen erwarte ich Pünktlichkeit.“

„Wer ist der Typ?“, wollte ich wissen.

Niemand antwortete, ich sah nur ein paar hilflose, verschreckte Mienen.

„Mein Name ist Dirk Jesberg“, antwortete der Mann. „Ich bin seit heute Ihr Chef, Frau Grappa.“

„Chef? Sie?“ Ich begriff nicht. „Und wo ist Herr Jansen?“

„Die Verlagsleitung hat Herrn Jansen andere Aufgaben zugeteilt“, lächelte der Mann. (S. 18)

Maria Grappa, mittlerweile fest angestellte Journalistin beim Bierstädter Tageblatt, muss zu ihrer Verblüffung feststellen, dass praktisch über Nacht der bisherige Chefredakteur Peter Jansen gegen ein schleimiges Subjekt namens Dirk Jesberg ausgetauscht wurde. Der Grund dafür soll die gesunkene Auflage der Zeitung sein, und dass der Retter der Schwiegersohn des Verlagsinhabers ist, kann nur sehr passend genannt werden.

„Natürlich bin ich gehalten, mich an die Herausgeberrichtlinien zu halten, die da heißen: unabhängig, überparteilich und ‚entschieden sozial’. Wir sind eine Familienzeitung – und darin haben bestimmte Außenseiter-Themen nichts zu suchen.“

Ich begann zu verstehen. Da war meine Serie über käuflichen Sex in Bierstadt. Und mein geplanter Bericht über die Coming-out-Gruppe für junge Schwule und Lesben im Bierstädter Kommunikationszentrum. Die Reportage über Schicksale im Frauenhaus konnte ich wohl auch abhaken. Meine journalistische Zukunft würde hart werden, wenn ich mir nichts einfallen ließe.

„Und falls Sie nicht wissen sollten, wie diese wunderbaren Zeitungsrichtlinien mit Leben zu füllen sind, wenden Sie sich an mich. Ich werde immer ein Ohr für meine Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter haben. Und ganz besonders für Sie, Frau Kollegin!“

Es klang wie eine Drohung. Der Mann muss weg, dachte ich entschlossen, und zwar zügig. (S. 23f)

Die ganze Richtung der Zeitung soll sich ändern, weg vom progressiven, investigativen Journalismus hin zu familienfreundlichen, harmlosen Themen. Grappa muss sich wohl oder übel vorerst fügen, schwört aber Rache. Ihr neues Fachgebiet führt sie bei-

spielsweise in den örtlichen Zoo, wo ein Tierbefreier sein Unwesen treibt.

Aber viel mehr interessiert sie natürlich der Mord an einem örtlichen Callboy namens Buffalo. Sie befragt sogleich dessen überlebenden Kompagnon Kosmo, der ihr Rede und Antwort steht.

> „Buffalo war von einer Stammkundin in die Karibik eingeladen worden, das wollte er sich natürlich nicht entgehen lassen.“ (S. 30)

Außerdem erfährt Grappa, dass Buffalo, Kosmo und Turbo das Trio der „Traumprinzen“ bildeten, die zahlungswilligen Frauen stets zu Diensten waren. Und jetzt liegt Buffalo auf seinem Bett, totgespritzt mit der eben erst aufgekommenen Wunderdroge Fentanyl.

Eine versehentliche Überdosis oder ein Selbstmord könne es nicht gewesen sein, da ist Kosmo sicher.

> „Moment! Könnte es nicht ein natürlicher Tod gewesen sein?“
> „Nein.“

„Wieso bist du dir da so sicher?“

„Sein Gesicht…“ Kosmo verstummte.

„Was war mit seinem Gesicht?“

„Die Augen waren weit aufgerissen und starr. Als habe er vor seinem Tod Fürchterliches gesehen. Auch der Mund war verzerrt. Ich habe nie etwas Schrecklicheres gesehen!“ Er fing wieder an zu schluchzen. (S. 31)

Außerdem liegen in dem Schlafzimmer überall weiße Federn herum, die nur der Mörder zurückgelassen haben kann, dessen ist sich auch Kriminalhauptkommissar Anton Brinkhoff sicher.

Aber in Bierstadt gehen noch ganz andere Dinge vor sich, wie Grappa bald erfährt: Ihr neuer Chef ist nicht nur der rechten Szene zuzuordnen, sondern die Neonazis planen zudem einen großangelegten Aufmarsch. Für die Nazis ist Grappa offenbar ein so ernstzunehmender Gegner, dass Dirk Jesberg seine Untergebene durch einen dubiosen Privatdetektiv beschatten lässt.

Wieder auf dem Flur kam ich an Jesbergs Büro vorbei. Die Tür stand auf,

der Haifisch hatte wohl einen Termin. Das Telefon klingelte.

Ich warf einen Blick ins Nebenzimmer. Jesbergs Sekretärin war ebenfalls nicht da und der lange Flur menschenleer.

Ich ging ins Zimmer und nahm den Ruf an.

„Büro Jesberg“, hörte ich mich sagen. „Meier am Apparat. Was kann ich für Sie tun?“

„Sie können mich mit Ihrem Chef verbinden“, vernahm ich die polternde Stimme des Privatdetektivs Arco Blum.

„Darf ich fragen, um was es geht?“, setzte ich mit etwas erhöhter Stimmlage nach.

„Um das Dossier Grappa“, beantwortete der Detektiv meine Frage. „Ich habe jetzt alles zusammen. Sagen Sie Jesberg, dass es endlich losgehen kann.“ (S. 60f)

In *Flieg, Grappa, flieg!* kämpft Grappa einen ganz großen Kampf – für die Aufklärung mehrerer Mordfälle, für den Rausschmiss des neuen Chefs, für die Wiedereinsetzung ihres alten, und nicht zuletzt gegen die gesamte Neonaziszene.

Gabriella Wollenhaupt erzählt ihre Geschichte ausgesprochen unterhaltsam, wenn sie auch ein wenig dick aufträgt: Dass Grappa ihrem Nazichef beispielsweise direkt ins Gesicht sagt, dass sie ihn mit allen Mitteln bekämpfen wird, ist zwar vom impulsiven Charakter Grappas her naheliegend – aber so viel Verstand muss man einer tüchtigen und klugen Journalistin doch zutrauen, dass sie im Notfall auch mit ihrer Meinung hinter dem Berg halten kann, um ihren Gegner nicht frühzeitig zu warnen.

Der Roman zeigt auch, wie viel sich in den letzten zwanzig Jahren in Deutschland geändert hat: Die Glatzen sind verdrängt durch kampferprobte junge Männer aus Kriegsgebieten; die Faschisten heißen jetzt Graue Wölfe oder Islamischer Staat; den Antisemitismus nähren jetzt Geflüchtetseiende und Linksextreme; und die Biodeutschen sehen sich gezwungen, eine von allen etablierten Parteien gemiedene, anrüchige Alternative zu wählen.

Sigrun Arenz
Kühl bis ans Herz
Sailer und Schatz: ihr zweiter Fall
KRIMINALROMAN · ARS VIVENDI

Sigrun Arenz

Rainer Sailer & Eva Schatz 2: Kühl bis ans Herz

ars vivendi (PB 270 S./€ 15,95)
Cadolzburg 2009
Genre: Krimi

Sein Magen krampfte sich zusammen, als er endlich freie Sicht hatte. Einen Moment lang hatte er gehofft, dass nur jemand ohnmächtig geworden war, einen Herzanfall oder etwas Ähnliches erlitten hatte, aber ein Blick verriet ihm, dass es viel schlimmer war als das. Die Gestalt lag auf dem Boden, fast schon unter dem Geländer, mit dem das sonst offene Parkdeck abgeschlossen war; es sah aus, als habe jemand versucht, sie unter der Reling hindurchzuschieben und zwischen die Bäume vor dem Parkhaus hinunterzuwerfen, ins Gebüsch, wo es lange dauern würde, bis man die Leiche fände. Es war eine Frau; er sah helles Haar, das an einigen Stellen mit dunklem Blut verklebt war, einen modischen roten Kurzmantel, Damenstiefel

und einen Rücken, der zu einem Bogen zusammengekrümmt war. (S. 8f)

Im Parkhaus am Ellinger Tor in Weißenburg im schönen Mittelfranken wird eine Frauenleiche gefunden. Die Kommissare Rainer Sailer und Eva Schatz sowie eine Reihe von Mitarbeitern treiben die Ermittlungen voran. Der Gerichtsmediziner Dr. Jöst stellt fest, dass die Frau nicht erschlagen wurde, wie man auf den ersten Blick annehmen könnte, sondern gestoßen wurde, zu Boden fiel und mit dem Kopf aufschlug. Außerdem ist der Fundort nicht der Tatort, und die Leiche wurde ganz offensichtlich aufgrund der Blutspuren in ihrem eigenen Auto gefahren.

Nun gilt es, nach einem Täter in engeren Umkreis von Caroline Kröger, wie das Opfer heißt, zu suchen. Der erste Verdächtigte ist ihr Freund, Tobias Galster.

Kühl bis ans Herz ist ein ruhiger, sachlicher Krimi, der die Ermittlungen der Polizei genau darstellt.

HEYNE
BÜCHER
Kriminalroman
WHIT
MASTERSON
Erst im Tode hatte sie
ihr Ziel erreicht –
sein Leben zu ruinieren
TOD
IM
SWIMMING-
POOL

*Masterson, Whit: Tod im Swimming-Pool

Whit Masterson [Robert Allison Wade, 1920–2012 & H. Bill Miller, 1920–1961]
Tod im Swimming-Pool
(Dead, She Was Beauiful, 1955)
Heyne 01/01 225 (TB 158 S./DM 2,40)
München 1966
Aus dem Amerikanischen von Susi-Maria Roedinger
Genre: Krimi

Wishart lächelte nicht. Sein Verhalten war schroff und gebieterisch, als gehörte ihm die ganze Welt. Hagen mußte daran denken, daß dieses Fleckchen Erde hier ja tatsächlich Wishart gehörte. „Dann hören Sie gut zu. Ich habe nicht die Zeit, mich zu wiederholen. Sie sind doch Scheidungs-Detektiv, nicht wahr?“

„Private Ermittlungen steht auf meiner Geschäftskarte, aber Sie können es auch so nennen.“

„Ich möchte, daß Sie über meine Frau Ermittlungen einziehen. Ich habe den Verdacht, daß sie mir untreu ist.“ Wis-

hart sprach ungeduldig, als langweile ihn dieses Thema und als wünsche er rasch zu wichtigeren Dingen überzugehen. „Irgendwelche Fragen?“

„Ja“, entgegnete Hagen. Wisharts schroffe Art erbitterte ihn. „Wie wäre es, wenn Sie mir etwas mehr erzählen, mir einige Tatsachen angeben würden, von denen ich ausgehen kann?“

„Die Tatsachen möchte ich ja von Ihnen haben. Wenn ich mehr wüßte, würde ich Sie nicht in Anspruch nehmen. […] (S. 6)

Wishart gave no answering smile. His manner was brusque and commanding, as if he owned the world. Hagen reflected that Wishart did own this particular corner of it. „Then listen closely. I don’t have the time to repeat myself. You’re a divorce detective, I believe.”

„Domestic investigations is what it said on the card. But have it your way.”

„I want you to investigate my wife. I suspect her of being unfaithful to me.” He spoke impatiently, as if the subject bored him and he was anxious to dis-

miss it and get on to more important things. Any questions?"

„Yes," said Hagen. Wishart's bluntness put his teeth on edge. „How about some background, some facts to go on?"

„Facts are what I want you to give me. If I knew any more, I wouldn't be hiring you. […]"

Morton Hagen betreibt eine mäßig erfolgreiche Einmann-Detektivagentur in Kalifornien. Eben hat er einen neuen Klienten geworben, nämlich den erfolgreichen Bauunternehmer Wayne Wishart, der mitten in der Wüste eine moderne Siedlung errichten will. Hagen soll in Wisharts Auftrag die Frau des Unternehmers beschatten – warum, das erfährt Hagen nicht.

Hagen übersteigt daher abends heimlich die Mauer, die das Grundstück der Wisharts umgibt, und macht eine erstaunliche Entdeckung.

Automatisch zog Hagen sich tiefer in den Schatten zurück. Und dann hielt er plötzlich den Atem an. Mrs. Wishart

war in den Lichtkreis der Veranda getreten und wandte sich nun, wie eine Schauspielerin auf der Bühne, ihrem unsichtbaren Publikum zu.

Sie hatte die dunkle Brille abgenommen, und endlich war ihr Gesicht deutlich sichtbar. Hagen erstarrte. Es war ein hübsches Gesicht, und Hagen kannte es gut, besser als jedes andere Gesicht außer seinem eigenen. Drei Jahre hatten es nicht verändert, nur der Name, der dazu gehörte, war anders. Jetzt hieß sie Mrs. Wayne Wishart, und damals war sie Mrs. Mort Hagen gewesen. (S. 13f)

Automatically, Hagen stepped back into deeper shadow. And then, abruptly, he halted all motion, even his breathing. Mrs. Wishart had stepped into the pool of amber light that flooded the porch. As she did so, like an actress stepping upon a stage, she turned her face in the direction of her unseen audience.

She had removed her dark glasses and her face was plainly visible at last. It

was this that caused Hagen to freeze. It was a pretty face and Hagen knew it well, as intimately as any face in the world except his own. Three years had changed it not at all, except in the name it bore. Now it was called Mrs. Wayne Wishart. Then it had been called Mrs. Mort Hagen.

Mrs. Wishart ist niemand anders als Hagens Exfrau Hilda. Hagen überwindet seinen Schock und legt sich auf die Lauer.

Hagen setzte sich leise hinter einen Busch und machte es sich dort bequem. Es konnte ja mehrere Stunden dauern.

Es dauerte nicht einmal mehrere Sekunden. Hilda wandte ihren Kopf, blickte geradewegs zu seinem Versteck hin und rief freundlich: „Warum kommst du nicht her zu mir, Morton? Hier ist es viel gemütlicher!“ (S. 17f)

Hagen quietly sat down behind a clump of lantana and made himself comfortable. This might take several hours.

It didn't even take several seconds. Hilda turned her head, looked directly at his place of concealment and called pleasantly, „Why don't you join me over here, Morton? It's much more comfortable."

Hagen ist von Hilda entdeckt worden und weiß nicht, was er sagen soll, denn einerseits ist sein lukrativer Auftrag gescheitert, und andererseits ist das Ehepaar Hagen seinerzeit sehr verbittert auseinandergegangen. Jetzt jedoch scheint Hilda bester Laune zu sein.

„Schenk mir auch einen ein, Morton!" rief sie herüber, um ihn zu veranlassen, zu ihr hinüberzusehen. „Ich bin gleich wieder da!"

Hagen drehte sich jedoch nicht um, und Sekunden später hörte er das Aufklatschen. Er wartete nicht mit dem Drink auf sie, sondern trank den Manhattan mit einem stummen und bitteren Toast auf das Haus, das dreiundsiebzigtausendfünfhundert Dollar ohne Einrichtung gekostet hatte, in einem

Zug aus. Gegönnt sei es ihr! Er hatte jedenfalls die Absicht, sich jetzt endgültig zu verabschieden.

Aber als er sich endlich umdrehte, war niemand da, von dem er sich hätte verabschieden können. Die Oberfläche des Schwimmbeckens war leer, nur an einer Stelle kräuselte sich das Wasser leicht. Hilda war nicht wieder hochgekommen. (S. 22)

„Pour one for me, too, Morton!" she called down the length of the pool, prompting him to look. „I'll be right there!"

He didn't turn and, a moment later, heard the splash. He didn't wait for her to join him but downed the manhattan in a silent bitter toast to the house that had cost seventy-three thousand five hundred, without furniture. She was welcome to it, and it to her. He intended to make that his goodbye.

But when he finally turned, there was no one to hear it. The surface of the pool was bare except for tiny ripples

that spread in ever-widening circles. Hilda had not come up.

Hilda springt in den Swimmingpool, kommt aber nicht mehr hoch – was auf einen Pfeil zurückzuführen ist, der in ihrem Rücken steckt.

Hilda war deutlich zu sehen im schimmernden Wasser, das von unten her erleuchtet war. Sie lag in drei Meter Tiefe auf dem Grund und war kaum noch in der Lage, ihm oder sonst jemandem einen Streich zu spielen. Im Fleisch ihres Rückens, genau zwischen den Schulterblättern, stak der gefiederte Schaft eines Pfeils. Aus der Wunde wand sich ein dünnes Blutfädchen hinauf zur Oberfläche, gekräuselt wie der Rauch einer Zigarette. (S. 23)

Hilda was plainly visible through the shimmering water, which was lighted from beneath. She lay on the bottom at the nine foot depth and she was beyond playing pranks on him or anyone else. In the bare flesh of her back, squarely

> between the shoulder blades, stood the feathered shaft of an arrow. From the wound a thin ribbon of blood weaved upward to the surface, coiling like smoke from a cigarette.

Hagen sieht einen Mann weglaufen und will ihn verfolgen, doch der Fremde, der vermutlich der Mörder ist, entkommt.

Hagen will die Polizei rufen und klingelt bei Wishart, woraufhin ihn dessen Mutter Rosemary öffnet. Als ihr Hagen von dem Mord erzählt, telefoniert sie sogleich.

> „Ich glaube, ich habe den Mörder hier vor mir“, sagte sie ins Telefon. „Ich werde ihn festhalten, bis Sie kommen.“ Sie legte den Hörer auf und sah Hagen an. (S. 25)

> „I believe I have the murderer right here. I’ll hold him for you until you arrive.” She hung up and stood looking at Hagen.

Rosemary Hagen hält Hagen für den Mörder. Und es kommen noch weitere unange-

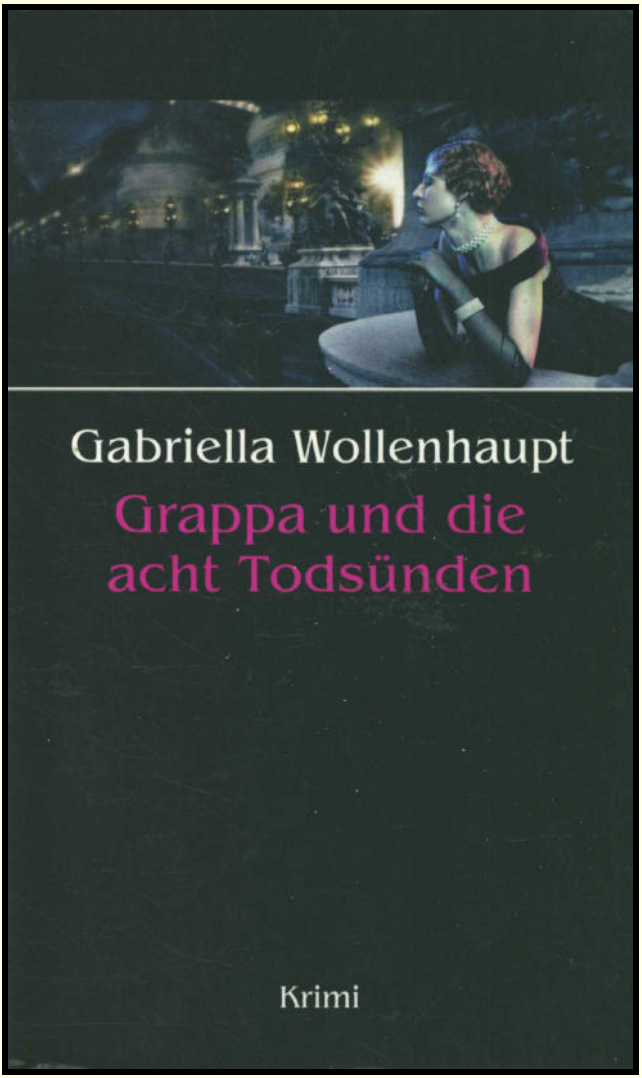
nehme Überraschungen für den Detektiv: Der reiche Unternehmer Wishart ist nicht identisch mit dem Mann, der ihm den Auftrag, Hilda zu beschatten, erteilt hat. Das heißt, Hagen wurde mit Absicht an diesen Ort zu diesem Zeitpunkt gelockt, um einen perfekten Sündenbock abzugeben.

Captain Troge, den Hagen von früheren Fällen her kennt, ist zwar sehr misstrauisch, lässt Hagen aber trotzdem nicht verhaften, weil er annimmt, dass Hagen als Mörder sich nicht zu erkennen gegeben und nicht brav gewartet hätte, bis die Polizei eintrifft. Hagens Verwunderung wird allerdings noch größer, als er Bekanntschaft mit Dagne Christy macht, die die identische Zwillingsschwester von Hilda ist und von der weder er selbst noch Wishart etwas wussten.

Tod im Swimming-Pool ist ein raffinierter und spannender Krimi um ein beliebtes Thema, nämlich einen Privatdetektiv betreffend, der ungewollt in eine Affäre hineingezogen und selbst zum Ziel von Polizeiermittlungen wird.

Der Schluss wartet mit einer großen Überraschung und mit dramatischen Sze-

nen auf, ist allerdings nicht so glaubwürdig gelungen wie der Anfang des faszinierenden Krimis.


Gabriella Wollenhaupt
Grappa und die acht Todsünden
Krimi

*Wollenhaupt, Gabriella: Grappa und die acht Todsünden

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
***Maria Grappa 13: Grappa und die acht Todsünden* (2002)**
Tandem (TB 222 S./€ xx)
Königswinter 20xx
Genre: Krimi

„Mach dich auf was gefasst!“, sagte der Bluthund am Telefon. In seiner Stimme lag Anspannung und professionelle Gier nach der Sensation.

„Hab alles im Kasten, was ging. Aber so richtig konnte ich mich dem Tatort noch nicht nähern. Kannst du sofort kommen?“, setzte er nach.

Mach dich auf was gefasst! Das klang nach einer Sache, die härter war als das Übliche.

„Wo bist du?“, fragte ich matt. Der Anruf hatte mich aus dem Tiefschlaf gerissen.

„Ich bin an der alten Villa, du weißt schon.“ Er nannte die Straße, die sich in

einer besseren Bierstädter Gegend befand.

„Was ist passiert?“

„Da sind Leichen“, klärte mich Big Mäc auf. „Und zwar mehrere. Schwing die Hufe, Grappa, bevor die Bullen alles dichtmachen!“ (S. 9)

Big Mäc, Fotograph beim Bierstädter Tageblatt, weckt die dort als Journalistin beschäftigte Kollegin Maria Grappa auf, um sie zu einem Tatort zu scheuchen, bei dem mehrere Leichen gefunden wurden.

„Okay. Ich beeil mich. Knips alles, was noch zappelt. Und das, was nicht mehr zappelt, erst recht!“

„Klare Sache, das.“ (S. 9)

Als Grappa in der ominösen Villa auftaucht, muss ihr Big Mäc vermelden, dass ihm die Polizei keine Aufnahme erlaubt hat. Aber immerhin konnte er noch einen Blick auf das Ensemble werfen.

„Hast du die Toten im Kasten?“, fragte ich.

„Nee, leider nicht. Als ich die Kamera heben wollte, haben die Bullen Stress gemacht. Aber einen Blick konnte ich drauf

werfen.“ „Und?“ „Nicht schön, kann ich dir sagen, Grappa. Alle saßen um einen Tisch herum.“

„Einfach so?“

„Nee, der Tisch war gedeckt. Die müssen wohl vorher gegessen haben. Einige hatten die Köpfe zurückgelegt, manche waren halb vom Stuhl gerutscht, andere lagen mit dem Gesicht im Essen oder knapp daneben.“

„Wie viele sind es denn?“

„Ich hab sieben gezählt.“

„Wer bringt sieben Menschen mit Gas um und lädt sie vorher noch zum Essen ein?“, murmelte ich. „Ziemlich viel Aufwand.“

„Sagte ich doch, dass du dich auf was gefasst machen sollst!“ (S. 11)

Sieben Menschen, alle schwarz gekleidet, sitzen tot an einem Tisch, wo sie offenbar beim Essen waren. Es ermittelt Hauptkommissar Anton Brinkhoff unter Leitung

des Oberstaatsanwalts Michele Guardini. Grappa erfährt, dass die Menschen, drei Frauen und vier Männer, mit Giftgas ermordet wurden.

Die Bäckersfrau Scholz gibt Grappa Auskunft über die vielfältigen Möglichkeiten des Giftmords.

> „Es gibt auch viele Arten schnell wirkender Gifte“, plapperte sie fröhlich weiter. „Auch welche, die keiner auf Anhieb findet. Indianisches Pfeilgift zum Beispiel. Kommt in die Blutbahn und löst sich sofort wieder auf. Nicht nachzuweisen. Oder Gifte, die in Backwaren versteckt sind.“
>
> Irritiert beäugte ich mein Brötchen. Nein, sie hatte kein Motiv, mich umzubringen. Ich hatte meine Einkäufe immer sofort bezahlt und war auch stets freundlich zu ihr gewesen. (S. 17f)

Tags darauf trudelt in der Redaktion bei Grappa ein Foto ein, das einen der Toten zeigt, über dessen Gesicht GULA geschrieben steht. Begleitet wird das Bild von einem ziemlich düsteren Vers aus dem Alten

Testament, in dem ein Mensch den HErrn anfleht, ihn vor Lügenlippen zu retten. Peter Jansen, Grappas Chef, erkennt nicht nur den Toten – es ist der früheren Reporter Johannes Schadewald –, sondern weiß auch zu sagen, dass dieser in seiner aktiven Zeit die grässlichsten Fotos und Stories zu produzieren pflegte. Ja, und „Gula“, das sei eine der christlichen Todsünden, nämlich die Maßlosigkeit.

Bald kommt das nächste Foto an, und Grappa kann sich ein Bild machen, dass der Mörder seine Opfer exakt nach den sieben biblischen Todsünden ausgewählt hat. Dass er sie mit einer fingierten Einladung in die Villa gelockt hat, findet die Polizei mit Hilfe der Cateringfirma, die das Essen gestellt hat, bald heraus. Die ungelöste Frage ist jedoch nicht nur, wer den Mord begangen haben mag, sondern auch, aus welchem Motiv heraus und welcher Zusammenhang zwischen den Toten besteht. Dramatisch wird die Angelegenheit, als Grappa selbst mittels eines Fotos einer achten Sünde, nämlich der CRUDELITAS, der Hartherzigkeit, bezichtigt wird.

Grappa und die acht Todsünden ist ein ausnehmend spannender Krimi, knapp und lapidar erzählt mit einem ironisch-zynischen Touch. Dass der Täter exakt so viele Rachemorde auszuüben hat wie es Todsünden gibt, und dass jedes der Opfer die Einladung auch angenommen hat, wirkt ein wenig gekünstelt, aber die weitere Handlung ist hervorragend konstruiert.

GABRIELLA WOLLENHAUPT

GRAPPA IM NETZ

KRIMI

grafit

*Wollenhaupt, Gabriella: Grappa im Netz

Gabriella Wollenhaupt [1952–]
Maria Grappa 14: Grappa im Netz
Grafit 0278 (TB 248 S./DM 8,90)
Dortmund 2003, 2. Auflage
Genre: Krimi

Ein Trommelwirbel informierte mich darüber, dass eine E-Mail in meiner Box lag. Eberhard lag eingerollt auf dem Sofa. Er schreckte hoch, hob unwirsch den Kopf und blinzelte.

„Sorry, Löwe“, murmelte ich.

Wer isses denn? Wieder das Pferd?, fragte der Kater.

„Der ist kein Pferd, der nennt sich Hengst“, korrigierte ich. „*Strammer Hengst!*“

Egal, jeder Hengst ist ein Pferd.

„Aber nicht jedes Pferd ein Hengst.“

Jeder Pudel ist ein Hund, aber nicht jeder Hund ein Pudel!

„Eberhard!“ Ich war begeistert. „Woher kennst du denn Kant?“

Wieso? Wer ist Kant? Ein Hengst oder ein Pudel?

Ich lachte. „Erklär ich dir später."

Was schreibt er denn?

„Er fragt, ob ich seine Stute sein will."

Wieso ? Du bist doch kein Pferd, sondern eine Frau!

„Eben. Jede Stute ist ein Pferd – wenigstens meistens –, aber nicht jedes Pferd eine Frau."

Der Kater verließ das Sofa und fixierte eine Stubenfliege an der Wand. (S. 9)

Maria Grappa, Journalistin beim Bierstädter Tageblatt, hat sich einen Kater namens Eberhard zugelegt. Seit er kastriert ist, ist er häuslicher geworden, aber er kommuniziert immer noch so frech wie eh und je telepathisch mit seinem Frauchen.

Diesmal hat Peter Jansen, Grappas Chef, seine beste Mitarbeiterin an die neue lokale Fernsehgesellschaft „Fun TV" für ein halbes Jahr ausgeliehen, wobei er selbst auch mit Rat und Tat zur Seite steht.

Hier erzählt Grappa von ihrer Aufgabe beim Fernsehsender.

Ich betreute die Rubrik ‚Gesellschaft und Polizei' – was immer das beinhalten mochte. Jedenfalls war es ein völlig anderer Job als beim Tageblatt, der Zeitung, bei der ich seit über zehn Jahren für die Skandalgeschichten und die Polizeistorys zuständig war. Ein Job, der mich voll ausfüllte und den ich über alles liebte. Jeden Tag passierte etwas Neues, über das es zu schreiben lohnte – ob es nun Politiker auf Abwegen, gequälte Tiere, Massenkarambolagen, Kapitalverbrechen oder die sentimentalen kleinen Geschichten aus der Provinz waren.

Bei der Arbeit beim TV kam es nicht mehr nur auf Worte an, sondern auf Bilder und Töne. Im Schlepptau hatte ich also immer einen Kameramann und einen Tonassistenten. Und das mir, wo ich mit Teamarbeit schon immer Probleme gehabt hatte. Außerdem war so eine verdeckte Recherche nahezu unmöglich. (S. 10f)

Außerdem muss Grappa eine voll angesagte Astro-Flirt-Show organisieren, was auch der

Grund ist, warum sie sich in erotischen Chatrooms herumtreibt auf der Suche nach geeigneten Hengsten.

Tom Piny, selbstbewusster Reporter beim Konkurrenzblatt „Allgemeine“ – er nennt sich mit Kürzel TOP –, gibt Grappa uneigennützig einen Tipp: Jakob Nagel, der Oberbürgermeister von Bierstadt, ist bei einem Urlaub im Jemen spurlos verschwunden. Man befürchtet, Terroristen von Schlage der Al Kaida hätten ihn gekidnappt und würden früher oder später Lösegeld verlangen.

Hier chattet Grappa gerade mit eeinem potentiellen TV-Kandidaten namens „Strammer Hengst“.

Es ist übrigens gefährlich, mit dir zu reden.

Was du nicht sagst!

Du kannst mir ruhig glauben. Erinnerst du dich an ‚Schlüpferstürmer?

Ja. Warum?

Er ist tot.

Tot? Was ist passiert?

Er hat mir erzählt, dass ihr Mails ausgetauscht habt. Nun lebt er nicht mehr. Er wurde ermordet.

Wie das?

Ich schicke dir ein Dokument. Aus 'nem Blatt.

Sag mir deinen Namen!, forderte ich.

Ich bin doch nicht blöd. Will nicht auch so enden. (S. 38)

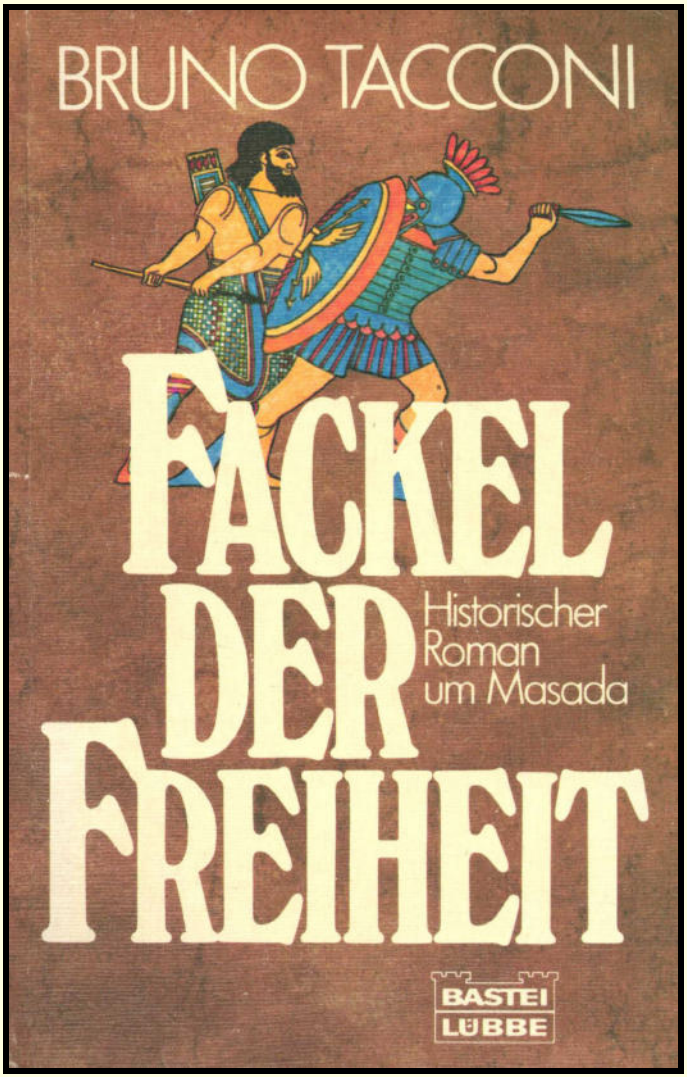
Um das Maß voll zu machen, kommt aus dem Jemen ein Bekennerschreiben der Entführer des Oberbürgermeisters, das hundert Millionen Euro und die Einführung der Sharia in Bierstadt fordert. Unglücklicherweise kommen bei Sammelaktionen zugunsten des Entführten nur ein paar hundert Euro zusammen, und ein Leserbriefschreiber fasst in etwa zusammen, was offenbar auch die Meinung der Parteifreunde des Oberbürgermeisters ist, dass man nämlich die Terroristen bezahlen sollte, damit sie den OB behalten. Ein abgetrenntes Ohr, das im Rathaus eintrudelt, stammt allerdings nachweislich nicht vom Entführten.

Doch aus dem einzelnen Mord an „Schlüpferstürmer“ alias Albert K. wird eine

regelrechte Serie, die in folgenden Punkten übereinstimmt: Das stets männliche Opfer ist verheiratet und wagt einen Seitensprung mit einer Bekanntschaft aus dem Internet; das Treffen findet in einem Hotelzimmer statt; das Opfer muss einen Abschiedstonbrief sprechen, in dem es sich bei seiner Frau vielmals entschuldigt; schließlich muss es Gift trinken. Der Verdacht, dass es sich bei dem Mörder um eine Frau handelt, die sich an der Männerwelt rächen will, liegt nahe.

Grappa im Netz beleuchtet auf äußerst unterhaltsame und nicht minder spannende Weise die Abgründe des zur Zeit der Entstehung des Romans erst kürzlich populär gewordenen Internets. Das Werk endet übrigens mit einem verrückten Scherz auf Kosten des gespannten Lesers.

Die telepathischen Dialoge mit dem Kater Eberhard sollen den Roman auflocken, wirken auf Dauer allerdings sehr ermüdend, da sie die Handlung nicht im geringsten voranbringen; sie zu überfliegen ist eine gerechtfertigte Notwehr des Lesers.


BRUNO TACCONI
FACKEL DER FREIHEIT
Historischer Roman um Masada
BASTEI LÜBBE

*Tacconi, Bruno: Fackel der Freiheit

Bruno Tacconi [1913–1986]
Fackel der Freiheit
***(Masada*, 1980)**
Bastei-Lübbe (TB 316 S./DM 6,80)
Bergisch Gladbach 1984
Aus dem Italienischen von Elisabeth Sautter
Genre: Historischer Roman

Wer sechs Monate zuvor zum „Ölberg“ hinaufgestiegen war, hatte verweilt, um die Tempel, die Burg Antonia und die dreiunddreißig Wälle zu bewundern, die Jerusalems Schutz bildeten. Während der gottesdienstlichen Feiern stimmten die heiligen Trompeten der Leviten das Gebet an, und von allen Häusern stiegen Brandopfer zum Gott des Bundes auf. Voll geschäftigen Lebens und heilige Stätte des Herrn seit den Zeiten des gerechten Königs Melchisedech, war diese Stadt für die in alle Welt verstreuten Juden das erstrebenswerteste aller Ziele. Am Passahfest lagerten die Pilger selbst in den Gärten,

> um durch die Tempelhöfe wandern und wenigstens die goldverkleideten Pforten bewundern zu können, vor allem aber jenes mächtige Tor aus korinthischer Bronze, dessen Flügel durch vierzig Hände von vollkommener Reinheit bewegt wurden. Kein Fremder durfte je den goldenen Leuchter sehen, der die sieben Planeten und das Prinzip der Vollkommenheit symbolisierte, noch die dreizehn aus dem Meer und von der Erde gewonnenen Wohlgerüche atmen, die von den Priestern auf den Räucheraltären verbrannt wurden. (S. 10)

Vor einem halben Jahr hatte in Jerusalem noch Frieden geherrscht, aber jetzt hatte der Aufstand der sich unterdrückt fühlenden Juden gegen die Römer dazu geführt, dass die Stadt belagert und im Jahr 70 von dem späteren Kaiser Titus (Titus Flavius Vespasianus, 39–81) erobert.

> Wer aber jetzt zum Ölberg hinaufstieg, mußte versuchen, die Stadt vor seinem inneren Auge wiedererstehen zu lassen. Nach vier Monaten Belagerung erblickte

> er vor sich einen Haufen rauchender Trümmer, auf denen hier und dort in Lumpen gehüllte, wie in Betäubung schwankende Gestalten umherirrten: alte Juden, die dem Massaker entgangen waren und nun, gebeugt und ohne Hoffnung, mit unterdrücktem Wehgeschrei und verzweifelten Gebärden das Verlorene betrauerten. „Laß mein Rufen zu dir kommen“, rief jeden Abend die klagende Stimme eines Rabbiners, „höre mein Flehen, o Herr, denn meine Seele ist des Unglücks voll!“ (S. 11)

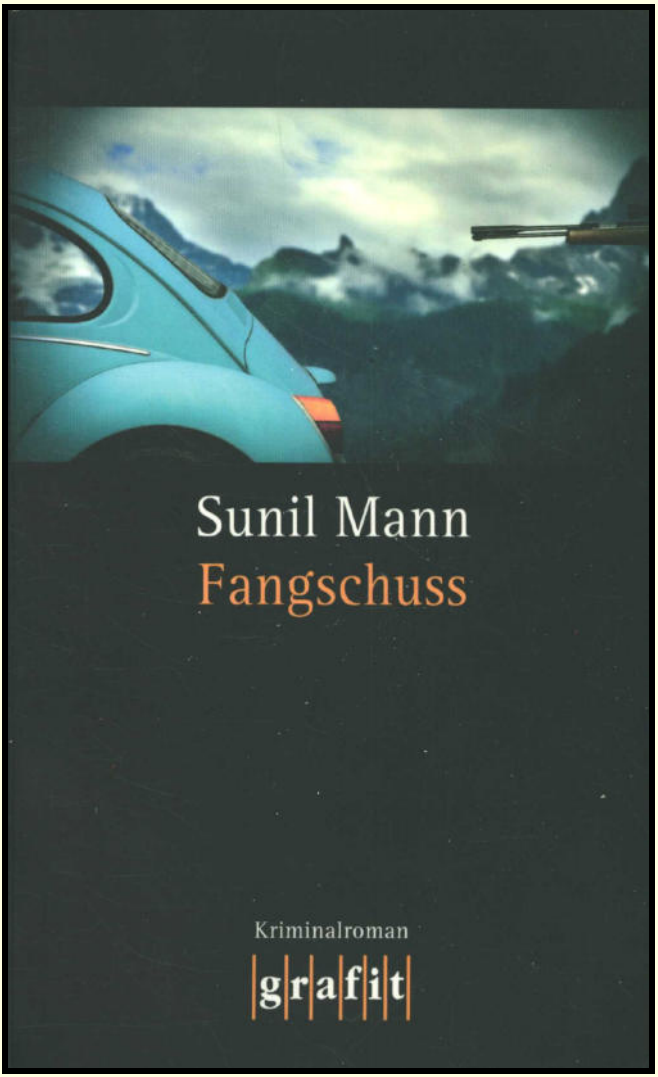
Aber noch ist der Krieg nicht zu Ende, denn die Felsenfestung Masada unter Führung von Eleasar ben Ja’ir kann sich noch bis zum Jahr 73 halten; dann begehen sämtliche Eingeschlossenen kollektiven Selbstmord.

Erzählt wird der ganze Vorgang von dem jungen Rechtsgelehrten Gabael, der mit allerlei familiären Problemen geschlagen ist: Er und sein Vater hassen sich gegenseitig; dafür liebt er die intrigante zweite Frau seines Vaters, eine ehmalige Hure; seine Verlobte und spätere Frau Sarah sym-

pathisiert mit den Aufständischen und bringt ihn laufend in Schwierigkeiten. Gabael selbst ist halb Jude, halb Römer und driftet unsicher zwischen beiden hin und her.

Fackel der Freiheit ist ein faszinierender historischer Roman, bei dem das individuelle Schicksal des Erzählers Gabael nur einen Rahmen für das eigentliche Thema bildet.

Der Kernpunkt des Romans sind die gesellschaftlichen und politischen Verhältnisse, der Machtkampf und die Intrigen der verschiedenen konkurrierenden Glaubensgruppen – Sadduzäer, Pharisäer, Essener und Zeloten –, die wirtschaftlichen und militärischen Faktoren. Gerade dies versteht Tacconi so dramatisch und detailliert darzustellen, dass der Leser nicht nur gefesselt ist, sondern dass es zudem für ihn unmöglich ist, die Nahtstelle zwischen historisch fundierten Tatsachen und Spekulationen zu finden.


Sunil Mann
Fangschuss
Kriminalroman
grafit

*Mann, Sunil: Fangschuss

Sunil Mann [1972–]
***Vijay Kumar 1: Fangschuss* (2010)**
Grafit 369 (TB 224 S./€ 9,99)
Dortmund 2012, 3. Auflage
Genre: Krimi

Voller Elan sprang ich die drei Stufen zur Haustür hinauf, überflog das Namensschild und drückte beherzt auf die Klingel. Aus dem Innern des Hauses war gedämpft der verspielte Klang eines Glockenspiels zu hören. Während ich wartete, las ich das Namensschild erneut. Barbara Georget, stand darauf, und irgendwie erinnerte mich der Name an etwas – etwas, das mir schon seit ihrem Anruf im Kopf herumgeschwirrt war. Ich kam nur nicht darauf. Doch ich hatte keine Zeit zum Überlegen, denn die Tür schwang auf und der üppigste Schmetterling, den ich je gesehen hatte, stand vor mir. Mit gespreizten Flügeln hing er im Türrahmen. Feinster, beinahe transparenter Stoff floss in Ocker und Orange an ihm herunter, verziert

> mit goldfarbenen und schwarzen Ornamenten, die offensichtlich ein von epileptischen Anfällen geschütteltes Kind aufgemalt hatte. Mitten in dieser wilden Pracht kauerte ein teigiges, rundes Gesicht in einem Nest von goldenen Halsketten und beäugte mich argwöhnisch. Ich lächelte vorsichtig. (S. 16f)

Vijay Kumar ist Züricher indischer Herkunft und geht zum Kummer seiner Mutter unter dem Pseudonym V. J. Kumar dem Beruf des Privatdektektivs nach. Hier hat der neugebackene Alleinunternehmer gerade seine erste Kundin geangelt, nämlich die aufgetakelte Barbara Georget, sechzig Jahre alt, ehemaliges Fotomodell. Kumar soll ihre verschwundene Perserkatze Marie Antoinette wiederfinden – nun ja, Kleinvieh macht auch Mist, sagt sich Vijay.

Und siehe da, das Glück ist ihm hold, denn die Katze sitzt in Barbaras Garten auf einer Linde. Da sie sich weigert, den Baum zu verlassen, wirft Vijay mit einem Stein nach ihr, woraufhin sie herunterfällt.

„Marie Antoinette!“, krächzte ich mit heiserer Stimme. Immerhin atmete sie noch. Ich kauerte mich nieder und berührte sie vorsichtig. Sie zuckte zusammen und schaute zu mir auf, ihr Gesicht ein einziger Vorwurf. Dann begann sie zu heulen. Es klang wie Babygeschrei und war sicher bis auf die andere Seeseite zu hören. Besorgt blickte ich zum Haus, aber nichts rührte sich. Wahrscheinlich war die hysterische Inderin aus ihrer Teepause zurückgekehrt und beklagte erneut lautstark ihr Schicksal. Gut für mich. Ich packte Marie Antoinette, die jetzt noch lauter schrie, rannte zu meinem Wagen, riss die Beifahrertür auf und deponierte sie auf dem Sitz. Dann hastete ich um den Käfer herum, warf mich hinters Steuer, gab Gas und raste die Seestrasse entlang, als wäre die leibhaftige Göttin Parvati mit ihren Pocken- und Cholera-Verwünschungen hinter mir her.

Vijay nimmt die an einer Pfote verletzte und erbärmlich jammernde Katze kurzerhand mit nach Hause, um sie vorerst ge-

sundzupflegen. Außerdem wird er nach Tagen bezahlt, weshalb es ohnehin nicht zweckmäßig wäre, Marie Antoinette sofort bei ihrer Besitzerin abzuliefern.

Das Glück ist Vijay weiterhin hold, denn es kommt eine zweite Kundin in sein Büro, nämlich ein Gruftie-Mädchen namens Ines in Begleitung ihres Pitbulls Pluto. Sie vermisst ihren Freund, den umtriebigen Drogenkurier Philipp, der vor seinem Verschwinden noch von einem bevorstehenden Riesendeal sprach.

Hier beschwichtigt Vijay gerade die besorgte Katzenmutter am Telefon.

„Ich habe vage Hinweise, die ich verfolge. Ich werde Sie bald Näheres wissen lassen“, flunkerte ich.

„Ich singe die ganze Zeit Schutzmantras, damit Marie Antoinette nichts zustößt. *Om navah shivaya, om, om, oo-oo-ooooooohmmm…*“

Ich legte das Telefon auf die Tischplatte und ging in die Küche, um Kaffee aufzusetzen. Als ich zum Tisch zurückkehrte, plärrte der monotone Singsang

immer noch aus der Muschel. Ich hielt das Handy ans Ohr. „Sind Sie fertig?“

„Das nützt, glauben Sie mir.“

„Das werden wir sehen, wenn ich diesen chinesischen Schnellimbiss besucht habe.“

Ein abgewürgter Laut war zu hören, und ich beendete den Anruf. (S. 39)

Vijays erster Ermittlungsweg führt ihn in die St. Pauli Bar, wo es eine stadtbekannte Kiffer-WG gibt, und bald wird Vijay mit den Abgründen der Züricher Drogenszene bekannt.

Der Autor von *Fangschuss*, Sunil Mann, ist wie sein Romanheld ein Schweizer mit indischen Wurzeln und kennt daher die Szene und die Mentalität, die er beschreibt, aus eigener Anschauung, weshalb ihm mit seinem Erstlingswerk ein herrlich ironischer und allem Anschein nach auch authentischer Krimi gelungen ist.

Der Roman endet mit einem Action-Finale, das sowohl furios als auch überzogen ist, so dass zwar die Spannung steigt, aber die Glaubwürdigkeit sinkt.

AIKI MIRA
PROXI
EINE ENDZEIT-UTOPIE
TOR

Aiki Mira [Pseudonym einer deutschen, nichtbinären Autorx]

Proxi. Eine Endzeit-Utopie

Fischer TOR (PB 334 S./€ 18,00)
Frankfurt am Main 2024
Genre: Science Fiction

In der Frontscheibe des SolarCampers wölbt sich ein Meer – kristallin und bunt. Darin schieben sich Dünen zu Wellen. Überall dazwischen wachsen Skulpturen aus Müll, von Sturm und Sonne verschmolzen zu Plastiglomerat. Baumskelette in Neonlaserfarben – Solariumlila, Plutoniumgrün, Ozonblau und Dieselgelb. Nichts können diese Bäume mit ihrer Umwelt austauschen. Weder Wasser noch Gase oder Nährstoffe. Sie durchstechen den Himmel und schreiben in zittrigen Linien, was niemand mehr lesen kann. Ihr Anblick frisst sich in den Körper.

Tell stöhnt. Sein Hirn scheint in drei Teile zu zerspringen. Ein Teil folgt den Navigations-Anweisungen von Kawi: „Nordost, Sus! Nordost!“

Ein zweiter sieht sich selbst dabei zu – stirnrunzelnd.

Ein dritter beobachtet das Anschwellen der Landschaft. Winde strömen von allen Seiten, brechen ins Sichtfeld wie ein ungutes Gefühl. (S. 7)

Wir befinden uns nördlich von Deutschland in einer unbestimmten Zukunft. Kawi und Tell sind mit einem SolarCamper unterwegs zu einem unbekannten Ziel.

Ähnlich einer Pupille dehnt sich Proto, breitet sich vor ihnen aus.

„Überall Wirbel vom Wind."

„Meeresbodenprofil ohne Meer", brummt Kawi.

„Sus, hier war mal Wasser?"

„Aight, die Nordmeere. Verdunstet. Jetzt eine Wüste der Müllstrudel. Plastik besitzt kein Echo. Endlos."

„Ewigkeit hatte ich mir anders vorgestellt. Weniger bunt." (S. 8)

Offenbar kurven die Beiden dort, wo einst die Nordsee war und wo sich jetzt ein Meer von Plastikmüll befindet.

„Mashara!“ Tell reißt am Lenkrad. Eine Welt gerät ins Wanken. Köpfe schlagen hart gegen Seitentüren. Automatischer Halt. So abrupt, dass er sich wie eine Rückwärtsbewegung anfühlt.

Kawi rappelt sich als Erste auf, zieht sich hoch mit Muskeln hart wie Plastiglomerat. Sie schaut über den Vordersitz. Teil reibt sich die Stirn. Durch den Riss in der Frontscheibe rieselt das Glitzern. Beide spüren ein Kitzeln im Rachen und müssen husten.

Im Headset erwacht die KI – vielleicht zum letzten Mal, bevor sie den Kontakt zum Stream verlieren: „Vorsicht, Plasse! Hochkonzentriertes Mikroplastik vermischt mit Sand reibt nicht nur die obersten Hautschichten ab, es punktiert Atemorgane.“ (S. 10)

Die Mikroteilchen, zu denen die Plastik im Lauf der Jahre zerrieben wurde, ist so lebensfeindlich, dass man sich ohne Schutzanzug und Atemmaske nicht im Freien aufhalten kann.

Im Normalen Leben arbeitet Tell als Kurier, ist aber auch als Monae ein berühmter

Star der Virtual Reality. Kawi lebt vom Korrigieren von KI-generierten Übersetzungen und leidet unter einer Phobie, die es ihr verbietet, ihre Wohnung zu verlassen. Dass sie sich jetzt zusammen mit Tell in einem Wohnwagen in die weite Welt hinauswagt, hat einen besonderen Grund: Die VR-Welt Proxi, in der sie und Tell heimisch waren, ist einem Virus zum Opfer gefallen. Und Dion, eine KI im Biosynth-Körper, soll das Versteck der einzigen Sicherungskopie von Proxi kennen – weshalb Tell und Kawi alles riskieren, um Dion ausfindig zu machen.

Proxi schildert eine besonders düstere, hoffnungslos heruntergekommene Zukunft der Welt. Ein expressiver Stil sorgt im Verband mit einer spannenden Handlung dafür, dass der Leser auf seine Kosten kommt. Und die Autorx Aiki Mira hat für die empfindsamen Seelen am Schluss des Romans noch eine tröstliche Entwicklung parat.

LARA ELENA DONNELLY
AMNESTY
RUF NACH GERECHTIGKEIT

Lara Elena Donnelly
Amberlough 3: Amnesty. Ruf nach Gerechtigkeit
***(Amnesty*, 2019**
Cross Cult (PB 458 S./€ 18,00)
Ludwigsburg 2024
Aus dem Amerikanischen von Roswitha Giesen
Genre: Science Fiction

> „Ich habe Neuigkeiten über einen gemeinsamen Freund“, sagte der Prinz. (S. 17)

Aristide Makriosta, der Schwarzmarktkönig von Amberlough, erhält Besuch von Prinz Asiyah Skibou, dem Geheimdienstbaron. Asiyah hat eine hochinteressante Nachricht: Cyril DePaul ist wieder aufgetaucht. Und sogleich fliegt Aristide nach Dadang, wo er auf einen schrecklich heruntergekommenen Cyril trifft.

> „Asiyah hat mir erzählt, dass du hinter den feindlichen Linien gewesen bist“, sagte Aristide. „Ich habe gewusst, dass du für den lisoanischen Geheim-

dienst LSI gearbeitet hast, aber zuletzt hatte ich gehört…“

„Dass ich tot wäre.“ Cyril hatte das ebenfalls geglaubt. Und manchmal hatte er sich gewünscht, dass es der Wahrheit entspräche. Vielleicht wünschte es sich ein Teil von ihm noch immer. „Beinahe wäre es so weit gewesen.“

„Also bist du entführt worden?“, fragte Aristide. „Oder bist du geflohen?“

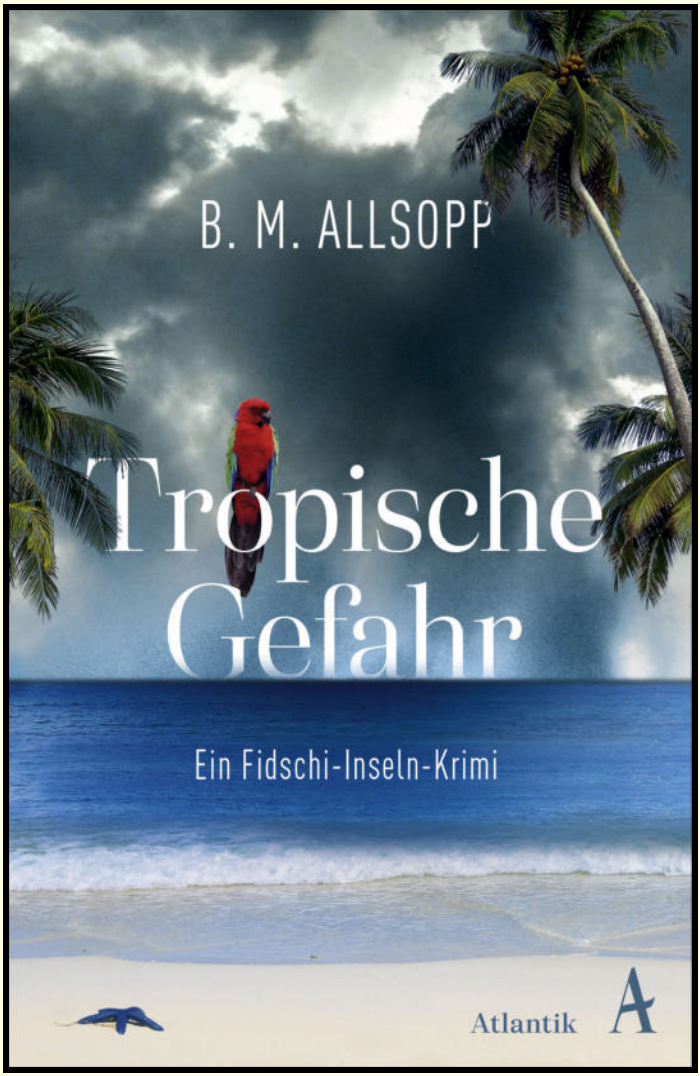
„Historisch betrachtet habe ich dafür kein besonderes Talent.“ Diese Worte ließ er so ätzend wie Lauge wirken, denn es war leichter, auf Aristide wütend zu sein als auf sich selbst.

Und Ari zuckte zurück, als hätte man ihn gestochen. Cyril konnte die vielen Anzeichen dafür entdecken, dass er um Fassung rang, und fragte sich, ob er seine Beobachtungsgabe seit ihrer letzten Begegnung derart verfeinert und geschärft hatte oder ob Ari nachlässig geworden war. Oder ob es sich einfach um die lange schlummernde Vertrautheit mit den Angewohnheiten des anderen handelte, die sich Bahn brach. (S. 46)

Amberlough hat eine Revolution überstanden, und die Hauptstadt ist dabei, wieder aufgebaut zu werden. Aber die politischen Intrigen gehen weiter.

Amnesty spielt wie die ganze *Amberlough*-Trilogie auf einer fremden Welt, die technologisch in etwa auf dem Stand des frühen zwanzigsten Jahrhundert der Erde. Da es hier keine Magie gibt, muss die Handlung wohl auf einem fremden Planeten angesiedelt sein und der Roman der Science Fiction zugeordnet werden.

Die Leser sind begeistert von den vielfältigen politischen Umtrieben und Intrigen, so dass der erste Teil der Trilogie, *Amberlough*, für den *Nebula Award*, den *Locus Award* und *Lambda Award* nominiert wurde.


B. M. ALLSOPP
Tropische Gefahr
Ein Fidschi-Inseln-Krimi
Atlantik

SUADA

Florian F. Marzin

B. M. Allsopp
Tropische Gefahr
(Death on Paradise Island)
Atlantik 2021, 16,--€
394 Seiten
Aus dem australischen Englisch Corinna Rodewald

Begonnen hat alles wahrscheinlich mit der Ur-Serie *Hawaii 50*, die 1968 im amerikanischen Fernsehen startete, gefolgt dann von *Magnum*. In diesem beiden Serien war die scheinbare „Südseeidylle“ allerdings nur der Hintergrund für eine klassisch amerikanische Dramaturgie. Dann folgte lange Zeit nichts bis 2011 die britische Serie *Death*

in Paradise, lokalisiert auf der fiktiven Karibikinsel Saint Marie, ganz neue und mehr als beeindruckende Maßstäbe setzte. Als bis dato letztes Offspring ist die französische Serie *Tropiques Criminels (Deadly Tropics)* seit 2019 zu sehen.

Kein Wunder also, dass sich Autoren der exotischen Umgebung widmeten und versuchten und auf der Welle mitzuschwimmen.

Der Roman von B. M. Allsopp ist so ein Machwerk, das glaubt, allein schon die mit vielen Stereotypen gespickte Umgebung würde eine ansonsten völlig unzureichende Handlung tragen. Palmen, die sanft an den blütenweißen Strand rollenden Wellen, Sonnenuntergänge am schier endlosen Horizont des Südpazifiks und ein bisschen Inselbrauchtum reichen allerdings nicht aus, um eine auch nur passable Geschichte zu erzählen, in der die zwei, mehr oder minder nachvollziehbaren Leichen umherdümpeln wie Plastikmüll am Strand. So ist auch die Handlung des Romans, der den ebenso reißerischen wie nichtssagenden und überzogenen deutschen Titel *Tropische Gefahr* trägt schnell erzählt.

Detective Sergeant Josefa Horseman, der außerdem ein Star des Fidji-Rugbyteams und auf der Insel so bekannt und verehrt wie Franz Beckenbauer in seiner besten Zeit ist, kommt nach längerem Auslandsaufenthalt zur Behandlung einer schlimmen Rugbyverletzung, die immer noch nicht gänzlich ausgeheilt ist, auf die Insel zurück und wird gleich mit der Leiche der 18jährigen Akanisi Leletaku, die Zimmermädchen in dem Luxusresort Paradise Island war und daselbst im Meer gefunden wurde, konfrontiert.

Die unzureichenden kriminaltechnische Ausstattung der Polizei auf Fidji lässt lange unklar, was die Todesursache ist. Um die Sache noch weiter zu komplizieren, befindet sich auf der Insel außer dem Resort noch eine amerikanische Meeresforschergruppe unter der Leitung von Professor Burgermeister.

Während der Ermittlungen stößt man auf ein paar mehr oder minder Verdächtige, wie den arroganten Dr. Chakra und ein paar junge Einheimische, die allesamt in die gutaussehende Tote verliebt waren. Es entwickelt sich ein überschaubares Katz-

und-Maus-Spiel, das natürlich damit endet, dass einer der anfänglich aussortierten Verdächtigen schließlich doch der Mörder ist.

Diesen Polt hätte Agatha Christie unter Einsatz eines gewissen Hercule Poirot in einer Kurzgeschichte von wenigen Seiten abgehandelt, aber die australische Autorin musste daraus ja unbedingt einen Roman machen! Also wird jede Mahlzeit, die der Held zu sich nimmt, ausführlich mit ausschweifenden Erklärung zur fidjianischen Küche beschrieben, Sonnenuntergänge bei unterschiedlichen Drinks an der Hotelbar ziehen sich so lange hin, bis es eigentlich schon längs wieder Morgen sein müsste und mit der Beschreibung einer Taxifahrt, deren Zweck ausschließlich die Ortsveränderung des Helden ist, lassen sich auch ein paar Seiten füllen. Wie es inzwischen in Film und Fernsehen üblich ist, nimmt die Familiensituation des Ermittlungsbeamten einen Großteil der Handlung ein, ohne nur die geringste Relevanz für deren Fortgang zu haben. Schnell gehen dem Leser die dauernden Telefongespräche von Horseman mit seiner Mutter auf die Nerven, die ihn

nur davon abhalten, seiner eigentlichen Tätigkeit nachzukommen.

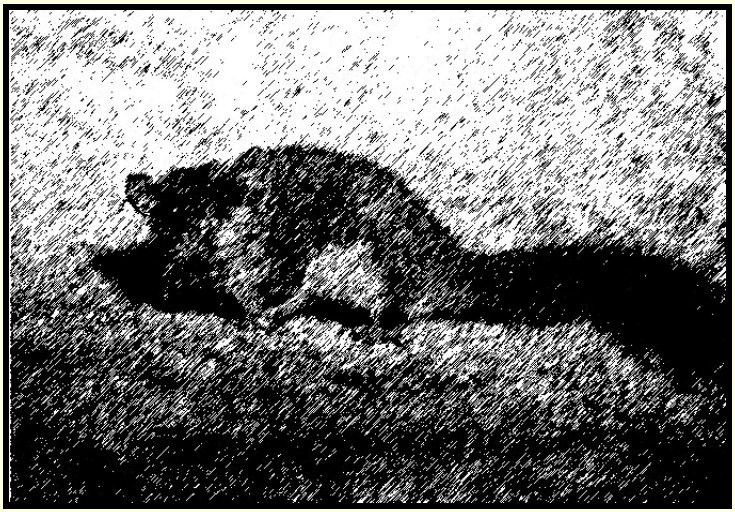
Um das Lokalkolorit nachhaltig zu betonen, streut die Autorin unablässig, unmotiviert und absolut überflüssig Worte aus der einheimischen Sprach ein, die in einem Glossar dann erklärt werden, aber meist nur: Bitte, Danke, Gute Nacht, Auf Wiedersehen oder Guten Morgen bedeuten. Da war wirklich eine Expertin des Lebens auf Fidji am Werk!

Fazit: Man muss nicht wirklich jeden Mist der irgendwo auf der Welt erschienen ist, ins Deutsche übersetzen. Kein Wunder, dass die nicht vorhandene *Tropische Gefahr* schon schnell auf dem Ramschtisch bei Jokers gelandet ist.

Die Übersetzung, im Prinzip recht ordentlich, leistet doch sich doch wiederholt ein paar unverzeihliche Ausrutscher.

> „Der beste Rechtsmediziner ( ) hat zwei Tage gebraucht, um herauszufinden, dass Dr. Chakra an Schlangengift gestorben ist. Was dachten Sie denn, wer genau rechtzeitig mit dem richtigen Gegengift aufschlagen würde?“

Wo soll er denn und warum mit einem Gegengift aufschlagen? In Wimbledon?



DER EINZIGE
Erzählung

Michael Wiedorn

Es war ein Bruch mit meiner Kindheit. Ich rückte Ende August in das Internat ein. Einrücken ist der richtige Ausdruck. Ein Rekrut, der in die Armee einrückt, ein Sträfling, der seine Haftstrafe antritt. Der Eintritt ins Kollektiv. Fremde, mir feindlich eingestellte Jungs. Der kalte Blick starker Junglöwen wird mich mustern und mich als Schwächling ausmustern. Sie werden mein Blut lecken. Wir alle werden unter der strengen Aufsicht von Patres stehen. Ich fühlte mich zu kindlich um aus dem verwunschenen Garten meiner Kindheit vertrieben zu werden. Kriechen im Paradies

Giftschlangen und wachsen dort giftige Planzen? Paradiese sind tödliche Fallen, die zuschnappen. Die schwülen Gase des Parks stehlen dem eingesperrten Kind den Atem. Die Zeit ist zu Blei erstarrt.

In einem Traum stand ich in meinem Elternhaus an der Türe zu meinem Zimmer. Drückende Sommerhitze. Ein wurmlanges, braun felliges Tier mit Rattengesicht und buschigem Schwanz kroch über den Fußboden. Vielleicht wächst es und greift mich plötzlich an. Ich fürchtete mich vor dem Wesen und wollte es töten, aber der unsägliche Ekel lähmte mich zur Salzsäule. Meine Mutter trat mit festem Schritt ins Zimmer, packt das Ungeheuer am Fell und wirft es kurz entschlossen zum geöffneten Fenster hinaus. Beim Aufprall auf den Straßenasphalt verwandelt sich das Monster in einen feuerroten Vogel, der hoch flattert. Schleunigst schließt meine Mutter das Fenster. Der seltsame Vogel flog wild flügelschlagend zu unserem Fenster zurück und durchdrang mühelos die Glasscheibe. Das Fensterglas zerbrach nicht.

Hätte meine Mutter zu dem Viech sagen sollen: „Wie geht es Ihnen? Herzlich will-

kommen in meinem Heim!“? Ihr entschiedenes Verhalten drückte eher aus: „Kann es nicht geben, weil es nicht geben darf.“

Mein Internat befand sich im Ausland – in der Schweiz. In der Nähe von Sankt Gallen. Ich empfand Erleichterung, Befreiung. Die Fenster meines neuen Heimes sind weit geöffnet um die Weiten des Himmels reinzulassen. Frische Winde vertreiben den schwülen Gestank der Stagnation. Die Wolken ziehen weiter in die Ferne.

Ich empfand Unbehagen und Furcht. Der Sommer war im Vergehen. Es war schon etwas kühl und das Tageslicht bedeckt. In der Ostschweiz erstreckt sich eine Hügellandschaft. Buntes Laub. Die Wiesen waren feucht.

Am Morgen wurden wir um sechs Uhr früh geweckt. Am Fenster befand sich das Waschbecken für alle drei Mann im Zimmer. Zwischen Türe und Waschbecken standen die Schränke für unsere Habseligkeiten. Über unseren Betten hing ein Kruzifix – ein hellbraunes Tongebilde ohne dazugehörendes Männchen. Am ersten Morgen wurde ich vom Schreien und Keuchen und Brüllen der Susi Quatro geweckt. Sie

stürzte mich aus süßem Schlummer auf den härtesten und kältesten Betonboden. Ich kämpfte mich aus dem Bett. Die Welt ist kalt und fremd. Unten im Keller befanden sich die Duschen. Hier in der Fremde mußte ich mich gut waschen mit viel Seife, sonst falle ich durch Gestank auf, sonst bin ich ein Objekt der Verachtung. Dunkelblau hing über der feuchten Morgenlandschaft. Ich fröstelte. Der Tag begann in gekachelten Räumen, von kalt leuchtenden Neonröhren ins Helle gerissen. Die eisigen Wasserstrahlen vertrieben den letzten Traum.

Jetzt begann ein fader Werktag. Unterricht, kleine Pausen, Mahlzeiten im großen Speisesaal, nichts. Ständig war ich den Augen unzähliger Fremder ausgeliefert. Überwacht von den strengen Blicken der Patres. Niemand durfte wissen, dass das in mir vorging.

Der Rasen um das Schulgebäude herum senkte sich auf der Südseite als Abhang zu einem breiten, asphaltierten Weg, der zur Autostraße führte. Gegenüber erstreckte sich ein verwahrloster, dicht bewachsener Park, in dem eine schlossartige Villa aus der Gründerzeit lag. Ich sah nie Leute im Gar-

ten oder im Haus. Nur Disteln und Brennnesseln wucherten. Niemand wusste etwas über das Haus.

An freien Tagen spazierte ich über Wiesen zu alleinstehenden Bauernhäusern im Appenzeller Stil. An einem Nachmittag fiel bei meiner Anwesenheit ein riesiger Hofhund in schäumenden Hass. Ich sah ihn nicht, aber es muß der reinste Höllenhund gewesen sein. Sein hysterisches Bellen, Jaulen, Keulen, Fauchen. Hundertköpfig und feueräugig. Jeden Augenblick kann er sich vor mir aufbauen. Er würde mich anfallen und ich würde mit zerrissener Fresse und schweren Bisswunden jetzt bei der einbrechenden Nacht auf dem einsamen Feldweg unbemerkt verrecken.

Könnte man mich mit herunter gerissenem Gesicht und bluttriefenden Bisswunden morgen identifizieren? Mein Körper wird sich in Blut auspulsendes Fleisch verwandelt haben. Ich werde spurlos verschwunden sein. Meine Mutter wird einen Sohn gehabt haben.

Als Kind fürchtete ich mich grauenhaft vor Hunden. Als Dreijähriger war ich im Hause eines Onkels allein mit einem Boxer.

Ein strammes Tier, dass immer voller Lust dicke Schleimklumpen durch die Gegend schleuderte. Ich hockte zitternd auf einem Fensterbrett. Das Monster bellte vor Zorn verrückt geworden unter mir und versuchte zum Fensterbrett hoch zu kommen. Die Lust an der Macht treibt die Tiere in den Wahn. Er hatte einen Heidenspaß mit mir gehabt. Er hasste mich.

In der Reihenhaussiedlung, in der ich aufwuchs, gerieten bei meinem Anblick sämtliche kleinen Pinscher in Verzückung. Der berüchtigte Wille zur Macht. Unter einem schwarzen, von Schweiß und Blut ganz nassem Fell bewegen sich die Muskeln und schlägt das Herz. Die Köder hielten mich in Schach und kläfften, was das Zeug hielt. Viele kleine, zahme Mitbürger lieben es für Ungeheuer gehalten zu werden.

Hier auf dem Feldweg rannte ich. Ich rannte um mein Leben. Je näher ich dem behütenden Schulgebäude kam, desto langsamer wurde mein Lauf. Beim Betreten des Internates spürte ich meine Unabhängigkeit. Ich habe gefährliche Abenteuer überstanden. Ich brauche die beschützenden und mich umhegenden und würgenden

Arme der Heimat nicht mehr. Der Alltag eines behüteten Kindes ist sehr eng und gleichmäßig. Ich war ich selbst. Ein eigenständiger Körper kann nach Belieben Räume durchqueren. Von dem Bauernhof mit dem Hund wäre ich gerne immer weiter nach Norden nach Rorschach gewandert und wäre über unzählige Wiesen und Höfe am Bodensee gelandet. Von der Schule aus konnte man an freien Tagen das deutsche Ufer sehen. In der Ferne blinkt ein heller Streifen Wasser, dahinter grüne Uferhänge. Aus der Ferne sehen die Hänge eher schwarz aus.

Niemand durfte wissen, dass das in mir vorging. Zwischen meinen Beinen wurde etwas immer wieder hart und eine eiterähnliche Flüssigkeit floss aus. Giftig und nass. Ein ganzes Jahr unterdrückte ich diesen Vorrang vollständig. Ich berührte auch nie dieses fremdartige Fleisch zwischen meinen Beinen. Eine kranke Geschwulst. Ich presste meine Schenkel zusammen. Fest zusammen klemmen, damit die Wucherung zerdrückt wird. Dann entlud sich der Saft. Kränklich bleicher Eiter. Die Eichelhaut entzündete sich. Eines Tages entschloss ich

mich voller Angst einen Arzt aufzusuchen. Die wunde Eichel brannte schmerzhaft. Rotfeuerrot. Vielleicht zeigten sich hier die ersten Symptome einer tödlichen Krankheit. Diese Krankheit befiel nur mich alleine. Sie wird mich aus aller Gesellschaft ausgrenzen.

An den Wochenenden saß ich im verlassenen Zeitschriftensaal. Das ganze Internatsgebäude war totenstill. Nichts Betrüblicheres als leere Korridore und Säle, die man sonst mit Stimmengewirr und geschäftigem Gerenne kennt. Viele Mitschüler waren an diesen Wochenenden nach Hause gefahren. Niemand war hier unterwegs. Die Abenddämmerung brach an. Der dunkelblaue Himmel wurde immer dunkler. Ich schaltete kein Licht an. Der Lesesaal wurde von draußen – von den Straßenlaternen – erleuchtet. Manchmal überströmte das Scheinwerferlicht vorbei fahrender Autos den Raum. Die Autos fuhren in die Stadt oder verließen sie. Ich hörte nur das gleichmäßige Rauschen der Fahrzeuge, deren gelbe Lichter die dunklen Winkel aufscheuchten. Die großen Fenster des Saales sahen auf der der Straße abgewandten Sei-

te auf eine große Rasenfläche, die jetzt vom Dunkel völlig verschluckt war. Ich saß am Tisch am Fenster zur Straße mit zusammen geklemmten Schenkeln da und wippte gleichmäßig zu den gleichmäßigen Verkehrsgeräuschen und betrachtete in einer Zeitschrift oder einer Broschüre Fotos von jungen Arbeitern – Schlosser oder Maurer – die gleich alt oder etwas älter als ich waren. Ich stellte mir mit ihnen keine Berührungen oder gar Zärtlichkeiten vor. Immer nur das gleichmäßige Rauschen der Autos. Meine Objekte waren erstarrt. Ich wagte es nicht meinen eigenen verkümmerten Körper abzustreifen und in ihre kraftvollen Körper zu steigen. Auf der Titelseite einer Broschüre einer Kantonalbehörde über die Geschichte des schweizerischen Sozialwesens waren Straßenarbeiter im Alter zwischen 15 und 25 Jahren mit nacktem Oberkörper oder in Arbeitsdrillich abgebildet, die mit Eisenzangen ein Gleis aus dem Boden zu lösen versuchen. Ein Junge hielt aus Anstrengung den Mund halb offen und die Zunge an die Oberlippe. Schöne, füllige Lippen. Die Muskulatur des ganzen Körpers war bis zum Zerreißen angespannt. Fleisch

verwandelt sich in Eisen. Der Rücken musste sich für die Arbeit tief bücken. Der Samen spritzte mir mit einer Explosion zwischen den Schenkeln.

Ich bin einsam. Von allem Leben abgetrennt im dunklen und verlassenen Schulgebäude. Licht und Leben fanden weit draußen in der Welt statt, ohne je mich einzubeziehen. Niemand weiß von mir. Immer das gleichmäßige Rauschen von der Straße her. Wo sonst im Alltag Lärm und Geschäftigkeit toben, versank jetzt alles in einer traurigen Stille. Ich mochte dieses Dunkel. Ich fühlte mich frei und ungebunden und als Besitzer der ganzen Schule. Bereit in seltsame Träume abzutauchen.

Einen großen Teil des Wochenendes verbrachte ich in einem Zimmer mit großen Stahlrohrsesseln mit orange-roten Polstern, in die ich lesend versank. Die Polster rochen immer leicht abgestanden. An einem Sonntag las ich fast die ganze „Schuld und Sühne“. Ich schleppte mich mehrere Monate lang durch „Krieg und Frieden“. Ich kam und kam nicht voran und konnte mich nicht für die vielen Familien- und Heiratsangelegenheiten erwärmen. Es muss wohl

ein dummer Trotz gewesen sein, daß ich nicht aufgegeben habe. Die tief verschneite Villa auf dem Nachbargrundstück. Ein russischer Landsitz im 19. Jahrhundert. Ich las viele amerikanische Thriller – Highsmith, Millar, Slesar. Der Schulalltag ist fade. Romane aus Südamerika von Andentälern und verfaulten Städten am Amazonas. Ich las über Drogen. Riten in Afrika, in Träume versunkene Opiumraucher in viktorianischen Parks, das San Francisco der Hippies. Auf einem Gemälde von Magritte breitet ein aus dunklen Sturmwolken gebildeter Vogel seine Flügel über dem Meer aus. Unheilverkündend über den aufgewühlten Wogen. Der Himmel ist sommerlich hellblau mit Schäfchenwolken. Die Welt ist eine hohle Fassade aus klar konturierten Dingen, die Sicherheit vortäuschen. Diese Fassade wird sich gleich in nichts auflösen. Eine klaffende Leere.

Ich las eine Erzählung von Lovecraft. Ein Junge lebte vereinsamt in einem zugewachsenen, verfallenen Schloß. Er kannte nichts anderes. Es gibt keine Außenwelt. Fiebrige Windstille. Stille und Staub. Er weiß nichts über sich und hat noch nie andere Men-

schen gesehen. Nirgends konnte man sich spiegeln. Das Kind war glücklich aus Unkenntnis. Eines Tages packte ihn die Neugier. Er öffnete eine Klappe und stieg nach oben. Sein bisheriges Leben fand anscheinend im Untergrund statt. Er stieg in exakt das selbe Schloß auf, in dem er bisher gelebt hatte. Nur war hier alles noch in ganz neuem und frischem Zustand. Es wurde gerade ein Fest gegeben. Der Junge betrat den Festsaal. Bei seinem Anblick packte die Gäste das Grauen. Alle Gespräche verstummten auf einen Schlag, die Leute wichen vor ihm zurück und erstarrten entsetzt. Er stand vor einem Spiegel. Ein verwestes Wrack kam auf mich zu. Es streckte den Arm aus und ich stieß mit der Hand an das Spiegelglas. Es war Wirklichkeit. Das war ich. Ich kehrte in die verstorbene Gegenwart meines zerfallenen Schlosses zurück. Ich wußte von mir. Das Fest hatte lange vor meiner Geburt stattgefunden.

In der Internatsbibliothek gab es auch ein dickes, schwarzes Buch. Kriminalität und Psychiatrie. Ein Nachschlagewerk für die bunten Orchideen seelischer Seltsamkeiten. Vergilbtes Papier. Hatte das Buch

schon vor mir einige Leser? Hebephrenie, Algolagnie, Koprophagie, Veitstanz. Eine nächtliche Ausfallstraße bei Wien in den frühen Fünfzigern. In diesem Buch sah ich das erste Mal die Zeichnung eines Schizophrenen. Das heilige Schweißwunder in der Einlegesohle. Der Künstler fand eines Tages in seiner Einlegesohle diese Zeichnung. Sie ist ihm von Gott in den Schuh gelegt worden. Gesichter erscheinen, die wieder verlöschen. Unirdische, halluzinierte Gestalten, darunter Jesus Christus, der zwei Latschen an seine Stirn hält und mich anblickt.

Kurz vor dem Eintritt ins Internat besuchte ich einen Großonkel in Hamburg. In seinem Arbeitszimmer las ich in einem Buch, dass Jeder jede Nacht träumt. Meistens weiß der Träumer beim Aufwachen nichts davon. Ich träume. Ich träume nie, sondern ein Anderer, der uneingeschränkten Zugang zu meinem Innersten hat, lenkt meine Vorstellungen. Lenkt er auch meine alltäglichsten Gedanken? Dieser Andere haust im Inneren wie ein gefräßiger Krebs. Sind Krebsgeschwülste Traumprodukte?

Das Arbeitszimmer meines Großonkels mit seinen riesigen, schwarzen Lederses-

seln, die Regale aus schwerer, dunkler Eiche sperrten mich in eine tödliche Falle. Meine Stimmung war den Rest des Hamburgaufenthaltes verdüstert. Mein Großonkel versuchte mir klar zu machen, dass sich meine Mutter seltsam verändert habe. Sie solle zum Arzt. Bei der neurologischen Untersuchung stellte sich heraus, daß sich ein Tumor in ihre Hirnwindungen eingenistet hatte.

Der Direktor des Internates war ein kleiner Mann mit Brille und Glatze. Ein ganz kleiner Mann. Ein rot-blonder Haarkranz zog sich um seinen Kopf. Er war schon in den Fünfzigern, aber sehr mager. Bei Auseinandersetzungen mit Schülern blickte er zu seinem Objekt mit aufgerissenen, empörten Augen hoch, legte die Stirn in Falten und hielt dabei wie manche Hunde den Kopf schief. In seinen Augen flackerte etwas, das ich als Angst deutete. Er wurde nie laut. Ein zu klein Geratener, der der Welt die Stirn bot und moralisch immer im Recht war. Ohne die stahlharte Entschlossenheit notwendige und gerechte Strafmaßnahmen zu verkünden und vor allem zu vollstrecken, hätte man ihn für einen

Hausmeister gehalten. Im Hausmeisterkittel und mit Besen in der Hand. Ihm war das mit grausamer Klarheit bewusst. Er hasste Jugendliche mit ihrer Kraftprotzerei, mit ihrer Unreife, ihrer auftrumpfenden Unvernunft. Alte und Kranke zeigen Dankbarkeit für das Gute, das ihnen angetan wird. Er unterrichtete Latein und Musik. Wir lernten Trink- und Studentenlieder. „Gaudeamus igitur“. Lieder der Lebensfreude. Dir gefallen diese Lieder nicht? Du wagst es zu sagen, diese Bekundungen der saubersten Freude sei Müll? Du beleidigst unseren Herrn Pater Direktor.

Die Schule veranstaltete außerdem „fetzige“ Jazzmessen. Ich musste nicht regelmäßig zum Gottesdienst, da ich Protestant war. Der katholische Ritus war auf das modern Sachlichste reduziert. Viele von der Gitarre begleitete Spirituals. Der Priester trug ein Messgewand aus schmucklosem, grauem Leinen. Ich wäre durchaus dafür auf Messgewänder Werbung für Coca Cola oder VW anzubringen. Der Grundsatz: „Glotzt nicht so romantisch!“ Es wirkte wie eine Pfadfinderveranstaltung. Der Kirchenraum war weiß getüncht und strahlte im nüch-

ternen Alltagslicht. Bunte Glasfenster. Ein Kruzifix aus Ton oder solchem Zeug. Zwei gekreuzte Würste symbolisierten den Leib Christi. So genau will man das auch nicht wissen. Die von der Schafherde geblökten Songs waren Muntermacher. Abba oder die Oberkrainer hätten hier auch hergemusst. Die Pfaffen sehnen sich danach von der progressiven Jugend als up to date respektiert zu werden. Werbefernsehen ist heiliger. Die Gemeinde stand auf und grölte: „Kinder lieben Haribo“ und Hochwürden antwortete: „…und Erwachsene eben so!“ „Dank Herr, für unser täglich Brot!“ – plärrte die Herde und pflanzte sich auf ihre Plätze. Der Herr Pater Direktor hielt eine Predigt über die Herrlichkeit und Erhabenheit unseres Herrn Jesus Christus, daß es der Jugend in Afrika nicht so gut ginge wie uns. Über den Hunger, die Kriege in aller Welt. Die Negerbabys. Wir dankten schließlich, dass er die Welt so herrlich eingerichtet hatte und überlegten uns, was es zum Sonntagmittag zum Futtern gibt. Man hat sich halt an gewisse Phrasen gewöhnt.

Einen Schüler hat der Herr Pater Direktor wegen seiner allgemeinen Haltung der

Schule verwiesen. Die Haltung ganz allgemein. Es lag eigentlich nichts Bestimmtes vor. Vielleicht die Sommersprossen, die roten Locken. Seine Stupsnase wirkte kindlich albern. Er war ein Prinz von Württemberg. Mitten während des Unterrichts brach er in hemmungsloses Kichern aus. Der Herr Pater Direktor erwartete Respekt von seinen Schutzbefohlenen.

Im Zimmer, in das ich als Neuling eingewiesen wurde, wohnte ein spottlustiger, kleiner Basler. Er parodierte die Dialekte und Sprechweisen der Anderen. Mit seinen langen Haaren, seinem sanften Gesicht und seiner quäkenden Stimme, die im Eifer des Losquatschens ins Mickymaushafte umkippte, wirkte er wie ein kastrierter Zwerg. Wegen seiner dauernden Lustigkeit mochten ihn die Mitschüler.

Mit uns im Zimmer wohnte noch ein kräftiger, ernsthafter Junge. Dessen Stahlrandbrille gab seiner Erscheinung Autorität und etwas Sachliches. Seine bleiche Haut war mit unzähligen, winzigen Pickeln übersät, die nicht unreinlich wirkten, sondern eher seine überschüssige Samenproduktion anzeigten. Er wirkte gesund und hart. Leis-

tungsfähig in Schule und Sport. Vielleicht ist er ein erfolgreicher Ingenieur für große Staudammprojekte geworden. Er hatte das Charisma eines Jugendführers. Der große Bruder, der die Jüngeren und Schwächeren ins Licht der Mannheit führt. Ich fühlte das nur verschwommen. Er war für mich leicht zugänglich. Ich wollte aber nicht der Schwache und Kleine sein, dem geholfen werden muß. Mein Zimmergenosse kitzelte mich öfters. Mir wurde ganz heiß. Ich mochte es nicht, wenn er mich kitzelte. Ich lachte und meckerte dann wie eine Ziege. Mein Körper zwang mich zu lachen, auch wenn ich garnicht wollte. Ich wälzte mich auf dem Boden.

Ein anderer Mitschüler, der wegen eines Mopeddiebstahles aus der Schule geschmissen worden war, besuchte nach seiner Entlassung die Schule. Er hatte jetzt eine Maurerlehre begonnen. Er war jetzt ein gewöhnlicher Arbeiter. Die Schüler standen um ihn und fragten, was aus ihm werden soll. Wegen seines Verfahrens und seiner Lehre. Muß er ins Gefängnis? Die Türe öffnete sich und der Sohn eines schwäbischen Bauunternehmers betrat den Raum. Ein

dicklicher Junge mit pechschwarzen Schweineborstenhaaren und immer mit klotziger Sonnenbrille erschien. Die Selbstgefälligkeit eines Sprösslings eines protzenden Mercedesfahrergeschlechtes. „Kriminelles Gschwörl“ – rief er ohne jemanden anzublicken. Unser ehemalige Kollege schluckte schwer und sein Gesicht versteinerte. Er verschluckte seinen Zorn. Der schwäbische Schweineborstenkopf setzte sich selbstzufrieden an seinen Tisch um seine Schularbeit zu erledigen.

Eines Tages ging die Türe meines Zimmers einen winzigen Spalt weit auf. Lesend saß ich auf meinem Bett. Ein schneeweißes Kindergesichtchen betrachtete mich vorsichtig durch die Luke. Das Kindwesen fühlte sich jetzt sicher und schlüpfte blitzschnell in mein Zimmer. Ein dürrer Junge. Vorgebeugte Körperhaltung. Eine kugelrunde Stirn. Sanfte, blendend weiße Babyhaut. Verschmitzte, aber kindlich reine Augen wie eben aus Mamis Bauch geschlüpft. Seine krächzende Stimme war noch von keinem Stimmbruch geschändet. Er stotterte. Er musste jedes einzelne Wort regelrecht aus dem Bauch herauspressen. An

manchen Silben blieb er hängen. Seine Äuglein blitzten fröhlich. Er frug mich, ob ich Comics habe. Man sah ihn immer ratlos durch die Korridore geistern. Er fand nie Ruhe. Eine leere Unruhe. Niemand konnte mit ihm etwas anfangen. Er fühlte sich aber besonders zu mir hingezogen. Ich befürchtete, daß er sich in mir wieder erkennen konnte. Das kränkte mich. Hinter seiner Idiotie spürte ich Verstand. Er hatte mehr Vertrauen zu mir als zu den Anderen. Wollte er meine Freundschaft? Die Verletzlichkeit eines ungeschützten Säuglings. Babys darf man nicht weh tun.

Ich lockte ihn in einen abgelegenen Kellerraum und blitzschnell verschloß ich hinter ihm die schwere Eisentüre. Er trommelte mit seinen kraftlosen Ärmchen gegen die unbarmherzige Türe und begann hemmungslos zu heulen. Ein sanftes Kaninchen schmiegt sich zutraulich an meinen Körper. Es sucht Schutz. Es liegt tot in einer Blutlache. Die roten Tieraugen.

Ein watschelnder Junge mit Fistelstimme war eine Klasse unter mir. Kurz geschorene Haare. Schwarz umrandete Hornbrille mit Panzergläsern. Seine Augen waren

durch die ungeheure Glasdicke überdimensional vergrößert und verzerrt. Ein kubistisch verzerrtes Gesicht. Er sprach in hellem Singsang und wippte dabei, daß ich dachte: jetzt singt und tanzt er gleich. Ein Kastrat. In der ganzen Schule waren wir drei mit Abstand die Schlechtesten. Auch der sonstige Unterricht überforderte uns. Für uns drei wurde ein Spezialturnunterricht eingeführt. Man hätte es Idioten- und Krüppelturnen bezeichnen können. Der Sportlehrer meinte, meine Muskeln würden ab einer recht geringen Belastung schlapp machen. Ich wäre aber außergewöhnlich gelenkig. Als Kind musste ich ganz vorsichtig die Treppen herabgehen. Ich hatte Angst tief zu fallen und auseinander zu fallen. Vielleicht öffnet sich unter meinen Füßen die Erde und ich falle und taumle weit unter den Erdboden. Ich bewegte mich vorsichtig und langsam wie ein Greis. Mein Körper gab mir nicht das Gefühl etwas bewältigen zu können. Mir war jeder Bewegungsdrang fremd. Die ständige Müdigkeit und innere Verödung. Ich war nie krank, aber ich empfand meine Glieder und Organe als völlig untauglich. Mein Körper offenbarte meinen

Mitmenschen meine Ohnmacht. Selbst bei brütender Hitze trug ich eine Jacke mit langen Ärmeln. Ich hasste es nackt zu sein.

Vor meinem Eintritt ins Internat erzählte meine Mutter nach einem Besuch meines Arztes, er hätte bei mir ein Marfan-Syndrom festgestellt. Eine anormale Bindegewebsschwäche. Die Organe verlieren ihre Konturen. Nichts hält zusammen. Der Arzt hatte ihr Fotos von ausgemergelten Krüppeln mit Buckeln und schwer verformten Gliedern gezeigt. Die Glieder sind überdehnt. Die Kranken wachsen zu Riesen und bleiben schwach wie Kinder. Gigantische Hände mit zerbrechlichen Spinnenfingern. Die Augen werden von verschiedenen Störungen behindert. Die Patienten sterben jung an Herzklappenstörungen. Ich werde jetzt also das Leben eines Behinderten führen. Eine riesige Kluft wird mich von den anderen Menschen abtrennen. Vampire hausen in abgelegenen Gräbern. Der Arzt empfahl uns, daß ich einmal im Jahr meine Herzklappen untersuchen lassen solle. Ein Jahr später erinnerte ich meine Mutter an die Krankheit. Sie hatte sie vergessen.

Im Internat hatte ich keine Freunde. Man ließ mich im Großen und Ganzen in Ruhe. Man akzeptierte mich und meine Art. Ich war den Leuten herzlich Wurst.

Ich bekam einmal mit voller Wucht einen Schlag in den Bauch. Vor Schmerz verlor ich fast den Verstand und krümmte mich nur jaulend. Der Junge grinste mich bösartig an. Ein ausgesprochen hübscher Kerl. Er war sich dessen bewusst und genoss seine Überlegenheit und seine Kraft. Ich brüllte nur wie ein Tier. Er strich sich nur mit seiner kräftigen Hand seine kastanienbraunen Haare aus dem Gesicht. Um sein Handgelenk ein schweres Lederband, das die Stärke seines Unterarmes herausstrich. Er nannte mich Faxenmacher.

Zwei exakt gleichaussehende Zwillinge laufen in einer Wohnung unruhig hin und her. Ich blicke in einen Badezimmerspiegel und sehe ein mir unbekanntes Frauengesicht. Die Iris des rechten Auges ist gebleicht und zerlaufen. Ich hatte schon seit Tagen das Gefühl, daß das Auge etwas locker sitzt. Der eine Bruder meinte: „Du wirst wohl blind!“. Nachts laufe ich durch fremde Straßen. Ich begegne einer Gruppe

junger Männer und frage sie nach dem Weg. Recht unwirsch geben sie mir eine schlampige Auskunft und deuten in irgendeine Richtung. Ich erreiche eine Kreuzung von großen, menschenleeren Straßen. Nirgends Häuser. Dichter Nebel. Die Lichter der Neonlampen sehen im Nebel wie kleine Sonnen aus. Die Nacht ist taghell. Ich habe keinerlei Orientierung und erreiche einen Busbahnhof. Es warten hier zahllose Busse. Außer mir ist niemand da. Keine Fahrer. Keine Fahrgäste. Über einer Bushaltestelle hängt ein Schild. Statt einer Information sehe ich die schwarzen Umrisse eines Soldaten in voller Ausrüstung. Er sitzt in der Hocke. Das Gewehr im Anschlag. Er zielt auf mich.

Mich interessierten meine Kollegen nicht sonderlich. Ich empfand sie als farblos. Die Meisten empfand ich als häßlich. Zukünftige Sparkassenangestellte, Regierungsräte, Priester, Inspektoren. Behäbig und langweilig. Schweizer. Ich besuchte öfters einen Liechtensteiner. Ein etwas dicklicher Junge. Er war sehr praktisch und nüchtern. Eine derbe Hausfrau. Er lag in seiner Freizeit im Bett und las Zeitung.

Weltwoche und Neue Zürcher Zeitung. Im Radio suchte er deutschsprachige Sendungen von fremdartigen Rundfunkanstalten. Radio Moskau, Radio Peking, Radio Tirana. Mein Schulkollege strahlte Ruhe aus. Vielleicht ist er als Erwachsener ein solider Beamter geworden. Was wollte ich von ihm ?

Wer konnte mich aus meiner Unbestimmtheit rausreißen? Der große Bruder wird mir den Weg weisen. Wer wird mein Erlöser sein? Mutter Erde gebiert Totgeburten. Ich muß ins Freie. Man muß mit Dynamit den Weg frei sprengen. Ein erderschütternder Knall. Ich liege unter freiem Himmel, unter der sengenden Sonne und wachse. Mein Blut zirkuliert und lebendiger Schweiß tritt aus den Poren. Der frische Schweiß eines Wüstentages. Endlich wachse ich. Der gebärende Erdboden ist aufgerissen. Das Feuer des leuchtenden Himmels verbrennt die Fleischfetzen der Erde. Das offene Feuer droben deckt alles auf. Das schlagende Herz pocht das Fleisch auseinander. Es surrt. Es surrt. Niemand weiß woher. Blut sickert aus der Wunde. Metallvögel droben im Himmelsblau suchen danach. Feucht dunkle Schnäbel und scharfe,

kalte Augen. Wovor laufen wir davon? Bringen sie das Heil? Wir verehren die Vögel als Herren der Welt. Rot flammen die Vögel. Der blonde Kopf eines sonnengebräunten Jungen. Rote Lippen. Er stürzt. Was werden die neuen Herren jetzt veranstalten? Das fragen sich alle Zeitungen.

Ich wachse und erschaffe die Welt. Ich darf nicht leben, denn ich erschaffe alles neu. Ich darf nicht arbeiten. Ich verkehre auch nicht mit anderen Menschen. Ich habe meine Aufgabe zu erfüllen.

Denn sonst muß ich als Säugling ewig schlummern.

Wie ich die Welt erschuf.

Als Kind machte ich mit meiner Mutter, mit meinem Kindheitsfreund und dessen Mutter einen Ausflug nach Wasserburg am Inn. Ich blickte von einer Anhöhe auf eine Stadt an einer Flussschleife. Wir vier standen an steilen Abhängen. Ein Schritt weiter und wir wären jäh in die Tiefe gestürzt. Die Abhänge waren helle Wände. Vielleicht aus Sand oder einer sehr hellen Erde. Bei der Heimreise von Wasserburg las ich in Heftchen über die roten Felsklüfte Arizonas. Abends zu Hause war unser Treppenhaus

hell erleuchtet. Ich war exaltiert und gründete an diesem feierlichen Abend mein eigenes Reich im Atlantik. Ich zog mich in mein Zimmer zurück, sperrte die Zimmertüre ab und eine lustvoll quälende Erregung ließ mich die Arme schwingen – hin und her und her und hin. Ich zappelte erregt. Die freudige Anspannung im Körper zwang mich die Arme zu bewegen. Die alten Segelschiffe hatten am Bug geheimnisvolle Frauenfiguren angebracht – armlos in das Holz gepresst. Galionsfiguren. Ich nannte mein Reich Galionien. Von den einsamen Feiern meiner Macht durfte um Himmels Willen niemand erfahren. Ich schwinge die Arme und erschaffe die Welt. Ein allmächtiger Gott und Zauberer. Ich zapple und bin nur ein kleiner Irrer. Ich machte die Lüge zu meiner Natur. Ich war immer unfähig etwas Essentielles über mich mitzuteilen. Ich konnte nie jemandem in die Augen blicken. In mir ist etwas Krankes und Unreines.

Ich versuchte eigene Völker mit eigenen Sprachen zu entwickeln. Galionien lag vor der Küste Westeuropas und Nordafrikas. War Galionien identisch mit Atlantis? Die wandernden Völker Europas und des Mit-

telmeeres fuhren über das Meer in meine Erfindung. Berber, Gallier, Phönizier, Römer, Hunnen. Hunderte, Tausende, Millionen. Ich versuchte aus lateinischen Vokabeln durch Veränderung der Laute eine neue Sprache zu entwickeln. Meine Sprache hätte ich lieber aus dem Altgriechischen entwickelt und noch lieber aus dem Altägyptischen oder Altindoeuropäischen. Je weiter zurück desto besser. War jemand mit mir im Zimmer zeigte ich meine Alltagsmaske. War ich sicher allein und unbeobachtet zu sein, schwang ich meine Arme und geilte mich an dem fremden Klang eines neuen Wortes auf. Ich versagte gnadenlos in der Schule und vergällte mir manchen sonnigen Nachmittag, an denen andere baden gingen. Ein ganzer Nachmittag um eine läppische Rechenaufgabe nicht zu lösen. Ich durchsuchte rastlos Wörterbücher und studierte Tabellen über Dynastien, am besten lückenlos bis zu den Anfängen Ägyptens und Sumers und übernahm die Herrscher als Herrscher in meinem Reich. Ich gründete Riesenstädte und übernahm die Größe von realen Städten. Mein Land sollte kein monströses Fantasia sein, son-

dern ein reales Land auf der Erde. Ein Land unter vielen anderen. Die übrige Welt sollte unbehelligt ihren realen Verlauf nehmen. Ich hätte lieber eine ganze Welt neu erschaffen wollen. Sämtliche Daten würde ich kennen und jeder Winkel wäre von mir. Ich würde die Arme schwingen und würde die unermessliche Weite des Raumes spüren. Ich wollte mich flugbereit halten, hob aber nie ab. Mit dem allen war ich überfordert. Ich bin so klein. Mein Schädel ist so klein. Ein altes, zerflettertes

Lexikon von 1951/1952. Eine doppelseitige Weltkarte zeigte die Ausdehnung von Sprachfamilien. Die austronesischen Sprachen reichen von Madagaskar über Indonesien bis Hawaii. Weite Räume, weite Gebiete. Menschen, die den gleichen Ursprung haben oder sonst zusammenhängen und es vergessen haben. Blau. Blaue Meereswogen. Azurblaue Weiten. Ich bezwinge grenzenlose Räume.

Ich bewunderte die Größe des Mongolischen Reiches. Die Steppen Zentralasiens, die Wälder Russlands, Indien und China. Die Weiten sind zu gestalten. Was gehört zusammen? Die Kalifen regierten die Stre-

cken von Pakistan bis Marokko, von Usbekistan bis in den Sudan. Alle Notizen zu meinen Staatsaktionen hielt ich streng geheim. Geheime Reichssache – so zu sagen. Ich taumelte zwischen Euphorie und peinlichster Pedanterie. Kinder spielen Lego oder mit Bauklötzen. Mit meinem Freund baute ich als Kind kümmerlichste Vorformen von Ansiedlungen. Es waren nicht einmal Weiler. Wir bauten Reihenhäuser aus Lego und direkt Tempel aus bunten Bauklötzen. In meiner Fantasie versuchte ich mir vergeblich eine allein von mir gegründete Stadt vorzustellen. Am elterlichen Esstisch verwandelten sich der Toaster in ein Kaufhaus und die Arzneischachteln meiner Mutter in kleine Häuser.

Manche meiner Wochenenden verbrachte ich mit meiner Mutter in Zürich. Die sich behaglich vorwärts bewegende Straßenbahn und die dicht belaubten Kastanienbäume in der Bahnhofsstraße. Die Bankpaläste aus der Gründerzeit. Alles von gediegener Eleganz. Endlich fast so etwas wie eine Großstadt nach dem langen Exil auf dem Lande. Wir sahen „Tod in Venedig“. Ein wie ein Engel ungreifbarer, goldblonder

Junge erscheint einem alten Mann wie eine Erscheinung. Die verwesende Pracht Venedigs ist in die traumhaft schwermütige Musik Mahlers versunken. Im folgenden Winter las ich ein Buch über Visconti und erblickte das Gesicht des verführerischen Schönlings. Sein verhaltenes Lächeln. Es war eiskalt. Ich war mit meiner Klasse beim Schlittschuhlaufen an einem zugefrorenen See. Ein Klassenkollege mit kräftigem goldblondem Haar und verhaltenem Lächeln zog auf der Eisfläche seine Pirouetten. Er war der Junge aus dem Film. Ein sehr roher und bodenständiger Junge mit beiden Beinen auf der Erde. Er hatte das trockne und harte Auftreten eines Schlossers. Ich verstehe heute nicht mehr, weshalb ich zwischen ihm und der Engelsgestalt aus „Tod in Venedig“ eine Verbindung sehen konnte. Seine Augen waren auffallend klein und seine blasse Haut war mit Sommersprossen übersät. Vielleicht das selbe Blond der Haare. Er hatte in der Klasse einen Freund. Einen riesigen, kräftigen Kerl. An seinen Namen kann ich mich noch erinnern. Er hieß Georg. Ein Heiliger, der den Drachen getötet hat. Georg hatte eine rohe, fast bösarti-

ge Ausstrahlung. Tief schwarze Haare, tintenschwarze Augen. Ein zynischer Blick. Er war ein Graf von einer Burg in der Oberpfalz. Die Adligen waren ursprünglich bluttriefende Mörder. Er war sehr einfach. Ich habe nie jemanden kennen gelernt, der weniger edel oder vornehm war. Er kam meistens bei Ferienschluss mit dem selben Zug aus München wie ich an. Im Bahnhof St. Gallen sahen wir uns und gingen häufig zusammen in die nahe des Bahnhofs gelegene Wohnung des Schulkollegen mit den goldblonden Haaren, aßen dort eine Kleinigkeit und fuhren dann mit dem öffentlichen Bus ins Internat. Ich empfand eine Zugehörigkeit zu den Beiden. Die Zwei waren wahrscheinlich nur höflich zu mir – befürchte ich. Zu Behinderten soll man nett sein.

Bei einer Klassenfahrt gab es eine Diskussion über die Terroranschläge der ETA gegen das Francoregime. Der dunkle Graf – der verrohte Landser – plädierte für kurzen Prozess. Ja – an die Wand stellen! Ordnung machen! Peinlich berührte Stille verbreitete sich. Verlegene Blicke sahen fragend zu anderen verlegenen Blicken. Er war den Mit-

schülern fremd. Georgs grobes Gesicht war von Hass verhärtet. Er war schön. Über dem Backenknochen saß ein praller Pickel. Blut und Eiter wollen frei fließen.

Bei der alljährlichen Nikolausfeier wurde bei jedem Schüler zusammengefasst, was im abgelaufenen Jahr geschehen ist. Die Zöglinge waren verpflichtet anwesend zu sein und eine fröhliche Fresse zu schneiden. Die Patres, die Schwestern und die schwachsinnige Küchenhilfe freuten sich. Ihre Gesichter strahlten. Der Höhepunkt des Jahres. Wir sind alle eine einzige Familie. Mein Name wurde jetzt aufgerufen. Lobend wurde berichtet, ich wäre öfters in einer Disco gesehen worden. Ich verging vor Scham. Bin ich ein Greis, der noch so rüstig ist, daß er sich noch tapfer zum Seniorentanz schleppt? Ein hilflos am Stock humpelnder Greis, der verlegen lacht, wenn ihn Jugendliche akzeptieren. Die Disco, in der man mich beobachtet hat, war am Sonntagnachmittag für Minderjährige geöffnet. Meine Schulkollegen gingen dort hin. Große, rote Plüschsessel. Es stank immer penetrant nach billigem Parfum. Während der jugendfreien Zeit hätte es auch ein Puff sein

können. Ich tanzte mit einer Tibeterin und sagte ihr, wie interessant ich es fände, daß sie aus Tibet käme. Sie lächelte mich gelangweilt an. Sie sagte nur „tja“ und schwieg dann. Sie sagte dann noch, Schüchternheit sei ein Zeichen von Dummheit. Man muß nur ein bisschen denken, etwa daß auch die Anderen Idioten sind. Dann verzieht sich die Schüchternheit wie der Nebel im Morgengrauen. Einfach nur nachdenken! Meine junge Gouvernante verabschiedete sich eilig und mit triumphierendem Lächeln. Hätte sie sich mir mit Schwung und Leidenschaft an die Brust geschmissen, ich hätte mich ratlos am Kinn gekratzt, blöd geglotzt und das Weite gesucht. Es ist Brauch, daß Jungs in einem bestimmten Alter tanzen gehen. Also warum nicht auch ich? Es ist Brauch, daß Jungs in einem bestimmten Alter mit Mädels flirten. Warum nicht auch ich? In der Disco hoffte ich, daß der Funken von den Anderen auf mich überspringt, meine Leidenschaft entfacht, aber ich langweilte mich nur.

Meine Schulkollegen trafen an einem Weiher in der Nähe des Internats Mädchen

vom Dorf. Niemand lud mich ein und alleine wollte ich nicht hin.

Einige Patres standen im Ruf ihre kleinen Lieblinge zu haben. Der Lateinlehrer legte die Hand gerne auf die Schulter eines sanften, blonden Jungen mit braunen Rehaugen. Das Patreshaus erregte die Phantasie der Schüler. Bei einem Schulausflug erzählte ein Lehrer, daß aus Verbindungen von Mensch und Tier Junge geboren werden. Ich stellte mir abstoßende Mischwesen vor in geschlossenen Anstalten, in verbotenen Wäldern. Zentauren und Harpyen in klinisch weiß gekachelten Krankensälen. Ein zotteliger Hundekörper mit bleichem, ängstlich blickendem Menschensäuglingskopf atmet schwer in einem Bett. Die Sphinx wird in einem weißen Zimmer gefangen gehalten. Gitter an den Fenstern. Ein zerfallener, halbnackter Männerkörper mit riesigem Löwenschädel sitzt zusammengesunken im Rollstuhl. Niemand von den anderen Schülern schien diese Neuigkeit sonderlich zu erstaunen. Ich sprach den Lehrer an. Er bestätigte seine Erzählung und entfernte sich gleich. Diese Tiermenschen stinken anders als gewöhnliche

Tiere. Es ist ein kranker Gestank. Tiere sind klebrig und sondern Feuchtigkeit aus.

Ein großer Brand räuchert das Feuchte und Schwüle aus. Zu meiner Internatszeit träumten viele Menschen von der großen Revolution. Leuchtend rote Fahnen wehen im Glutfeuer der erlösenden Weltrevolution. Damals waren die Menschen von der Großen Kulturrevolution in China fasziniert. Eine Feuermasse wälzte alles Faulende nieder. Der zerstörerische Mut zur Tabula rasa – einer glutheißen Wüste aus Schutt. Das vom Feuer rot leuchtende Gesicht Georgs – meines Schulkameraden. Er hat zugeschlagen. Seine Visage ist grob und hart. Eine Panzerfaust. Ich träumte – Georg und ich sitzen an einem Tisch im Zuchthaus. Eingesperrt zwischen alten Ziegelmauern und schweren Gittern. Ich wachte auf und hatte eine Latte.

Bevor ich ins Internat kam, zog mich die Vergangenheit an, Ich träumte von prunkvollem Feudalismus. Die Gold überladenen Paläste Sankt Petersburgs. Der Pharaonenprunk hat sich bis heute noch in vergessenen Wüsten nahtlos erhalten. Die Menschen leben seit Jahrtausenden in den sel-

ben Häusern und Palästen. Es darf kein Gebäude abgerissen werden. Die Moderne ist langweilig und glanzlos. Ich träumte vom gottmächtigen Alleinherrscher überladen mit strahlendem Gold und Juwelen, die in seinen Körper eingewachsen sind. Vielleicht sind solche Herrscherkörper völlig gereinigt von menschlichem Fleisch. Ich wuchs in einem Haus voller Ahnengemälden auf. Meine Mutter war sehr stolz auf ihre Vorfahren. Es hingen nur die Ahnen mütterlicherseits im Haus. Ich habe keinen Vater und meine Mutter hatte keinen Vater. Ich bin völlig frei und rein von irgendwelchem väterlichem Blut oder die letzte Vatergestalt gab es vor vielen Zeitaltern. Ich bin das Ergebnis einer bruchlosen Abfolge von Müttern. Eine Fabrikantenfamilie aus Fürth, die sich als Adelsgeschlecht halluziniert hatte. Im Internat entfremdete ich mich dieser Sumpfwelt. Einer Welt der Stagnation und ohne Energie.

In den Sommerferien fuhr ich mit meiner Mutter nach Amsterdam. Eine Stadt mit fremden Kulturen. Chinesen, Indonesier, Schwarze. Amsterdam war damals Europas Drogenhauptstadt. Alte Klinkerbauten,

schwarze Kanäle. Rote Leuchtreklame eines Pornoshops. Ein kräftiger Junge mit langen, aschblonden Haaren, Armeeknobelbechern und markantem Gesicht. Harte Backenknochen in einem fest entschlossenen Gesicht. Ich war fest an meine Mutter gebunden. Wir liefen die Nabelschnur auf dem Straßenasphalt mitschleifend durch die Stadt. Wer hätte uns eine Schere gegeben?

Wir gingen Jeans kaufen. Sie meinte: junge Menschen tragen Jeans. Ich war klapperdürr, aber mit unvorstellbar langen Beinen. Entweder saß die Hose wie angepasst an Hüfte und Bauch, aber Waden und Knie waren nackt oder ich verlor mich in einem riesigen Sack – genannt Hose. Die Hosenbeine schlotterten um meine Beine. Normaler Weise trug ich immer beige Cordhosen. Der Cord war gerippt oder glatt. Ich fand diese Hosen nicht sonderlich schön, sondern ich war an sie gewöhnt. Wenn es ging, zog ich den Hosenbund bis an die Brust und sah wie ein tollpatschiger Greis aus. Wir standen also in diesem Jeansshop in Amsterdam. Meine Mutter überschüttete die Verkäuferin mit ihrem Schulmädchenenglisch. Sie klagte. Warum inte-

ressiert sich ihr Sohn – schließlich bald ein junger Mann – so garnicht für Kleidung, für sein Äußeres. Immer nur bei seinen Büchern. Immer so verträumt. Ein richtiger Bücherwurm. Sie selbst – meinte sie – sei bald eine alte Frau. Die Verkäuferin protestierte auf das Heftigste. Meine Mutter sei noch recht jung. Sie gehe doch mit der Zeit. Ein kurzer, hämischer Seitenblick auf mich. Über das Gesicht meiner Mutter zuckte kurz ein geschmeicheltes Lächeln. Nein. Nein. Sie beharrte auf ihr fortgeschrittenes Alter. Sie – die bald alte Frau – gehe immer noch mit der Mode. Achtet auf ihr Äußeres. Er, der Sohn – immerhin bald ein junger Mann – ist immer so ruhig. Liebt die Ruhe wie alte Leute. Verbringt den Tag im Bett und möchte nicht mehr aufstehen. Er sitzt stundenlang brütend und nichtstuend oder Schmöker lesend auf einem Sessel. Sie, die Mutter – bald eine Greisin – muss sich bewegen, immer wieder bewegen und sich rühren. Sie braucht immer Trubel. Immer aktiv. Rennen, rennen, rennen. Dabei fing sie mitten im Laden an, mit den Beinen auf der Stelle zu rennen. Sie hatte sich richtig in Rage geredet. Sie sah gehetzt wie ein

Hamster im Laufrad aus. Sie schwitzte. Gehetzte Grimassen jagten über ihr Gesicht. Die Verkäuferin begann sich zu fürchten. Eine andere Verkäuferin kam mit besorgtem Gesicht. Den beiden Frauen war es klar, daß wir nichts kaufen würden. Meine Mutter wollte nur die Welt – insbesondere die junge Welt – wissen lassen, wie jung sie in Wirklichkeit noch ist.

Wir fuhren zurück nach München. Ich hatte noch einige Tage Zeit bis zur Rückfahrt ins Internat. Ich streifte zwischen den Hochhäusern im Arabella-park – einer zu den Olympischen Spielen 1972 fertiggestellten Hochhaussiedlung – herum. Hier hat München das Flair einer internationalen, modernen Weltstadt. Wie werde ich jemand? Ich muß etwas Eigenes werden. Die Mama sieht ihrem Küken ins Gesicht und sieht ihr eigenes verjüngtes Antlitz. Sie klammerte sich an die Vertrautheit der alltäglichen Routine. Der Boden der in feste Gegenstände erstarrten Wirklichkeit darf nie aufklaffen. Niemals! Das Normale. Nur immer das Normale! Meine Mutter langweilte mich. Mich hielt in ihrer Gegenwart immer eine lähmende Langeweile gefan-

gen. In meiner Kindheit waren mir Männer fremd. Frauen ödeten mich an. Ein Verbrecher erschlägt sein Opfer und wird hinter Gitter gesperrt. Die Fähigkeit schuldig zu sein heißt erwachsen zu sein. Ein Mann zu sein. Bei diesem Spaziergang durch den Arabella-park beschloss ich schwul zu sein. Ich interessierte mich nie für fremdes Sperma und fremde Schwänze. Aus körperanatomischen Gründen war ich nie befähigt meinen eigenen Pimmel zu lutschen. Mein Penis unterscheidet mich deutlich von meiner Mutter. Er macht mich zum Fremden. Es war mir ein Grauen einem anderen Menschen so nahe zu kommen, daß wir uns in irgendeiner Form vereinen. Ich war immer ein entschiedener Gegner des Kannibalismus. Mitteleuropa um 1977. Ich verband Homosexualität mit ängstlichen, alten Männern – mit jugendblondierten, parfümierten Wesen in pinkfarbenen Jacketts. Das waren jetzt meine Brüder oder besser ausgedrückt meine Schwestern.

Der Mensch braucht ein Gegenüber. Ich war stumm. Ich war fähig mein Sprechwerkzeug und Wörter zu benutzen. Nichts konnte ich von mir erzählen. Emotionale

Sprachlosigkeit. Höchstens auf ganz platter Ebene. Namen, Geburtsort, Geburtsdatum. Das Mittagessen hat mir geschmeckt, hat mir nicht geschmeckt. Die Mitmenschen traten mir überwiegend höflich-gleichgültig entgegen. Ich hatte keine Gesprächspartner. Freundlich sein, Plattitüden reden. Ich bin nur die Oberfläche, die sich meinen Mitmenschen zeigt. Ich fühlte von mir nicht viel mehr als diese Charaktermaske. Wenn ich meine Mutter traf, sprachen wir über Geld, über fällige Einkäufe. Nichts, was mich tiefer berührte. Ich saß mürrisch da, überfordert auf eigene Faust ein Selbst zu werden. Meine Mutter lächelte nur mit aufgesetztem Schafsgesicht: „Ich sehe nichts und höre nichts." Meine Sprachlosigkeit zersetzte mein schieres Vorhandensein. Vor meiner Internatszeit empfahl ein Lehrer meiner Erziehungsberechtigten mich wegen meiner katastrophalen Schulleistungen zu einer Psychologin zu schicken. Ich hielt mich für normal. Man schätzt mich als abnorm ein. Jemand anderes hat mich beobachtet und mein Verhalten befremdet und ist abstoßend. An einem trüben Novembernachmittag saß ich in einer Schwabinger

Altbauwohnung mit einer, wie mir schien, heimtückisch freundlichen, alten Frau auf gemütlichen Sesseln, die mich schläfrig machen sollten. Nichts falsches sagen, sonst werde ich als verrückt eingeschätzt. Es wird dann von den Behörden angeordnet, daß ich meine Mutter verlassen muß und ins Irrenhaus gesteckt werde. Diese Frau war eine Delegierte des Staates. Sie würde hinter meinem Rücken mit meiner Mutter Verabredungen treffen.

Ich hatte eine einzige Sitzung bei einem Psychagogen. Ich erzählte ihm, daß meine Mutter ihre Liebe zu einem bulgarischen Emigranten wegen mir aufgegeben hatte – erzählte mir damals meine Mutter. Ihr Geliebter war ein Bankrotteur – ein Spieler. Er feierte große Sekt- und Kaviarparties. Der Gerichtsvollzieher klingelte mit Vollstreckungsbefehl an der Haustüre. Die Gutste wollte ihr Vermögen für mich erhalten. Ohne mich würde sie heute ein Sauseleben führen. Der Psychagoge machte mich auf einen Widerspruch in der Erzählung meiner Mutter aufmerksam. Auf irgendetwas, das ich vergessen hatte. Meine Mutter war also

eine Lügnerin und ich leichtgläubig. Ich ging nicht mehr hin.

Ich träumte damals: Ich drehe mich mit ausgebreiteten Armen und gespreizten Fingern in einem weißen, leeren Zimmer. Es ist Sommer. Vor dem Fenster ein Kiesweg in einem gepflegten Park. Gitter vor dem Fenster.

Als ich im Internat war, suchte ich einen Gesprächspartner, einen Lehrer um ich selbst zu werden.

Ich entschloss mich in Sankt Gallen in eine psychologische Beratungsstelle zu gehen und besuchte sie regelmäßig einmal in der Woche. Sie lag in der Altstadt. Mein Gesprächspartner war ein Psychologe, Mitte 30, dicklich, schwarzer Bart, schwarzes Brillengestell. Er hörte sich alles recht geduldig an. „Sag alles, was dir durch den Kopf geht, auch wenn du es als peinlich, dumm oder bösartig empfindest! Du erzählst, daß du Scheiße frisst, daß du einen Menschen qualvoll ermordest, daß du dir eine Babymütze auf den Kopf setzt und die Kinderrassel schüttelst – alles in Ordnung.“ In einer Sprechstunde erzählte ich von einem Roman. Einem Mann, der glücklich verhei-

ratet ist und im abgesicherten Wohlstand lebt, wachsen plötzlich in seiner Lebensgeschichte große Löcher, die ihm seine Identität untergraben. Seine bisher vermeintlichen Eltern sind gar nicht seine Eltern. Er ist in einer Stadt geboren und hat dort seine ersten Lebensjahre verbracht, von der er in seinem bewußten Leben noch nie gehört hat. Irgendetwas hat er getan. Woran trägt er Schuld? Er bleibt am Leben, aber er weiß nicht mehr, wer er ist. Er versackt in einer lähmenden Leere. Der Psychologe meinte, ich würde mich in dem Mann wieder erkennen. Ich erschrak.

Nach einem Jahr verwies er mich an eine Psychoanalytikerin um die Vierzig mit sehr glatten und strähnigen, rotbraunen Haaren. Braun umrandete Hornbrille. Keine Schönheit, aber eine tolle Zuhörerin. Mir hat vorher noch nie jemand zugehört. Sie gab ihrem Gegenüber das Gefühl von Sicherheit und vor allem ernst genommen zu werden. Das Sprechzimmer war klein. Es ging auf eine enge Stadtgasse und war dadurch recht dunkel. In diesem Raum standen schwere Möbel aus dem Mittelalter. Es war eine Umgebung, in der man leicht abtau-

chen konnte. Das Gegenteil eines klinisch sauberen und neonlichtüberstrahlten Sprechzimmers in einem Krankenhaus. Am Nachmittag, an dem ich meine Therapiestunde hatte, trat ich in die Welt hinaus. Urlaub vom drögen Internatsalltag. Ich besuchte dann Musikläden, in denen ich exotische Musik anhörte. Gamelanmusik, indische Musik. Drogenmusik wie Tangerine Dream, Pink Floyd.

Mit meiner Therapeutin saß ich an einem schweren Tisch. Ein solider Holztisch, der den aus der Welt fallenden Patienten Halt gab. Sie zog aus unseren Gesprächen Schlüsse über mich, die mich entsetzten. „Oh Gott, wie bin ich so armselig!“ – rief ich aus.

Nach einer anderen Sitzung fragte ich sie, ob ich das Klo benützen dürfe. Sie bot mir in hämischem Ton an, daß ich gleich ihre Zahnbürste gleich mit benützen könne. Ich verstand nicht. Es war Nachmittag. Was sollte ich mit ihrer Zahnbürste? Sie fühlte sich von mir in Beschlag genommen. Meine sämtlichen Arme schlossen sich um ihren Körper. Sie war mein. Ich ließ ihr keine Luft. Sie verteidigte ihr Heim gegen mich.

Meine Mutter zahlte die Therapie in der Hoffnung, daß ich in der Schule besser werde. Es gab doch für mich keine vernünftigen Gründe mich über irgendetwas zu beklagen. Ich bin schließlich in Wohlstand aufgewachsen. Ich wurde nie misshandelt. Sie wollte sich nicht vorhalten lassen, sie hätte mein Lebensglück vermasselt – behauptete sie. Neurosen waren einfach Mode. Heute ist Nabelschau up to date. Für meine miserablen Leistungen hätte man das Notensystem erweitern müssen. Mir wurde beigebracht, daß es keine größere Demütigung gibt als Arbeiter zu sein. Ein kräftiger Mann beugt sich demütig unter dem Gewicht eines Zementsackes. Er braucht keinen Verstand und keinen eigenen Willen, sondern ist nur Körper. Er ist nur seine Muskeln. Presslufthämmer rattern. Mütterlicherseits stammte ich aus einer Akademikerfamilie. Der Vater meiner Mutter war Absolvent des Maximilianeums. Der gute Vater hat sich für seine liebe Tochter nie interessiert. Die Tochter hat ihren Vater nie richtig kennen gelernt. Es steht mir an, tiefe Scham vor den ernst und würdig blickenden Ahnen zu empfinden. Ich

bin ihrer nicht würdig. Meine vielen toten Väter aus dem Totenreich.

Während des Heimaturlaubes in München meldete sich der geschiedene Ehemann meiner Mutter. Mein Vater. Er wollte mich treffen. Juristisch mein Vater. Der Samen eines Unbekannten zeugte mich. Die Frau erzieht den Sohn oder auch nicht. Dann kommt der Vater und möchte das fertige Erziehungsprodukt entgegennehmen. Bei Gefallen greift er freudig zu. Man hat ja so seine Vorstellung von einem gut funktionierenden, jungen Mann. Jeder Mensch entsteht allein aus sich selbst. Jeder zeugt und gebiert sich selbst, gänzlich frei von jeder Umwelt. Er holte mich in seinem Mercedes ab. Er war schließlich Marketingdirektor bei BMW. Er trug Lodenmantel und Trachtenhut. Er sprach gestochen Hochdeutsch mit einer sehr weichen Stimme. Fast einer Frauenstimme. Ein sanfter Mann, der sich mit zähem Fleiß und geschickt eingefädelten Intrigen hoch gekämpft hatte. Er war von mittlerer Größe und eher zierlich gebaut. Wir besuchten ein Museum für Frühgeschichte. Er bewunderte die Handfertigkeit der Babylonier und Ägypter. Was

die damals schon alles schon konnten! Schön präzise Linien, naturgetreue Anatomie. Natürlich glaubten sie damals an Ammenmärchen, die für uns heute lächerlich sind. Tierköpfige Götter, rätselhafte Vogelgestalten.

Wir gingen nach dem Museumsbesuch zurück zu seinem Auto. Seine zweite Frau war inzwischen angekommen und wartete auf uns. Beide stellten mir Fragen über mein Leben und meine Einstellungen. Ich habe brav geantwortet. Sie werden erwartet haben, daß ich von meinen Karriereträumen erzähle. Werde ich Anwalt, Arzt oder Unternehmer? Soll ich Wirtschaftswissenschaft studieren? Mein Vater würde mir gerne bei meinen Karrierewünschen helfen. Seine wichtigen Beziehungen zu einflussreichen Persönlichkeiten in der Wirtschaft könnten mir sicher weiter helfen. Ich bin ein Kind und werde immer ein Kind bleiben. Nicht bereit zur Ernsthaftigkeit einer sachlichen Berufstätigkeit. Ein Kind, das spielt und träumt. Ich befremdete zunehmend meine beiden Gesprächspartner. Ich erzählte ihnen von meiner damaligen Begeisterung für den „Tod in Venedig“. Mein

Vater saß vorne am Lenkrad. Er verstand nicht. Die Jugend sollte das Leben bejahen, sich für die Wirklichkeit engagieren. Karriere und hübsche Mädels. Die Frau meines Vaters saß neben mir auf der Hinterbank. Ich betrachtete ihr Gesicht im Profil. Sie wendete den Kopf und blickte aus dem Fenster. Sie wirkte angespannt, aber versuchte gleichgültig zu wirken. Sie war wütend und wollte nicht mehr am Gespräch teilnehmen. Sie sah in unserer Begegnung keinen Sinn mehr und wollte zum Schluss kommen. Einige Tage später erhielt meine Mutter von meinem Vater einen empörten Brief. Er wäre entsetzt über ihre Erziehung.

Entgegen der Ratschläge der Lehrer entschloss ich mich das Internat zu verlassen. Ich träumte von der Großstadt. Die Ausflüge nach Zürich hatten mir Appetit nach München gemacht.

Zum Ende des Schuljahres gab es eine Abschlussfeier. Wir feierten auf einer Wiese. Eine Schwester wünschte mir viel Glück für mein weiteres Leben.

In der letzten Nacht konnte ich nicht einschlafen. Es tobte ein heftiges Gewitter. Seit Tagen hatte sich die Hitze der sonnigen

Tage angesammelt. Die drückende Luft ließ sich kaum einatmen. Ich stand im dunklen Zimmer. Das Licht war ausgeschaltet. Ich stand am Fenster zum Villengrundstück und starrte ins Dunkel. Der Blitz tauchte Alles kurz in silbern grelles Licht. Die Bäume und das Gras leuchteten im widernatürlichen Licht auf und fielen wieder ins Schwarz zurück. Es regnete in Strömen. Man hörte das Klatschen und Trommeln des Wassers. Die Erde löste sich in Schlamm auf. Jemand, der in dieser Nacht unterwegs gewesen wäre, hätte abseits von befestigten Straßen keinen festen Halt unter den Füßen gefunden. Es ist mir, als würde ich im kurzen Blitz im Park unter einem Baum eine Gestalt sehen. Kreideweiß und ausgemergelt. Der Körper ist von glühenden Wunden übersät. Dieses Wesen reibt sich. Tritt Feuer aus den Poren? Das Dunkel verschluckt wieder die Gestalt. Ich weiß, daß seine Augen zu mir aufblicken. Mein Herz pocht. Auf der Fensterscheibe sehe ich jetzt ganz verzerrt und zerstückelt meine eigenen Gesichtszüge.

MICH FRIERT
Erzählung

Volkmar Klundt

Es ist einerlei, ob man von draußen hereinkommt, sich auf der Schwelle klopfend die Füße abtritt. Es ist gleichgültig, welchen Raum man betritt. Kaum ist die Tür geöffnet, sitzt sie schon da, die Kälte und schaut mit blitzeblauen Augen aus ihrem rissigen Gesicht.

Als Gastgeschenk hat sie Eisblumen mitgebracht, auf die sie nun deutet.

Jetzt, es ist ein Zitat, eine boshafte Parodie, sie lächelt kühl und augenlos, haucht sie auf die Scheibe und reibt, die Hand in den Ärmel zurückgezogen, über das Glas.

Doch nie hat ihr Frosthauch etwas zum Schmelzen gebracht.

Da nutzt es nicht sich schneckengleich zusammengerollt, die Arme umschlungen, an sich selbst zu wärmen.

Nein, denn sie hat ihren Kumpel den Hunger mitgebracht, der schmal und rippig in der Ecke steht.

Von drüben klingt Gelächter wo der Nachbar munter feiert und alkoholgeschwängerte Luft geschnitten auf Tellern serviert.

Mit Blut strichen sie dort die Wände warm und mit ihren Knochen entzündeten sie ein lustig prasselndes Feuer im Kamin. Aus ihrem Fleisch kochten sie sich ein Süppchen, auf dem Fettaugen schwimmen, die sie erwartungsvoll anschauen. Es ist serviert.

(Mich friert.)

DAS ROLLBAND
Erzählung

Cornelia Schneider

Seit Tagen hing der Himmel bleiern über der Stadt. Jetzt schickte er sich an, feinen Nieselregen auf sie herabzusprühen. Um schließlich alles, was ihm schutzlos ausgeliefert war, in eine Wolke aus Kälte und Feuchtigkeit zu hüllen. Um auch noch den letzten Rest Sonnenwärme zu ersticken. Wer da noch zu Fuß unterwegs war, neigte den Kopf vor so viel himmlischer Ungnade, krümmte den Rücken, zog die Schultern hoch und beschleunigte seine Schritte.

Die letzten Sommertouristen räumten fröstelnd ihre Plätze auf den Boulevards,

verzogen sich hinter die Glasfronten der Cafés und blickten missmutig durch die Scheiben. An den Ufermauern der Seine schlossen die Bouquinisten ihre Bücherkisten. Nur einige wenige hatten Plastikplanen über ihre Auslagen gezogen, die Fäuste in den Taschen ihrer klamm werdenden Jacken und Mäntel versenkt, und harrten der paar Unerschrockenen, die sich in einer Stadt wie Paris von übel gelaunten Himmeln nicht am Flanieren hindern ließen und auch nicht am Herumstöbern. Die Autos dagegen schoben sich wie immer in dichten Kolonnen und ungeduldig hupend durch die verstopften Straßen.

In der Rue des Rondeaux im 20. Bezirk saß ein elfjähriger Junge über aufgeschlagenen Schulbüchern an seinem Schreibtisch und sah, nachdenklich auf einem Stift kauend, zum Fenster hinaus. Er zuckte zusammen, als aus dem Nebenzimmer ein durchdringendes, langgezogenes Kreischen drang, wandte den Blick jedoch nicht von dem tief hängenden Himmel vor dem Fenster. Und auf dem Rollband in den Gängen der Metro-Station Chatelet stand eine Frau reglos im Feierabend, während ein Heer

nach Hause eilender Berufstätiger mit abwesenden Mienen und langen Schritten an ihr vorbeizog.

Die Frau war groß und hager, trug flache Schuhe und einen hellen Sommermantel. Ihr schwarzes, von silbernen Fäden durchwirktes Haar hatte sie straff nach hinten gekämmt und im Nacken zu einem Knoten gebunden, ihre dunklen Augen blickten starr unter dem dünnen Strich der Brauen. Sie hatte kein alltägliches Gesicht. Man hätte es schön nennen können, wäre ihr Mund nicht um eine Winzigkeit zu breit gewesen, ihre Lippen ein wenig zu schmal, die Nasenflügel ein bißchen zu sehr gebläht, der Teint eine Spur zu blass, die Gesichtszüge insgesamt zu scharf geschnitten, doch haftete ihnen eine Art animalische Wildheit an, die in auffallendem Gegensatz zu ihrer resignierten Haltung stand. Ihr Alter war schwer zu schätzen, sie konnte noch nicht fünfzig, aber auch darüber sein.

Langsam und stetig rollte das Band, reglos stand die Frau, unablässig wanderten ihre Gedanken, pausenlos drängelten sich eilige Gestalten an ihr vorbei.

Die Frau war leitende Angestellte in einem internationalen Konzern. Ein Arbeitsverhältnis, das sie während ihres Studiums eingegangen war, und das nicht länger als ein paar Wochen hätte dauern sollen. Damals war sie Studentin der Publizistik gewesen, hatte ein paar erste kleine Artikel in der Provinzzeitung ihrer Heimatstadt veröffentlicht, und träumte von einer Karriere als Reporterin in einer großen Tageszeitung. Sie hatte gerade ein Seminar über Risiken und Chancen der Globalisierung abgeschlossen und war im Begriff, Material für ihre Examensarbeit über internationale Großkonzerne zusammenzutragen, als sie von ihrer französischen Freundin eingeladen worden war, die Semesterferien in Paris zu verbringen. Während eines Schüleraustausches hatten sie sich Jahre zuvor kennengelernt und seither den Kontakt aufrecht erhalten. Die Freundin studierte zu der Zeit an der Sorbonne und lebte in einer Wohngemeinschaft in einem Pariser Vorort, den Aushilfsjob als zweisprachige Stenotypistin hatte ihr deren Vater vermittelt.

Am Ende der Semesterferien war sie nicht nach Deutschland zurückgekehrt. Den

Ausschlag hatte eine eidesstattliche Versicherung gegeben, die sie wie alle Angestellten der Firma auf Anweisung der Geschäftsleitung unterschreiben musste: Stillschweigen zu wahren über die innereren Angelegenheiten der Firma, und, ausdrücklich, mit keinen Journalisten zu sprechen.

Da witterte die Publizistik-Studentin, dreiunzwanzig Jahre alt, unvermittelt ins Zentrum wirtschaftlicher und politischer Machenschaften geraten, die Chance, gleich zu Anfang ihrer beruflichen Karriere einen Coup in Sachen Enthüllungsjournalismus zu landen, bewarb sich um eine Festanstellung – und wurde übernommen.

Ein halbes Jahr lang saß sie inmitten einer Schar namenloser kleiner Stenotypistinnen und rhythmisch klackernder Schreibmaschinen im Großraumbüro, bis der Ruf ihrer ausgezeichneten französischen und deutschen Sprachkenntnisse, ihrer sicheren Orthografie, ihrer geschickten Berichtigungen fehlerhafter und unvollständiger Vorlagen und ihrer schnellen Auffassungsgabe bis in die oberen Etagen drang und sie ins Vorzimmer des Abtei-

lungsleiters versetzt wurde, und von dort direkt ins Sekretariat der Geschäftsleitung.

Doch je näher sie der Macht gekommen war, die sie zu entlarven trachtete, desto mehr war sie in ihren Bann geraten, und desto weiter hatte sie die geplante Recherchearbeit über die Verwicklungen des Konzerns in dubiose Waffengeschäfte vor sich hergeschoben. Was nicht zuletzt auf ein Gehalt zurückzuführen war, von dem die mittellose Studentin, die ihr Leben mehr schlecht als recht mit Hilfe von Nachhilfestunden und sporadischen Büro-Aushilfsjobs fristete, noch nicht einmal zu träumen gewagt hatte. Eine kurze und turbulente Ehe mit einem Mitarbeiter einer linken Tageszeitung zerbrach an ihrer Wankelmütigkeit, und mit ihr die Kontakte zu den französischen Genossen.

Von da an hatte sie der Umklammerung des Konzerns keinen Widerstand mehr entgegengesetzt, hatte nicht aufbegehrt, als er seine Konkurrenten fraß und auch nicht, nachdem er selbst verschluckt worden war von einem noch mächtigeren Konzern. Und dennoch lebte hinter der sorgsam aufrecht erhaltenen Fassade der Traum von der

journalistischen Karriere weiter, führte die jugendliche Rebellin der 68er Jahre unbeirrt eine heimliche Existenz, blieben Begriffe wie Patriarchat, Kapitalismus, Neokolonialismus und Kriegstreiberei Konstanten in ihrer stetig mahlenden Gedankenwelt, in der das einnmal Formulierte wieder und wieder korrigiert, gestrichen, ergänzt wurde, und auch jetzt arbeitete es hinter ihrer Stirn mit der Beharrlichkeit einer Gebetsmühle.

Nach dem Grundgesetz, Artikel 26, hat die Bundesregierung Rüstungsexporte zu kontrollieren. Und nach dem Kriegswaffenkontrollgesetz, Paragraph 6, müssen diese untersagt werden, wenn die Gefahr besteht, dass die gelieferten Waffen bei einer friedensstörenden Handlung, insbesondere bei einem Angriffskrieg, verwendet werden. So der erklärte politische Wille eines Volkes, das schwer an der Schuld und den Folgen zweier verheerender Weltkriege trug. Man wollte nie wieder Krieg, und man wollte auch zu keinem mehr beitragen.

Nun gehen Profit und Moral aber nicht zusammen, und die deutschen Konzernmanager sind Kapitalisten und funktionierten

wie Kapitalisten eben funktionieren: gewissenlos.

Und wo immer der gerade Weg versperrt ist, gibt es einen Umweg. In kaum einem Wirtschaftszweig lässt sich dies deutlicher veranschaulichen als in der Rüstungsindustrie, mit Tod und Zerstörung werden hier Milliardengewinne erzielt. Weil das so ist und die Exportregelungen nicht überall die gleichen sind, setzen sich gerissene Manager zusammen, verbinden ihre Mutterkonzerne über Grenzen hinweg zu gigantischen Gemeinschaftsunternehmen, lassen diese fleißige Töchter gebären, die dann in unterschiedlichen Sprachen und streng getrennten Geschäftsbereichen tätig werden.

Et voilà! Produktiosstätte und Verladehafen liegen in Deutschland, der Verkauf wird über die in Frankreich ansässige Unternehmenstochter abgewickelt, und Desperados, Warlords und Despoten aus den Krisengebieten in aller Welt erstehen ungehindert von restriktiven Ausfuhrgenehmigungen Waffen aus deutscher Produktion.

Wen kümmert's? Nicht die Regierenden diesseits und jenseits der Grenzen.

Was geht es die deutschen Behörden auch an, wenn die Stenotypistinnen in den Pariser Großraumbüros und die Sekretärinnen in den Vorzimmern der französischen Abteilungsleiter mit ihren flinken Fingern exotische Adressen in fernen Ländern auf Versandpapiere und Rechnungsformulare tippen! Wenn darin Wirtschaftsgüter aufgelistet sind, denen ihre Schöpfer die Namen von geschmeidigen Raubkatzen, listigen Jägern und todbringenden Naturgewalten zugewiesen haben. Weil die Herren über Konzernmütter, über deren Töchter, über Sekretärinnen und Stenotypistinnen diesseits und jenseits der Grenzen nun mal sind, wie Herren eben sind: Sie wollen herrschen, geschmeidig, listig, todbringend. Von Kindesbeinen an.

Seht sie euch doch an, wandern die Gedanken der Frau weiter, während sie reglos auf dem Rollband steht, seht sie euch doch an, die kleinen Bestien auf den Spiel- und Abenteuerplätzen, wie sie toben und brüllen und fauchen, die kriegerischen Dreikäsehochs, wie sie kämpfen mit ihren hölzer-

nen Säbeln und Plastikpistolen, wie sie nach Tod und Rache schreien mit hellen Stimmchen – während die stolzen Mütter auf Parkbänken sitzen, *Nicht-so-wild!* über den Spielplatz mahnen, wenn die Sprößlinge gar zu sehr über die Stränge schlagen, doch im Stillen sind sie zufrieden mit ihren kleinen Helden, weil sie Aggressivität mit Kraft gleichsetzen, Draufgängertum mit Mut, und im Grunde sowieso der Meinung sind, dass das eine wie das andere einen richtigen Mann ausmacht, und einen solchen heranzuziehen halten sie für ihre Aufgabe.

Und wenn sie dann herausgewachsen sind aus ihren kurzen Hosen und aus dem Matsch ihrer frühen Kampfarenen, rotten sie sich zu neuen Banden zusammen, die bösen Buben der Spiel- und Abenteuerplätze, schreien sich in Fußballstadien die Kehlen wund, tauschen ihre hölzernen Säbel in Baseballschläger ein und machen grölend die Straßen unsicher, andere zwängen sich in Uniformen und ersetzen ihre Wasserpistolen mit scharfen Waffen, die Schlaueren nehmen ihren Weg über die Universitäten in Mutterfirmen und deren Töchter und

veredeln ihre Selbstherrlichkeit mit gepflegten Manieren, Rolex-Uhren und fetten Gehältern, die Gefährlichsten aber sind jene, die sich aufmachen, ihre Großmannssucht als Staatsmänner auszuleben, all die armseligen kleinen Machtphantasien ihrer Anhänger aufzusaugen und zu einer einzigen Allmachtsphantasie aufzublasen – um schließlich, Tyrann in einer über die Jahrhunderte von Tyrannen vergewaltigten Menschheit, ein weiteres Mal Tod, Angst und Schrecken im eigenen Land zu verbreiten – und von da in die Welt hinauszutragen.

Ja, insgeheim konnte sie noch immer nicht loslassen, die Frau auf dem Rollband, arbeitete ihr ruheloser Geist nach wie vor hinter der glatten Stirn, zog er seine Kreise in einer Bilder- und Gedankenwelt, die sich bereits während ihrer Schulzeit in ihrem Kopf zu formen begonnen hatten. Schon damals hatte sie halbe Tage in der Stadtbibliothek zugebracht, während ihre Schulkameradinnen durch die Drogerien und Parfümerien streiften, in den Regalen stöberten, sich mit Teststiften die Lippen in violetten, pink- und pfirsichfarbenen Nuancen

schminkten und mit Testflacons Düfte der Note Patschuli, Iris, Jasmin oder Orangenblüte hinter die Ohren sprühten. Ja, schon damals waren ihr Cäsaren und Feldherren vertrauter gewesen als die Schlager- und Filmstars ihrer Zeit, war sie den Spuren von Tyrannen, Kriegsherren und Entdeckern unbekannter Kontinente gefolgt, hatte ihre Phantasie längst erloschene Bilder und vor Jahrhunderten erstarrte Ängste heraufbeschworen, hatte sie sich mit zerlumpten Heerscharen über windgepeitschte Meere und durch tief verschneite Hochgebirge gequält, war sie mit Verfolgten und Verfolgern über Hänge und durch Schluchten gekrochen, war sie mit Sensen schwingenden Bauernhaufen gegen Ritterburgen und mit Rammböcken gegen Stadtmauern angerannt. Ein Tross nach dem anderen hatte sie an sich vorüberziehen sehen aus Pferden, Ochsen und Elefanten, aus abertausend erschöpften, vorwärts taumelnden Soldaten, die fluchend zusammenbrachen unter ihren Lasten und die kreischenden Wagenräder schmierten mit dem Eiter, der aus ihren wundgescheuerten Rücken tropfte, und mit gekotztem Blut.

Und was ist aus ihnen geworden, aus den Eroberern neuer Welten, aus den erbarmungslosen Menschenschindern von damals?, sinnend folgt die Frau auf dem Rolllband mit den Augen dem Strom vorbeihastender Menschen, die aus den Büros kommend in den Feierabend eilen.

Hoch oben thronen sie in ihren gläsernen Büros, hinter feisten Wänsten, hinter wuchtigen schwarzlackierten Schreibtischen. Befehlen, feilschen und drohen. Schließen heimliche Abkommen, machen verlockende Angebote, großzügige Geschenke. Aalen sich im von Klimaanlagen aufgewirbelten Gestank ihrer politischen Erfolge. Brüsten sich mit ihren zu Dollars gebündelten Geschäftsabschlüssen. Parfümieren sich mit den Schmeicheleien ihrer Neider, mit dem Geifer ihrer Feinde und mit edlen Rasierwässern. Rauchen dicke Havannas. Gurgeln mit teurem Champagner. Und heben mit der Lässigkeit von Grandseigneurs ein Menschen fressendes Ungeheuer nach dem anderen aus der Taufe und aus den Hallen ihrer Todesfabriken.

Pausenlos, heimlich und leicht quellen sie aus den Werkstoren heraus, die Nach-

folger wuchtiger Rammböcke und schwerfälliger Kanonen. Stromlinienförmig gleiten sie durch die Wasser, pfeilschnell durch die Lüfte, unerkannt über die Kontinente, schwerelos ins All. Zerfetzen mit einem einzigen Prankenhieb Millionen Leiber aus Fleisch und Blut. Fegen ganze Städte und Landstriche weg in einem Atemzug.

Niemand lasse sich täuschen von Friedensbringern und Heilsverkündern, von frommen Lügnern und Märchenerzählern, denn die Botschaft der Mächtigen heißt, wie sie immer hieß: Tod und Zerstörung.

Ja, das waren die Gedanken gewesen, die einst in der Heranwachsenden zu keimen begonnen hatten, damals, als die Schülerin noch *Die Meuterei auf der Bounty* und die Bänkelgesänge eines Francois Villon verschlungen hatte, die an Klarheit und Radikalität zugenommen hatten, je älter sie geworden war, und je mehr Nahrung sie gefunden hatten in den Schriften der Neuen Linken der 60er Jahre. Und die schließlich die Studentin, als sie an der Universität auf andere Empörte traf, mit ihnen hinaustrug aus den Hörsälen und Aulen auf die Straßen und Plätze, und bald skandierten Abertau-

sende von jungen Wütenden *Macht kaputt, was euch kaputt macht*, prangten Parolen wie *Unter dem Pflaster liegt der Strand* und *Solidarität ist die Zärtlichkeit der Völker* an Berliner und Pariser Hauswänden. Und auch heute zogen sie wieder durch ihren Kopf, die Ideale und Träume von damals, wie das Heer nach Hause eilender Berufstätiger über das Rollband in den Gängen der Metro-Station Chatelet.

Seht sie euch doch an, die feinen Herren, käute ihr Hirn das tausend Mal Gedachte, das hundert Mal Durchformulierte wider, stoisch wie ein Rind das Gras, seht sie euch doch an, wie sie herunterzeigen mit ihren diamantengeschmückten Fingern, mit ihren qualmenden Zigarren, auf ihre zu Stahl, Tücke und mörderische Sprengkraft gewordenen Allmachtsphantasien! Hört sie euch doch an, wie sie herabrufen mit ihren Öl und Wodka getränkten Stimmen: Schaut her, sind unsere Schöpfungen nicht an Herrlichkeit und Kraft gleich den großartigsten Gottesgeschöpfen?, und sich aalen in ihrem kindischen Stolz. Oh, diese Frevler! Nichts anderes steckt hinter ihrem Eifern, hinter ihrem Locken und Schmeicheln und

Hetzen und Treiben, als die Verhöhnung des großen, von Gott allen seinen Kreaturen ans Herz gelegten Gebotes: zu töten allein um des Lebens willen.

Der wirkliche Drahtzieher des schändlichen Handelns aber sitzt in der Hölle und seine Ladendiener merken nicht, wie er ihre Seelen frisst, während sie herabspucken auf die Köpfe gutgläubiger Untertanen, ihre blutigen Dollars zählen und sich für große Herren halten.

Ja, sie war ihnen auf den Fersen gewesen, die Frau auf dem Rollband. Darum hatte sie sich beworben bei der Firma. Weil sie Antworten suchte, Erklärungen. Die sie nicht gefunden hatte an der Universität. Und nicht hinter den brennenden Barrikaden im Quartier Latin. Auch nicht während ihres Abstechers in den Untergrund zu den Kämpfern der *Action directe*. Wo sie begriffen hatte, dass auf beiden Seiten dieselben Gesetze herrschten, und dass das Übel nicht zu heilen war mit den hier wie dort immer gleichen Mitteln: Gewalt und Zerstörung. Und mehr denn je wollte sie wissen, was hinter dem Offensichtlichen steckte. Sie wollte, ja sie musste verstehen.

War es möglich, dass irgendwo eine Zentrale des Bösen existierte, eine Art Giftküche, in der der wahre Zampano kochenden Hass, rohe Gewalt und blanke Herrschsucht in einem riesigen Topf anrührte und die infektiöse Brühe dann – vielleicht nach dem Zufallsprinzip, vielleicht mit System – über die Köpfe von Milliarden nichtsahnender Menschenkinder schüttete? Aus denen sich dann immer wieder jene erhoben und an die Schaltstellen der Macht drängten, die die Fähigsten unter den Infizierten waren, und die Kaltblütigsten? Und war es nicht ihre Aufgabe, in diese Zentrale vorzudringen, sich mit dem Meister allen Übels zu verbinden, ja seine treue Dienerin zu werden mit dem einzigen Ziel, das Böse zu begreifen, an den Wurzeln zu packen und ans Licht der Öffentlichkeit zu zerren?

Nein, sie hatte ihr Studium der Publizistik nicht aufgeben wollen, als sie sich um eine Festanstellung bewarb, damals, als sie noch an die Macht der Aufklärung und der Vernunft geglaubt hatte, und an die treibende Kraft des Zorns und der Empörung. Und dabei nicht bemerkte, wie sie sich nicht nur den Freunden entfremdete, als sie

sich hochzuarbeiten begann zur Chefsekretärin, sondern auch sich selbst – langsam abstumpfend in der Monotonie des Heruntertippens tödlicher Lieferverträge, sich verlierend in den banalen Gesichtern lächelnder Vernichtungsstrategen, sprachlos gegenüber der großmäuligen Inhaltslosigkeit ihrer Rechtfertigungen, gelangweilt vom faden Sex mit ein paar ihrer aufgeblasensten Repräsentanten, eins ums andere Mal ins Leere greifend auf der Suche nach dem Grund ihrer Seelen. Sich dabei immer tiefer verstrickend in einem Netz, worin sie die Ausgeburt des Bösen wie eine hässliche, auf Beute lauernde Spinne zu finden erwartet und schließlich nur einen Haufen lächerlich zappelnder Popanze entdeckt hatte. Um eines Tages, resigniert, betäubt vom Geschmack ihrer eigenen Bitterkeit, zu dem Schluss zu kommen, dass der Allmächtige allein wissen konnte was er bezweckte, als er seine Kreaturen mit einem alles verschlingenden Hunger nach Macht ausstattete. Und dass es der Allmächtige selbst war, den sie erforschen musste, wollte sie jemals verstehen.

Aber wo war er zu finden? Saß er inmitten seiner Allmacht wie ein fetter lachender Buddha, stampfte mit den Füßen und warf Konfetti vom Himmel? Hatte er den Menschen zu seiner persönlichen Unterhaltung erschaffen, hatte er Moses die Gebotstafeln auf dem Berg Ararat untergejubelt, um sich an der Balgerei seiner Schäflein um Gut und Böse, Recht und Unrecht, Glaube und Frevel zu ergötzen?

Was liebte er mehr, das Trauerspiel in geweihten Hallen oder die Greuel auf heidnischen Schlachtfeldern?

Waren Gott und der Teufel – ein und derselbe?

Die Frau hatte das Ende des Rollbandes erreicht. Sie nahm ihren Weg durch die langen, sich endlos verzweigenden, weiß gekachelten Gänge unter den Straßen von Paris, stieg schließlich in die Metro Richtung Mairie des Lilas. Sie fand einen freien Klappsitz, saß kerzengerade, mit angezogenen Beinen und unter den Arm geklemmter Tasche, bedrängt von Leibern, von deren Ausdünstungen. Sah starr in die Wand aus eng aneinander gedrängten Körpern, fühlte gleichgültig den Blick eines auf sie

herabstierenden Nordafrikaners. Und dachte an den Mann, den einzigen in ihrem Leben, der ihr je etwas bedeutet hatte. Und dass sie ihn erwartete in diesen Tagen, so wie sie ihn seit vielen Jahren schon erwartete. Auch hier verstrickt in ein Unternehmen, das ihrer Kontrolle immer mehr entglitten war je weiter sie sich vorgewagt hatte, bis sie die Orientierung endgültig verloren und den Ausstieg verpasst hatte. Denn auch die Liebe war eine Herausforderung gewesen, ein Spiel mit dem Feuer.

Das Rattern der Waggonräder, der durchdringende Signalton vor dem Schließen der Türen, der laute Knall, mit dem ihre Flügel aufeinander schlugen, um sich bei der nächsten Station kreischend wieder voneinander zu lösen, das Ein- und Aussteigen und Hin- und Hergeschiebe in den überfüllten Zügen waren der Frau vertraut seit jeher. Mechanisch stieg sie an der République noch einmal um, ging auch hier Gänge entlang und Treppen hinauf und hinab, stand aufrecht im Gedränge bis zum Place Gambetta, eingetaucht in den immer gleichen Metrogeruch, in das immer gleiche Pariser Völkergemisch, eingekeilt zwischen

einem mageren kleinen Franzosen und einer dicken schwarzen Matrone mit einem vor Wohlwollen glänzenden Gesicht, und jetzt dachte sie an die Mutter. Und dass auch die Tage der Mutter mit Warten angefüllt waren draußen im Altenheim von Neuilly, nicht anders als ihre eigenen in der Rue des Rondeaux, nicht anders als die ihres Sohnes. Dachte, dass sie sich fürchtete vor den Besuchen im Altenheim wie sich auch die Mutter davor fürchten musste. Und dass diese nicht sterben würde in ihrer Zähle-bigkeit bevor die Worte nicht endlich herausgebrochen waren aus ihrem Jahrzehnte dauernden Schweigen, bis sie sich nicht endlich himmelschreiend zur Klage erhoben hatten.

Denn sie, die Mutter, war es gewesen, die der Tochter die Suche nach dem Bösen eingeflößt hatte mit der Muttermilch – und das Grauen. Das Grauen, das tief vergraben in ihr saß. Und dem sie sich ein Leben lang verweigert hatte. Sie, die strahlend schöne Jüdin, die getanzt hatte auf den Festen der Verbrecher mit der Lügenmaske im Gesicht, die gelacht hatte in den Armen der Menschenschlächter, die sich das Leben mit

Verrat erkaufte, während ihr eigenes zu Tode gequältes Volk in den Öfen ihrer mörderischen Tänzer zu Asche verbrannte.

Und die dann, zwei Jahre nach dem verlorenen Krieg, der 50 Millionen Leben und noch weit mehr Seelen zerstört hatte, nach Deutschland zurückgekehrt war, an der einen Hand eine störrische Fünfjährige, an der anderen einen Käfig mit einem kreischenden Papagei, um bald darauf auch ihr zweites Kind samt Papagei bei den Eltern ihres Mannes – ein in den Weiten Russlands verschollener Offizier – zurückzulassen und aufs Neue wortlos zu verschwinden.

Niemand vermisste sie, die französische Jüdin, sie war hier immer eine Fremde gewesen. Niemand außer einer störrischen Fünfjährigen, die ihren Schmerz unter dem Schweigen der Familie – und den Scherzen des Bruders – schließlich vergaß.

Viele Jahre sollten vergehen, bis ein diffuses Gefühl körperlicher Nähe die Erwachsene veranlasst hatte, nach dem Verbleib der Mutter zu forschen. Um sie schließlich draußen in Neuilly, gebrechlich und verbittert, in einem *Maison de Retraite*

zu finden. Und sich daraufhin Woche für Woche eine geschlagene Stunde lang an ihren Rollstuhl zu setzen, und gleich ihr, reglos und stumm, aus dem Fenster zu starren. Beide wussten, das Geständnis der Mutter würde die Erlösung bringen, aber auch den Schrecken der Wahrheit.

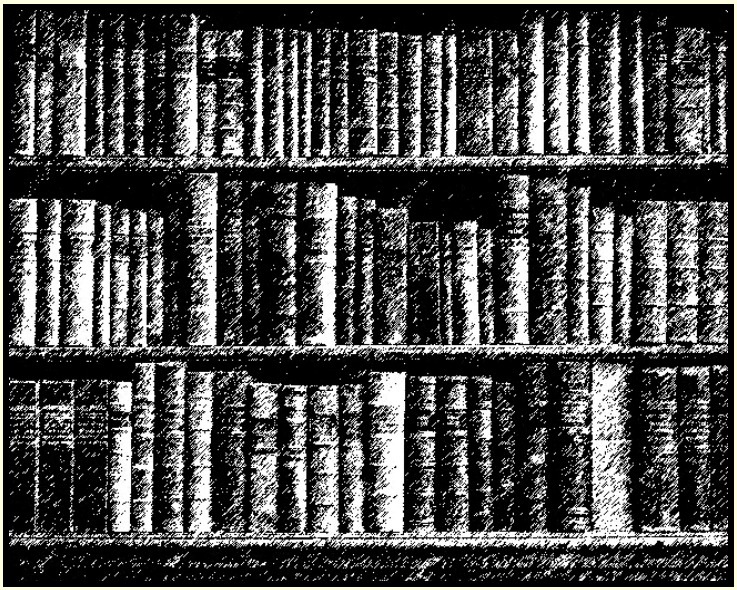
Denn es gibt nichts, was der Worte mehr bedarf als die Wahrheit. Erst Worte offenbaren, was sie ihrem ganzen Wesen nach ist: nackt, grausam, gnadenlos.

Die Frau fühlte mit einer Mischung aus Widerwillen und Sehnsucht die weiche Fülle der schwarzen Matrone in ihrem Rücken und stellte sich vor, dass der Erhoffte da wäre wenn sie nach Hause käme mit seiner vertrauten Nähe, dass er am Tisch sitzen, mit ihrem gemeinsamen Sohn scherzen würde über das fehlerhafte Französisch des einen und das stockende Deutsch des anderen. Und hatte vergessen, dass er seit langem schon nicht mehr unangekündigt kam, dass sie ihn niemals gebeten hatte zu kommen, und dass er immer seltener kam.

Der Fahrstuhl streikte seit Tagen und die Frau stieg mit müden Schritten zur vierten Etage hinauf. Als sie die Tür zu ihrer Woh-

nung aufschloss, wurde sie von einem Ohren betäubenden Kreischen empfangen.

Auszug aus dem Romanprojekt
Die ägyptische Mau



DIE BIBLIOTHEK VON MABEL
Erzählung

Fernando Sorrentino
Sandra Fuertes Romero
und Jana Wahrendorff

I

Getrieben von einem gewissen Ordnungswahn katalogisierte ich schon seit meiner Jugend die Bücher meiner Bibliothek.

Als ich kurz vor dem Abitur stand, verfügte ich für mein Alter schon über eine angemessene Anzahl an Bänden: Ich hatte die Sechshundert fast erreicht.

Ich besaß einen Gummistempel mit folgendem Schriftzug:

BIBLIOTHEK VON FERNANDO SORRENTINO
BAND NR
EINGANGSDATUM:

Sobald ein neues Buch dazukam, setzte ich den Stempel – immer mit schwarzer Tinte – auf die erste Seite, nummerierte es fortlaufend und hielt – immer mit blauer Tinte – das Erwerbsdatum schriftlich fest. Dann verbuchte ich die Daten, in Anlehnung an den alten Katalog der Biblioteca Nacional, auf einer Karteikarte, die ich alphabetisch geordnet ablegte.

Die Quellen, aus denen ich meine literarischen Informationen bezog, waren die Verlagskataloge und *Le Petit Larousse Illustrée.* Hier ein willkürliches Beispiel: In zahlreichen Sammlungen diverser Verlage fand man *Atala. Rene. Der Letzte der Abenceragen.* Angeregt von diesem Überangebot und da Chateaubriand auf den Seiten des *Larousse* sehr bedeutungsvoll zu sein schien, erwarb ich die Ausgabe der Colección Austral beim Verlag Espasa-Calpe.

Trotz dieser Vorkehrungen erwiesen sich die drei Geschichten für mich als unerträglich und bedeutungslos.

Zum Ausgleich für diese Enttäuschungen erlebte ich auch durchschlagende Erfolge: In der Sammlung Robin Hood war ich fasziniert von *David Copperfield* und in der Biblioteca Mundial Sopena von *Schuld und Sühne.*

Auf der Seite mit den geraden Hausnummern der Avenida Santa Fe, kurz vor der Calle Emilio Ravignani, verbarg sich die Buchhandlung Muñoz: düster, verwinkelt, feucht und modrig, mit einem Holzboden, der ein wenig knarrte. Der Inhaber war ein sehr ernster und etwas ausgemergelter Spanier um die Sechzig.

Für gewöhnlich bediente mich der einzige Angestellte: Er war jung, kahl, völlig fehl am Platz und besaß keine nennenswerten Kenntnisse – weder von den Büchern, nach denen man fragte, noch von deren Standort. Er hieß Horacio.

Als ich an diesem Nachmittag den Laden betrat, wühlte Horacio sich gerade durch verschiedene Regale, auf der Suche nach weiß der Himmel welchem Titel. Soweit ich

es beurteilen konnte, hatte ihn ein großes, dürres Mädchen damit beauftragt, das währenddessen den Blick über den großflächigen Tisch schweifen ließ, auf dem gebrauchte Bücher angeboten wurden.

Aus den Tiefen des Ladens drang die Stimme des Eigentümers:

„Horacio, was suchst du jetzt schon wieder?“

Die Bemerkung *jetzt schon wieder* ließ auf schlechte Laune schließen.

„Ich kann *Das Buch vom Gaucho Sombra* nicht finden, Don Antonio. Im Regal vom Emece Verlag steht es nicht.“

„Das Buch ist von Losada, nicht von Emece. Such bei der Biblioteca Contemporánea.“

Horacio setzte seine Suche an anderer Stelle fort, drehte sich nach umfassender Erkundung zu dem Mädchen um und sagte: „Tut mir leid, wir haben *Gaucho Sombra* nicht mehr.“

Das Mädchen beklagte sich, sagte, sie brauche es für die Schule, und fragte, wo sie es bekommen könne.

Horacio, vor ein unergründliches Rätsel gestellt, riss die Augen auf und zog die Brauen hoch.

Glücklicherweise hatte Don Antonio die Frage gehört. „Hier in der Gegend wird das schwierig“, antwortete er. „Hier gibt es keine guten Buchhandlungen. Du müsstest ins Zentrum, zu El Ateneo oder zu einer anderen auf der Calle Florida oder Corrien-tes. Oder sonst an der Ecke Cabildo und Juramento.“

Die Enttäuschung stand ihr ins Gesicht geschrieben.

„Entschuldigung, wenn ich mich einmische“, sagte ich. „Wenn du mir versprichst, vorsichtig damit umzugehen und es mir zurückzugeben, kann ich dir *Das Buch vom Gaucho Sombra* leihen.“

Ich spürte, dass ich errötete, als hätte ich eine unbegreifliche Dummheit begangen. Gleichzeitig empfand ich Ekel vor mir selbst, da ich mich durch einen Impuls dazu hatte verleiten lassen, mich meinen wahren Gefühlen zu widersetzen: Ich liebe meine Bücher und verabscheue es, sie zu verleihen.

Ich weiß nicht mehr genau, was das Mädchen darauf erwiderte, doch nachdem sie sich etwas geziert hatte, nahm sie mein Angebot schließlich an.

„Ich muss es sofort für die Schule lesen“, sagte sie zu ihrer Rechtfertigung.

Später erfuhr ich, dass sie die zehnte Klasse der Mädchenschule auf der Calle Carranza besuchte. Ich schlug ihr vor, mich nach Hause zu begleiten, damit ich ihr besagtes Buch geben konnte. Dann nannte ich ihr meinen Vor- und Zunamen und sie gab mir ihren: Mabel Mogaburu.

Doch bevor wir uns auf den Weg machten, erledigte ich noch das, wofür ich in die Buchhandlung Mufioz gekommen war: Ich kaufte *Der Doppelmord in der Rue Morgue. Unheimliche Geschichten* hatte ich gelesen und dann begeistert entschieden, mich wieder auf Edgar Allan Poe zu stürzen.

„Den mag ich überhaupt nicht“, sagte Mabel. „Er ist grausam und effekthascherisch. Immer diese Geschichten über Morde, Tote und Särge… Leichen reizen mich gar nicht.“

Während wir über die Calle Carranza in Richtung Calle Costa Rica liefen, erzählte

Mabel enthusiastisch und aufrichtig von ihrer Vorliebe (oder besser gesagt, Leidenschaft) für Literatur. In diesem Punkt verband uns eine tiefe Seelenverwandtschaft, doch natürlich erwähnte sie sowohl übereinstimmende als auch gegensätzliche Autoren bezüglich unserer jeweiligen literarischen Vorlieben. Obwohl ich zwei Jahre älter war, hatte ich den Eindruck, dass Mabel bereits eine viel größere Anzahl an Büchern gelesen hatte als ich.

Sie war dunkelhaarig und viel größer und schlanker als sie in der Buchhandlung gewirkt hatte. Eine gewisse Eleganz umgab sie. Der olivfarbene Ton ihrer Haut schien eine tieferliegende Blässe zu überdecken. Sie starrte mit ihren dunklen Augen in meine und es fiel mir schwer, der Intensität dieses eindringlichen Blickes standzuhalten.

Wir erreichten das Haus auf der Calle Costa Rica, in dem ich wohnte.

„Warte kurz hier unten, ich bringe dir das Buch sofort." Und tatsächlich fand ich es auf Anhieb, denn ich hatte die Bücher (und habe sie noch immer) aus Gründen der Einheitlichkeit nach Sammelwerken sor-

tiert, sodass *Das Buch vom Gaucho Sombra* (Biblioteca Contemporanea, Losada Verlag) zwischen *Die Verwandlung* von Kafka und *Father Browns Einfalt* von Chesterton stand.

Als ich zurück auf die Straße kam, bemerkte ich – obwohl ich eigentlich keine Ahnung von Mode habe –, dass Mabel etwas, sagen wir mal, altbacken gekleidet war: Sie trug eine gräuliche Bluse und einen schwarzen Rock.

„Wie du siehst, ist dieses Buch nagelneu", sagte ich. „Als hätte ich es gerade erst in der Buchhandlung von Don Antonio gekauft. Pass bitte gut darauf auf, binde es ein, mach keine Eselsohren als Lesezeichen und komm vor allem niemals auf die Idee, auch nur ein Komma hineinzuschreiben."

Sie nahm das Buch mit ihren schönen, langen Fingern und einer – wie mir schien – gewissen spöttischen Ehrfurcht entgegen. Die Ausgabe sah in ihrem tadellosen Orange so aus, als käme sie geradewegs aus der Druckerei. Sie blätterte ein wenig darin.

„Aber ich sehe, du selbst schreibst schon in das Buch", merkte sie an. „Natürlich, doch ich mache es mit Bleistift, mit kleiner, akkurater Schrift: Das sind nützliche Noti-

zen und Beobachtungen, die meine Lektüre bereichern. Außerdem“, fügte ich ein wenig gereizt hinzu, „gehört das Buch mir und ich gehe damit um, wie ich will.“ Sofort bereute ich diese Dreistigkeit, als ich Mabels versteinertes Gesicht sah.

„Also“, sagte sie. „Wenn du mir nicht vertraust, möchte ich mir das Buch lieber nicht leihen.“ Sie hielt es mir hin.

„Nein, nein. Auf keinen Fall. Pass einfach darauf auf, ich vertraue auf deine Vernunft.“

„Aha!“ Sie schaute sich die erste Seite an. „Du katalogisierst deine Bücher …?“

Und ohne sich darüber lustig zu machen, las sie vor:

„Bibliothek von Fernando Sorrentino. Band Nummer 232. Eingangsdatum: 23.04.1957.“

„Genau: Ich habe es gekauft, als ich in der neunten Klasse war. Der Lehrer wollte es im Spanischunterricht besprechen.“

„Die wenigen Geschichten von Güiraldes, die ich gelesen habe, fand ich alle ziemlich schlecht… Deswegen wäre ich nie auf die Idee gekommen, *Gaucho Sombra* zu kaufen.“

„Ich glaube, diese wird dir gefallen. Zumindest kommen darin weder Särge noch verfluchte Häuser oder lebendig Begrabene vor… Wann gibst du es mir ungefähr zurück?“

„Spätestens in zwei Wochen hast du es wieder, in dem gleichen *prachtvollen* Zustand“, betonte sie, „wie du es mir gegeben hast. Und damit du beruhigt bist, schreibe ich dir noch meine Adresse und meine Nummer auf.“

„Das muss nicht sein“, sagte ich aus Anstand. Sie holte einen Kugelschreiber und ein Schulheft aus ihrer Tasche, schrieb etwas auf die letzte Seite, riss sie heraus und gab sie mir. Nur zur Sicherheit schrieb ich ihr auch meine Telefonnummer auf.

„Gut… vielen Dank nochmal. Ich gehe dann jetzt nach Hause.“ Sie schüttelte mir die Hand (zu der Zeit waren Wangenküsse noch nicht so üblich wie heute) und verschwand in Richtung Bonpland. Ich blieb etwas beunruhigt zurück. War es ein Fehler gewesen, ein geliebtes Buch an eine Person zu verleihen, über die ich überhaupt nichts wusste …? Die Auskunft, die sie mir gege-

ben hatte – konnte sie nicht auch erfunden sein …?

Die Seite aus dem Heft war kariert, die Tinte grün. Im Telefonbuch suchte ich den Namen Mogaburu und seufzte vor Erleichterung: Ein gewisser MOGABURU, HONORIO war unter der von Mabel notierten Adresse aufgeführt.

Zwischen *Die Verwandlung* und *Father Browns Einfalt* schob ich eine Karteikarte, auf der Folgendes stand:

ES FEHLT *DAS BUCH VOM GAUCHO SOMBRA*, VERLIEHEN AN MABEL MOGABURU AM MITTWOCH, DEN 8. JUNI 1960. HAT VERSPROCHEN, ES BIS SPÄTESTENS MITTWOCH, DEN 22. JUNI, ZURÜCKZUGEBEN.

Und darunter fügte ich ihre Anschrift und Telefonnummer hinzu.

Danach schrieb ich in meinen Terminkalender für den 22. Juni: MABEL. ACHTUNG, NICHT VERGESSEN! *GAUCHO SOMBRA*.

2

Diese Woche verging wie im Flug und auch die folgende verstrich. Ich verfiel in die üblichen – wenn auch nicht gewünschten – Gewohnheiten eines Schülers, der kurz vor seinem Abschluss stand.

Es war Donnerstagnachmittag, der 23. Das passiert mir auch heute noch: Ich mache mir Notizen in meinem Kalender und vergesse dann, sie zu lesen. Mabel hatte mich nicht angerufen, um mir das Buch zurückzugeben, oder um mich eventuell um eine Verlängerung der Leihfrist zu bitten.

Ich wählte die Nummer von Honorio Mogaburu. Am anderen Ende der Leitung klingelte es fast zehn Mal, ohne dass jemand abnahm. Ich legte auf und rief erneut an, immer wieder, zu verschiedenen Uhrzeiten, doch mit dem gleichen ernüchternden Ergebnis.

Dieser Vorgang wiederholte sich Freitagabend.

Samstagmorgen ging ich zu Mabels Haus auf der Calle Arevalo, zwischen der Guatemala und der Paraguay.

Bevor ich klingelte, betrachtete ich es von der anderen Straßenseite aus. Die typische Bauart im Stadtteil Palermo Viejo: die Tür in der Mitte der Fassade und ein Fenster an jeder Seite. Durch eins davon drang Licht. War Mabel in diesem Zimmer, vertieft in ihre Lektüre …?

Ein großer, dunkelhaariger Mann, den ich für Mabels Großvater hielt, öffnete mir die Tür.

„Was kann ich für Sie tun …?“

„Entschuldigen Sie, wohnt hier Mabel Mogaburu?“

„Ja, aber im Moment ist sie nicht da. Ich bin ihr Vater. Was wollen Sie von ihr? Ist es dringend?“

„Nein, ist es nicht, und auch nicht besonders wichtig. Ich habe ihr bloß ein Buch geliehen und … naja, und jetzt brauchte ich es für…“, ich suchte nach einem plausiblen Grund, „… eine Prüfung, die ich am Montag schreibe.“

„Kommen Sie doch herein.“

Ein kurzer Hausflur ging in ein Zimmerchen über, das auf mich ärmlich und alt wirkte. In der Luft hing ein unangenehmer Geruch, wie eine Mischung aus kalter Tomatensoße und Insektenspray. Auf einem Tischchen lagen aufgeschlagen die Tageszeitung *La Prensa* und eine Ausgabe der Zeitschrift *Mecánica Populár.*

Der Mann bewegte sich äußerst langsam. Mit dem olivfarbe-nen Gesicht und dem starren Blick sah er Mabel ziemlich ähnlich.

„Welches Buch haben Sie Mabel geliehen?“

„Das Buch vom Gaucho Sombra.“

„Gehen wir in Mabels Zimmer und schauen mal nach, ob wir es finden.“

Ich schämte mich ein wenig, diesen älteren Mann gestört zu haben, der mir unglücklich erschien und in einem so trostlosen

Haus lebte.

„Machen Sie sich keine Umstände“, sagte ich. „Ich kann ein anderes Mal wiederkommen, wenn Mabel da ist. Es eilt nicht.“

„Aber haben Sie nicht gesagt, dass Sie das Buch für Montag brauchen?“

Er hatte Recht. Ich zog es vor, nichts zu erwidern.

Auf Mabels Bett lag eine bordeauxrote Decke, die leicht glänzte.

„Das hier sind Mabels Bücher." Er führte mich zu einer winzigen Bibliothek, die bloß aus drei Regalen bestand.

„Schauen Sie nach, ob das, was Sie suchen, dabei ist." Ich glaube, es waren nicht einmal hundert Bände. Viele waren vom Tor Verlag, unter denen ich auch *Das Phantom der Oper* mit der schrecklichen Illustration auf dem Buchdeckel erkannte – weil ich ebenfalls diese Ausgabe aus dem Jahr 1944 besaß. Und ich entdeckte andere gängige Titel, immer in ziemlich alten Ausgaben. Doch *Gaucho Sombra* war nicht da.

„Ich habe Sie herein gebeten, damit Sie sich selbst überzeugen können", sagte der Mann. „Aber Mabel bringt schon seit vielen Jahren keine Bücher mehr in diese Bibliothek. Sie haben bestimmt schon bemerkt, dass diese hier besonders alt sind, oder?"

„Ja, es wundert mich ein wenig, dass hier keine aktuelleren Bücher stehen …"

„Wenn Sie einverstanden sind und Zeit und Lust haben, dann erledigen wir die Sa-

che jetzt sofort.“ Sein Blick traf mich und brachte mich dazu, meinen zu senken. „Suchen wir Ihr Buch in der Bibliothek von Mabel.“

Er setzte seine Brille auf und klimperte mit einem Schlüsselbund.

„Mit dem Auto brauchen wir keine zehn Minuten.“ Das Auto war ein DeSoto, schwarz und klobig, ich schätze ein 46er oder 47er. Im Innenraum schlug uns der Gestank von kaltem Zigarettenrauch entgegen.

Mogaburu fuhr um den Block und nahm dann die Calle Dorrego. Schnell waren wir auf der Lacroze, auf der Corrientes, dann auf der Guzmän und fuhren auf den Friedhof von Chacarita.

Wir stiegen aus und liefen über die gepflasterten Fußwege. Meine gesegnete oder auch verfluchte literarische Neugier veranlasste mich dazu, ihm, ohne Fragen zu stellen, bis zu den Gruften zu folgen. Bei einer, auf deren Vorderseite MOGABURU zu lesen war, öffnete er die schwarze Eisentür mit einem Schlüssel.

„Kommen Sie“, sagte er. „Haben Sie keine Angst.“ Obwohl ich nicht wollte, ge-

horchte ich ihm, da mich seine Anspielung auf meine vermeintliche Angst kränkte. Ich betrat die Gruft und stieg eine schmale Metalltreppe hinab. Dort standen zwei Särge.

„In diesem Sarg“, der Mann wies auf den unteren, „ruht Maria Rosa, meine Frau, die am selben Tag starb, an dem Frondizi das Amt des Präsidenten übernahm.“

Mit den Knöcheln klopfte er leicht auf den Deckel.

„Und dieser hier gehört meiner Tochter Mabel. Die Arme starb so jung. Sie war erst fünfzehn, als Gott sie im Mai 1945 zu sich holte. Letzten Monat war ihr fünfzehnter Todestag: Sie wäre jetzt dreißig.“

Er beugte sich leicht über den Sarg und lächelte wie jemand, der ein liebenswertes Geheimnis preisgibt.

„Der ungerechte Tod hat es nicht geschafft, sie von ihrer großen Leidenschaft – der Literatur – zu trennen. Sie hat unermüdlich weitergelesen, Buch für Buch. Sehen Sie? Hier ist die andere Bibliothek von Mabel, vollständiger und aktueller als die zu Hause.“

In der Tat war eine Wand der Gruft vom Boden bis zur Decke mit hunderten von Bü-

chern bedeckt. Fast alle lagen – ich nehme an, aus Platzmangel – horizontal und in Doppelreihen.

„Da sie sehr methodisch ist, hat sie die Regale von oben nach unten und von links nach rechts gefüllt. Deswegen müsste Ihr Buch, weil Sie es ihr erst kürzlich geliehen haben, in dem halb gefüllten Regal auf der rechten Seite sein."

Eine unbekannte Kraft führte mich zu besagtem Regalbrett. Dort stand mein *Gaucho Sombra*.

„Im Großen und Ganzen", fuhr Mogaburu fort, „sind noch nicht sehr viele Leute gekommen, um ihre Leihgaben zurückzufordern. Es sieht so aus, als würden Sie Ihre Bücher sehr lieben."

Ich blickte starr auf die erste Seite vom *Gaucho Sombra*. Ein riesiges, grünes X überdeckte meinen Stempel und meinen Eintrag. Darunter konnte man, in der gleichen Farbe und mit ordentlichen Druckbuchstaben, drei Zeilen lesen:

BIBLIOTHEK VON MABEL MOGABURU BAND 5328 7. JUNI 1960

‚Miststück', dachte ich. ‚Ich hatte ihr doch klar und deutlich gesagt, sie solle nicht ein Komma hineinschreiben.'

„Tja, so ist es nun mal", sagte der Vater. „Wollen Sie das Buch mitnehmen oder spenden Sie es der Bibliothek von Mabel?" Wütend und mürrisch antwortete ich:

„Natürlich nehme ich es wieder mit. Ich trenne mich nicht gern von meinen Büchern."

„Das ist schon in Ordnung", erwiderte er, während wir die Treppe wieder hinaufstiegen. „Mabel hat jedenfalls keine Probleme damit, sich schnell wieder ein neues Exemplar zu besorgen."

Jean Baptiste Joseph Fourier (1768–1830)
Porträt von Julien Léopold Boilly (1796)

SCHWERKRAFT UND LETZTE URSACHEN (FOURIER)

Einstein 124

Artikel

Gerd Maximovič

Verwendete Literatur:

– Duhem, Pierre: Ziel und Struktur der physikalischen Theorien. Felix Meiner Verlag, Hamburg 1998.

Entscheidend für die Schwerkraft ist nicht die Oberfläche, sondern die Masse der Körper. Ein kleines Stück Blei wiegt viel schwerer als ein größeres Stück Holz.

Aber was ist Schwerkraft? Das Vermögen aller Materie (demnach allen Seins) sich gegenseitig zu „erkennen“, mithin sich anzuziehen, demnach also zueinander zu streben. Die Welt ist nur so erklärbar, daß eins mit Macht zum andern hin will. Dabei gelten selbstverständlich Regeln (wie Newton sie aufstellte), dieses Hinstreben nimmt also im Quadrat der Entfernung der Körper voneinander ab. Doch halten wir diesen wichtigen Gesichtspunkt noch einmal fest:

> „Diese Untersuchung ist aber auf jeden Fall Aufgabe des Philosophen und nicht des Physikers.“ (Duhem, S. 57)

Also, die Schwerkraft-Frage ist demnach, auch nach Newton, im Kern, in der grundlegenden Erklärung, ungelöst. Wir dürfen aber gerne weiter folgen, daß sie auch mit den Überlegungen Einsteins keinesfalls gelöst wird. Denn, nochmals, wenn die unzweifelhaft vorhandene Krümmung des Raumes der alleinige Grund für die Schwerkraft wäre, warum ist dann eben diese Krümmung so gering, daß man sie im Umkreis des massereichsten Objektes unseres

Systems, der Sonne also, fast gar nicht nachweisen kann?

Und wieder: ich lasse einen Stein (recht schmerzhaft) auf meinen Fuß fallen. Was krümmt sich räumlich in dem Bereich zwischen meiner den Stein loslassenden Hand und meinem armen Fuß? Nichts, möchte man vermeinen, oder etwas so gleichgültig Geringes, daß man es kaum theoretisch erläutern könnte. Meinem empfindlich getroffenen Fuß nützt dieser Mangel an Erklärung aber wenig oder gar nichts; denn er ist ja getroffen.

Dieses Problem (der Erklärung der Ursache der Gravitation) hat auch Newton gesehen, so daß er sich auf von anderen angeführte „geheime Eigenschaften“ der Materie bezieht, welche aber jedenfalls hinsichtlich jeglicher Schwerkraft-Erklärung alles offen lassen:

> „Später spricht Newton … wieder seine Meinung über die physikalischen Theorien mit aller Schärfe aus. … ‘Wenn man uns sagt, daß jede Art von Dingen mit einer besonderen geheimen Eigenschaft begabt ist, durch die sie wirkt

> und sichtbare Wirkungen hervorbringt, so ist damit gar nichts gesagt. … Darum zögere ich nicht die Prinzipien der Bewegung aufzustellen, während ich die Forschung nach ihren Ursachen vollständig beiseite lasse.'" (Duhem, S. 58 f)

Das, was Newton im Zitat vorträgt, ist wenig, aber ehrlich. Aber natürlich, man will mehr wissen, Duhem selbst weiter:

> „Diejenigen, welche die hochmütige Zuversicht der Cartesianer und Atomisten teilten, konnten nicht dulden, daß man den Ansprüchen der theoretischen Physik so bescheidene Grenzen setzte. Die Beschränkung auf die mathematische Darstellung der Erscheinungen hieß nach ihrer Meinung in der Erkenntnis der Natur nicht vordringen. Wer sich mit einem so nichtigen Fortschritt zufrieden gab, verdiente nichts besseres als mit Sarkasmus behandelt zu werden." (Duhem, S. 59)

Also, Newton kann zwar die Gesetze berechnen, nach denen die Schwerkraft wirkt. Aber er kann einen möglicherweise tieferen Grund für dieselbe nicht nennen. Ich erinnere unverdrossen nochmals daran: Schwerkraft ist Anziehung, alle Körper ziehen einander gegenseitig an; der schwerste Körper wie die Sonne oder, wie hier, die Erde am stärksten, darum stürzen alle Körper Richtung Sonne oder – hier – Richtung Erde.

Und ich erlaube mir, ebenfalls nochmals daran zu erinneren: wenn man einen Stein in der Hand hält, um ihn anschließend loszulassen, dann stürzt der Stein nicht nach links oder nach rechts oder gar nach oben (oder er bleibt auch nicht unmittelbar bei besagter Hand fest stehen). Sondern, wie allgemein bekannt, er stürzt nur und ausschließlich, und dies auch noch auf dem kürzesten Wege, nach unten (hin zur Erde, dem schwersten oder massivsten Körper im Umkreis). Das Verlangen, daß Stein und Erde sich vereinigen mögen, ist anscheinend schier unermeßlich.

Was ist der Grund für dieses fundamentale Verlangen eines jeden Körpers, im

Normalfalle zum anderen zu gelangen? Sollte man nicht auf den Gedanken kommen, daß hier etwas geheimnisvoll Gundlegendes tätig wäre? In nachfolgendem Zitat begegnen wir Laplace (1749 – 1827, französischer Mathematiker und Astronom):

> „Laplace bekennt sein vollstes Vertrauen zu dem Anziehungsprinzip. Dieses Vertrauen ist indessen nicht blind. An einigen Stellen … deutet er an, daß die allgemeine Anziehung, die in der Form der Gravitation oder der molekularen Anziehung alle Naturerscheinungen verknüpft, vielleicht nicht die letzte Erklärung sei, daß sie selbst von einer tieferen Ursache abhängen könne. Diese Ursache scheint Laplace allerdings in ein unerkennbares Gebiet zu verweisen.“ (Duhem, S. 61)

Also, es gibt um die allgegenwärtige Anziehung herum ein Geheimnis, selbiges ist noch nicht gelüftet. Wir selbst sind (ebenfalls der Anziehung oder Schwere unterworfen) daran beteiligt. So daß dieses Ge-

heimnis uns im Kern trifft. Alles, was uns berührt oder angeht, können wir letztlich lösen. Und es gibt ja auch kein Problem, das uns näher läge als dieses. Nachfolgend nochmals die Vorstellung, daß da etwas Grundlegendes, Geheimnisvolles zunächst schwerkraftmäßig in uns und in aller Materie wirke:

> „Auch Fourier (1768 – 1830, französischer Mathematiker und Physiker)… In dem Vorwort, das sein unsterbliches Werk einleitet, drückt er sich folgendermaßen aus: ‘Von den letzten Ursachen der Erscheinungen ist uns nichts bekannt, wir wissen aber, daß alle Naturprozesse einfachen und unveränderlichen Gesetzen unterworfen sind, die man durch Beobachtung klarzulegen vermag.’“ (Duhem, S. 63)

So ist es, kann man dazu nur sagen. Wir, über die (irdische) Schwerkraft, welche sogar unseren Körper maßgeblich beeinflußt und formt, sind beteiligt. Und, hier erneut besonders wichtig: alle grundlegenden Vorstellungen sind einfach. Und sie lassen sich

letzten Endes alle ergründen, ohne daß man deswegen etwa in Sachen der Schwerkraft rein formalistisch (wie Einstein) auf eine Krümmung des Raumes zurückgreift. Wir bemerken zumindest ansatzweise auch hier wieder einen Prozeß oder einen Zusammenhang der Seele (Kontakt von allem mit allem), welcher, wie erwähnt, auch uns betrifft. So daß wir ihn vermittelst unserer eigenen Seele zu lösen oder wenigstens einzuschätzen vermögen.

Es sei an dieser Stelle nicht vergessen, wie es auch in der Naturwissenschaft leider oftmals zugeht: große Fragen, großes Getöse:

> „In der Mitte des XIX. Jahrhunderts haben die hypothetischen Theorien, die sich als mehr oder minder wahrscheinliche Erklärungen der Erscheinungen gebärden, eine außerordentliche Vermehrung erfahren. Der Lärm ihrer Kämpfe und das Getöse bei ihrem Untergang haben die Physiker ermüdet und haben sie nach und nach zu den gesunden Lehren, denen Newton mit so

großer Kraft Ausdruck gegeben hat, zurückgeführt.“ (Duhem, S. 66)

Wir entnehmen diesem Zitat also, die Lösung (auch der Schwerkraftfrage), wer weiß schon, vielleicht erfolgt sie zunächst im Stillen (ganz ohne Lärm und Getöse und ohne daß man sich lautstark aufspielen muß).

Und weiter, die äußerlich orientierte Physik, sie wird – bei rechtem Besinnen – metaphysische Fragen (jene also von den letzten Zusammenhängen des Seins) nicht ergründen können. Sehr wohl aber kann die Physik, wie Newton dies vormachte, bestimmte Vorgänge (wie die Schwerkraft-Wirkung) immerhin berechnen.

„Wenn auch einige sehr große Physiker auf die Möglichkeiten, die die von ihnen angewendete Methode eröffnet, so stolz wurden, daß sie deren Tragweite überschätzten und annahmen, daß ihre Theorien die metaphysische Natur der Dinge bloßlegen könnten, so sind doch viele Forscher, die unsere Bewunderung erregen, bescheidener und weitblickender gewesen. Sie haben erkannt, daß

> die physikalische Theorie keine Erklärung sei, sie haben in ihr eine vereinfachte und geordnete Beschreibung gesehen, die die Gesetze in einer immer vollkommeneren, immer naturgemäßeren Klassifikation gruppiert.“ (Duhem, S. 66 f)

Wir sehen also, letztlich ist die grundlegende Frage zur Gravitation (nochmals: jedes zieht jedes an, jedes strebt zu jedem) der Philosophie und nicht den vordergründigen Rechenmeistern oder Betrachtern, mithin auch nicht Einstein, überlassen.

Nicht wahr, dazu gesellt sich aber eine insbesondere auch uns heute im technischen Zeitalter (in dem man wähnt, alles machen zu können) interessierende Frage. Nämlich, man kann, meint man, alles machen. Das heißt insbesondere aber: Verstehen heißt Nachbauen können. Pierre Duhem zitiert William Thomson (1824 – 1907), der auch bekannt wurde unter dem ihm verliehenen Titel „Lord Kelvin“:

> „‚Mein Ziel’, sagt W. Thomson in seinen Vorlesungen über molekulare Dynamik,

> ‘ist zu zeigen, wie man in jeder der Kategorien von physikalischen Phänomenen, die wir zu betrachten haben, wie immer auch diese Phänomene beschaffen seien, ein mechanisches Modell, welches den gestellten Bedingungen genügt, konstruieren kann. … Es scheint mir, daß der wahre Sinne der Frage: Verstehen wir das betreffende physikalische Problem oder verstehen wir es nicht? folgender ist: Können wir ein entsprechendes mechanisches Modell konstruieren?’“ (Duhem, S. 89)

Und Pierre Duhem setzt selbst hinzu:

> „So bedeutet für die Physiker der englischen Schule ein physikalisches Modell verstehen so viel wie ein Modell zusammenstellen können, das dieses Phänomen nachahmt.“ (Duhem, S. 90)

Also, das ist doch deutlich. Wenn man eine Sache – wie die Schwerkraft etwa – verstanden hat, dann kann man, aufbauend auf diesem Verständnis, ein Schwerkraft-

Modell erstellen oder etwas, das dieselbe (Gravitation) ausnutzt oder nachahmt.

Was aber bedeutet das, speziell auf die alles beherrschende Gravitation bezogen? Also, man kann (sobald man weiß, was die Schwerkraft inhaltlich darstellt), „Schwerkraftapparate“ bauen. Das heißt also, beispielsweise Autos, welche nunmehr, die Schwerkraft-Erkenntisse ausnutzend, nicht mehr auf dem Boden auf Straßen herumfahren, sondern welche stracks in den Lüften schweben. Das gilt also für alle Fahrzeuge oder Transportvorrichtungen, welche heute noch (mangels entsprechender Schwerkraft-Erkenntnis) an den Boden gebunden sind.

Man bedenke also bitte, heute ist nichts und niemand von der Schwerkraft (Anziehung) frei. Werden wir das jemals sein (frei von der Schwerkraft, zu allermindest in dem Sinne: sie beherrschend)? Die Frage stellt sich durch all die Jahrtausende unvermindert: Was ist Schwerkraft (dies ist gleichbedeutend mit der Frage: was ist Anziehung)?

Als Antwort darauf erhalten wir, wie angeführt, etwa von Albert Einstein die

Antwort, Schwerkraft hänge mit der Krümmung des Raumes zusammen. Selbige Krümmung ist, wie erwähnt, so schwach, daß man sie selbst um die mächtige Sonne herum kaum verzeichnen kann. Das ist also unbefriedigend, zumal die Einsteinsche Erklärung (Schwerkraft = Krümmung des Raumes) insofern nicht den geringsten Ansatz zu einer konkreten Lösung oder Inanspruchnahme des Problemes bietet.

Wir sahen ja eben im Zitat, die Dinge (in Erkenntnis) werden praktisch und sinnvoll, wenn man sie (über ein mechanisches Modell) nachbauen (mithin auch nachweisen) kann. Erst das, was man handhaben, womit man hantieren, womit man konkret arbeiten kann, ist inhaltlich wirklich verstanden.

Nun wird man gegen diesen Vorschlag, ein handhabbares Schwerkraft-Modell zu erstellen, einwenden, daß die der Raumkrümmung unterliegende Schwerkraft zu fern oder abseitig wäre, als daß man auf ihrer Grundlage ein mechanisches, am Ende auch noch funktionierendes Modell erstellen könne. Aber ich muß doch sehr bitten! Wie fern und kaum faßbar auch die reale Krümmung des Raumes sein mag, was wir

hinsichtlich der Schwerkraft im Normalfall am eigenen Leibe erfahren und erleben, das ist doch ein wirklich verzeichenbarer konkreter Zug nach unten (hin zu Erde).

Mit anderen Worten: die Schwerkraft ist mehr als nur real, wie jede und jeder, wer auch nur unfreiwillig auf den Boden stürzte, bestätigen kann. Ihre Wirkung ist demnach mehr als nur realistisch. Und da soll es nicht möglich sein, die entsprechenden, sehr lebhaft an uns zerrenden Kräfte der Gravitation in einem Modell (wie bei einem schwebenden Auto) nachzubauen?

Wir sehen vielmehr, daß die unphilosophische Einsteinsche Erklärung der Schwerkraft (vielmehr: der Anziehung) über die Raumkrümmung weit hergeholt ist. Oder erkennt vielleicht jemand, wie sich um sie oder um ihn herum der Raum krümmt, und man deswegen am Boden haftet? Dabei spüren wir diese Kraft, wie erwähnt, doch mehr als nur am eigenen Leibe. Zumal sie ja uns und unsere körperliche Gestalt wesentlich formt und gestaltet. Und das, was uns unmittelbar persönlich (aber auch alles übrige) betrifft, das werden wir doch wohl noch nachbauen (beziehungs-

weise zu unserem Vorteil verwerten) können.

Wir vermerken nochmals, die Schwerkraft-Frage (oder vielmehr die Frage der Anziehung, im Normalfalle zieht jedes jedes an), ist nachweislich gelöst, sobald wir ihre technische Verwertung in Händen halten. „Ein mechanisches Modell“, wie ztiert, trifft dies zwar nicht ganz genau. Gleichwohl, wenn man etwas (wie die Schwerkraft) versteht, dann kann man sie (wie soeben erwogen, etwa über schwebende Transporter, von unserer eigenen persönlichen Schwebefähigkeit einmal ganz abgesehen) auch in das alltägliche Leben einbringen.

Die verwertbare Praxis ist (wie in der Regel) der Beweis für die richtige Erkenntnis. Hat man auf Grund der Einsteinschen Überlegungen (oder vielmehr: deren bloßer Behauptung) hinsichtlich der Schwerkraft schon einmal Autos durch die Luft schweben sehen oder auch nur erwogen, daß auf Grundlage dieser Einsteinschen Spekulation überhaupt Arbeiten in diese Richtung in Angriff genommen werden könnten?

Nochmals, Pierre Duhem (1861 – 1916) fragt: Was ist Schwere?

Die Menschheit unterliegt der Schwere, selbst der Bau unserer Körper entwickelte sich, wie erwähnt, unmittelbar auf Grund der auf uns einwirkenden (irdischen) Schwere. Und wir sehen, nochmals, Schwere heißt: alles zieht im Normalfalle alles an, jedes strebt zu jedem hin. Was ist das also, die Schwere, welche man ja auf Grund der ihr innewohnenden „Anhänglichkeit“ (jedes strebt zu jedem) nur philosophisch betrachten oder erörtern kann?

Zunächst einmal, es gibt verschiedene Fragen, welche die Menschheit beschäftigen. Dies (die Frage nach der Schwere) ist eine der wichtigsten und größten überhaupt und bedarf darum gewissermaßen dringend, möglichst umgehend einer Lösung, wenn wir sie und damit uns selber verstehen wollen:

> „Sobald der Mensch an das Studium der physikalischen Welt herantrat, mußte eine Klasse von Erscheinungen durch ihre Allgemeinheit und Wichtigkeit seine Aufmerksamkeit erregen: die Schwe-

> re. Sie mußte zum Gegenstande der ersten Überlegungen der Physiker werden.“ (Duhem, S. 298 f)

Also, die Forscher beschäftigten sich immer schon mit dieser zentralen Frage nach der Schwere. Nehmen wir Aristoteles, wie faßte er dieses Problem auf?

> „Für Aristoteles… Ein schwerer Körper ist ein mit einer … substantiellen Form versehener Körper, daß er sich immer, wenn er nicht daran gehindert wird, von selber gegen einen mathematischen Punkt, das Zentrum des Universums, bewegt.“ (Duhem, S. 299)

Stellt sich die Frage, gibt es ein „Zentrum des Universums“, gegen das sich ein jeder Körper bewegt (sofern er, wie Aristoteles darlegt, nicht daran gehindert wird)? Wir wissen heute, daß der Raum gekrümmt ist. Er ist in sich rückbezüglich. Gibt es auf einer in sich geschlossenen Schleife wie dem Möbius-Streifen ein Zentrum? Nein, dort gibt es kein Zentrum. Oder vielmehr: alles kann dort als Zentrum betrachtet werden.

Jeder Punkt, von dem aus wir betrachten, ist das Zentrum. Interessanterweise stehen also wir selbst auch im Zentrum. Aber nicht nur wir alleine, sondern alle, welche zum Himmel aufschauen (den Kosmos betrachten). Sie alle erachten sich selbst als Zentrum, und müssen dies aber genauso relativieren, wie wir dies zu tun haben.

Wie kam man auf die Idee, daß alles einem kosmischen „Zentrum“ entgegenstrebe? Weil man dachte, daß es überhaupt ein solches Zentrum gebe. Dabei ging man von der Erde aus, welche ja vor Zeiten als Mittelpunkt der Welt betrachtet wurde (alle Sterne einschließlich unserer eigenen Sonne kreisten angeblich um die Erde):

> „Die kopernikanische Revolution stürzte, indem sie das geozentrische [auf die Erde als Mittelpunkt bezogene] System beseitigte, die eigentliche Grundlage, auf denen diese Theorie der Schwere ruhte, um.
>
> Der schwere Körper par excellence, die Erde, strebt nicht mehr danach, sich in das Zentrum des Universums zu stellen; die Physiker müssen die Theorie der

Schwere auf neue Hypothesen stützen.“ (Duhem, S. 302)

Also, die Erde ist kein Zentrum, zu dem alle Körper streben. Entsprechend muß man aber auch auf ein universales Zentrum, welches alle Körper anzieht und wohin sie sich demnach schwerkraftmäßig bewegen, verzichten. Es müssen also andere Erklärungen gefunden werden, die Schwerkraft zu begründen.

Was waren das für Thesen, welche nun aufgestellt wurden, die Schwere zu erklären? Eine besagt, daß die Körper einheitlich zusammenhalten und daß sie sich jedem Versuch einer Trennung widersetzen:

„Die Ordnung verlangt, daß ein homogener Körper die Erhaltung seiner Integrität [Unverletzlichkeit] erstrebt; die verschiedenen Teile dieses Körpers müssen daher mit einer derartigen substantiellen Form versehen sein, daß sie jeder Bewegung, die ihre Trennung bewirken würde, Widerstand leisten und daß sie nach ihrer Wiedervereinigung

> streben, wenn irgend eine Gewalt sie getrennt hat.“ (Duhem, S. 303)

Also, alles hängt demnach miteinander zusammen und leistet folglich im Normalfalle entschiedenen Widerstand, sollte eine Trennung vorgenommen oder wenigstens versucht werden. Man geht in dieser Erklärung folglich vom erkennbaren Naturprinzip aus, nach dem alle Dinge oder Erscheinungen unmittelbar und untrennbar zueinander streben. Wissenschaftlich gesehen, fällt die Welt also nicht auseinander, sondern sie hält unbeirrbar zusammen.

Wir entnehmen hier zugleich, dies ist eine philosophische Ausdeutung der Schwerkraftphänomene, und zwar an der Stelle nämlich, wo die Naturwissenschaft (die Physik) zunächst kläglich scheitert.

Heinrich Cornelius
genannt Agrippa von Nettesheim (1486–1535)

SPHÄRENKLÄNGE (Agrippa 10) Artikel

Gerd Maximovič

Nachfolgend zitiert wird:

„Agrippa von Nettesheim: Ungewißheit und Eitelkeit aller Künste und Wissenschaften.“ Brokatbook Verlag, Dresden, ohne Jahr (Druck: epubli)

> „Agrippa von Nettesheim, Heinrich Cornelius, eigentlich Heinrich Cornelis, geboren Köln 14. September 1486, gestorben Grenoble oder Lyon 18. Februar 1535, deutscher Naturphilosoph und Okkultist. In seinem Werk ‘De occulta

philosophia sive de magia' (1533), trug Agrippa die okkulten Lehren der Antike und des Mittelalters zusammen. Die Magie erscheint dabei als höchstes Ziel des menschlichen Geistes. Durch sein Eintreten für die Beschuldigten in verschiedenen Hexenprozessen und seine Kritik an Intoleranz und Tyrannei kirchlicher Würdenträger in Konflikt mit der Kirche geraten." (Meyers Großes Taschenlexikon)

Kann man ohne eigene Arbeit, etwa durch Kartenspiel, Roulette, Würfeln oder auf andere Weise des Glücksspiels, zu Geld, zu Reichtum gar gelangen?

„Diese Kunst ist an sich selbst gleichsam eine Bezauberung, und je mehr man sich dieser befleißigt, je leichtfertiger und unglücklicher kann einer werden, indem durch Begierde, des andern Vermögen zu bekommen, man das seinige verlieret. Diese Kunst ist die rechte Mutter der Lügen, Falschschwürigkeit, Diebstahls, Zänkereien und der Totschläge, ja eine Erfindung von den bö-

> sen Geistern, welche bei Einnehmung des Reiches Asiae mit der Beute auf allerhand Art zu den Griechen gekommen ist.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 66 f)

Und wer spielt dieses gemeine Spiel?

> „Ja diese Kunst ist bei Großen für ein solche Schande gehalten worden, daß dem König Demetrio nur zum Schimpf von dem Parther-Könige sind goldene Würfel geschickt worden. Und gleichwohl ist heutiges Tages dieses Spiel unter Königen und Edlen das gemeinste. Ja, was sage ich ein Spiel, ja wohl eine Weisheit derjenigen, welche nichts anders suchen als zu betrügen.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 67)

Also, per Glücksspiel sollten wir nicht so viel erhoffen, zumal die Spielbank ihre eigenen (besseren) Chancen sehr wohl berechnet. Doch weiter, hinsichtlich Zufälligkeiten. Haben Zahlen etwas zu bedeuten, insbesondere, wenn man die Buchstaben in Namen den Zahlen gleichsetzt und sie auszählt? Erfahren wir darum etwas von je-

mandes Schicksal, indem wir seinen Namen zahlenmäßig richtig lesen?

> „Ich halte auch dafür, daß dieses nicht zu verschweigen, was die Pythagorici und andere dafür gehalten, auch der Aristoteles selbst geglaubet hat, daß die Buchstaben auch gewisse Zahlen in sich haben, mit welchen sie durch der Menschen Namen weissagen…“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 67)

Also kann man, nach dieser Aussage, indem man die Zahlen den Namen entnimmt, über das Schicksal der Namens-Träger etwas entnehmen. Agrippa, nachfolgend, bezieht sich auf Verse des Terentianus:

> „Das ganze Werk beruht auf gewissen kleinen und großen Zahlen; und wenn etwa vom Krieg oder Streit, vom Leben oder Tode ist gefraget worden, haben sie den Vorzug dem zugeteilt, dessen Summa der Zahlen die größeste gewesen. Und auf solche Art soll der Patroclus von dem Hectore, bald darauf aber dieser Hector von dem Achille sein

überwunden worden.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 68)

Demnach muß man nur die Namen zweier Kontrahenten zahlenmäßig ergründen, und schon weiß man, wer Sieger in ihrem Kampfe sein wird. Und nicht nur das:

„Und Plinius erzählet, daß den Pythagorischen Erfindungen auch dieses zuzueignen, daß aus der ungeraden Zahl der Vokale in einem Eigennamen Blindheit, Beinbruch und ähnliche Unfälle vorausgesagt werden können.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 68)

Also, Konsonanten oder Vokale (Mitlaute bzw. Selbstlaute) in unserem Namen, desgleichen gerade wie ungerade, unserem Namen unterlegte Zahlen, man muß sie nur richtig deuten, dann weiß man auch, ob man morgen einen „Beinbruch“ erleidet. Oder vielleicht doch nicht?

Aus Meyers Großem Taschenlexikon entnehmen wir zu den im Zitat erwähnten Pythagoreern unter anderem:

> „Ihre Lehre, daß Harmonien auf Zahlenverhältnissen und ähnlichem beruhen, führte zu der Annahme, daß das Wesen aller Dinge in der Zahl bestehe, und somit zu Spekulationen über die ‘Wesenszahl’ der Lebewesen.“

Zahlen, folgt man dieser Auffassung, bestimmen also am Ende über unser Schicksal:

> „Dahero kommt der unversöhnliche Krieg der Rechenkünstler, ob die gerade oder die ungerade Zahl den Vorzug habe.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 69)

Mehr noch, wenn Zahlen so wichtig sind, wenn man aus ihnen das Schicksal und manches mehr ablesen kann, wie hätte dann Gott die Welt ohne dieses entscheidende Instrument der Zahlen je schaffen können:

> „… so wollte ich auch gar leichte sagen, wie sie träumen, daß unter den nackten Zahlen viel Pythagorische Geheimnisse und kräftige Weissagungen verborgen

> wären; wie sie sich unterstehen zu sagen, daß von Gott die Welt nicht hätte geschaffen werden können als mit solchen Instrumenten, und daß die Erkenntnis göttlicher Sachen in Zahlen, gleichsam als in einer gewissen Regul enthalten sei.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 69)

Endlich begründen Zahlen demnach auch, welche Religion wohl die richtige wäre. Und die Zahlen enthüllen weitere göttliche Geheimnisse, eine Vorstellung, die der zitierte Autor allerdings heftig verwirft:

> „Dahero sind entsprungen die Ketzereien Marci, Magi und Valentini, welche ihre Lehren auf gewisse Zahlen fundieret und dafür gehalten haben, daß eben durch nichtswürdige Zahlen die heilige Religion und unterschiedene Geheimnisse göttlicher Wahrheit könnten erfunden und ausgesprochen werden.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 69)

Wenn es denn so einfach wäre, alles über Zahlen zu bestimmen)! Immerhin hat die Erkenntnis der Zahlen, in welche von den

Pythagoräern gewiß zu viel hineingelegt wurde, erheblich zur Musiktheorie beigetragen. So entnehmen wir wiederum Meyers Großem Taschenlexikon:

> „In der Musiktheorie führte die Entdeckung einfacher Proportionen in den wichtigsten konsonanten Intervallen (Oktave 2 : 1, Quinte 3 : 2, Quarte 4 : 3) zur mathematischen Berechnung des Tonsystems."

Das soll aber nicht heißen, daß alle sich – nicht nur nach Agrippa – an das rhythmische Tonsystem halten:

> „Und ob man gleich bekennen muß, daß diese Kunst [der Musik] nicht wenig Lieblichkeit in sich begreifet, so ist doch die allgemeinste Meinung und gilt es bei allen die Erfahrenheit, daß es ein Exertitium [Übung] sei geringer Leute, die von schlechtem Gehirn sind und nicht hoch zu steigen gedenken, und die weder im Anfangen noch im Aufhören keine Masse halten. Wie von dem Pfeifer Archabio gelesen wird, welchem

man mehr geben mußte, daß er aufhören als daß er fortpfeifen sollte.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 72)

Immerhin, zur Musik gehören ja wohl auch noch die lange Zeit gemutmaßten „Sphärenklänge“:

„Ist was Sonderliches den Fabeln zuzuschreiben, so soll der Argus [Riese der griechischen Sage] einen Kopf, mit hundert Lichtern oder Augen umgeben, gehabt haben, welche alle doch durch Klang einer Pfeifen sind ausgelöschet und verdunkelt worden. Aber gleichwohl rühmen sich die Musici, daß sie die Gewalt über die Redner selber hätten und stärker die Affekten der Menschen motivieren könnten; ja, diese hat die Unsinnigkeit so hoch getrieben, daß sie sagen, die Himmel pflegten selbsten zu singen, jedoch mit einer solchen Stimme, die von keinem Menschen jemals wäre gehöret worden, nur aber was ihnen, den Musicis durch ihre Evoe [Jubelrufe beim Bacchusfest] taumelnd und gleichsam im Schlaf wäre kund

gemachet worden.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 74)

Musik begleitet den Tanz. Es tanzen die Menschen, es tanzen die Sterne; die Sterne, so bedünkt es, scheinen von Ewigkeit her zu „tanzen“; warum nicht auch die Menschen? Zunächst aber, Tanz, ist das nicht auch wollüstige Berührung, demnach ein gar unzüchtig Ding?

„Zu der Musik gehört auch das Springen und die Kunst zu tanzen, welches sonderlich den jungen Mägdlein und Liebhabern angenehm ist und von ihnen mit sonderbarem Fleiß gelernet, und oft mehr als die halbe Nacht ohne Ersättigung zugebracht…

Da hat oft ein ehrlich Weib, wie Petrarca spricht, ihre sonst lang erhaltene Ehre verloren, und oft ein unglückliches Jüngferlein was gelernt, welches besser gewest wäre, daß sie es nicht gewußt hätte. Da sind viel Weibspersonen um ihren guten Namen und Estime [Achtung] kommen, viel sind ihrer unzüchtig nach Hause gangen, wenig aber

züchtiger und frömmer, sondern betastet und befühlet.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 76)

Doch, mit Verlaub, ist der Tanz nicht mit der Erschaffung der Welt an den Tag gekommen?

„Nächst diesen haben sich doch griechische Skribenten [Schreiberlinge] gefunden, die dafürgehalten, daß, gleichwie sonst mehr schädliche Sachen, also wäre auch der Ursprung des Tanzes von dem höchsten Himmel mit Erschaffung der Welt an Tag kommen, und zwar nach dem Muster der kreisenden Sterne. Etliche aber sagen, es wäre eine Erfindung der Weltgespenster…“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 76)

Also, die Sterne kreisen, demnach kreisen auch die Menschen. Folglich folgt der Tanz dem an den Himmel geschriebenen göttlichen Muster (vom Betasten und Befummeln der Jüngferlein einmal ganz abgesehen).

„In Thessalien ist das Tanzen in solchem Wert gehalten worden, daß die Vornehmsten mit dem Namen Vorspringer sind tituliert worden; auch Sokrates selbsten, welcher von dem Oraculo für den Weisesten ist gehalten worden, sich nicht geschämt, als er in reiferem Alter, diese Kunst zu lernen, und hat sie dergestalt rausgestrichen, daß er sie unter die ernsthaften Disziplinen gezählet und dafürgehalten, daß diese als ein trefflich Werk mit Erschaffung der Welt am Tag kommen wäre.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 77)

Doch nicht zu vergessen, das Tanzen ist insbesondere auch schändlich, jedenfalls nach Meinung des zitieren Autors, und hat mit Gott, dem Himmel und den Sternen wenig zu schaffen:

„Es wird gesprungen und mit garstigen Gebärden und wunderlichem Geräusche der Füße nach dem süßen Takt, nach leichtfertigen Liedern und schändlichen Reimen, die jungen Mägdlein werden betastet, und ehrbare Matronen mit un-

züchtigen Händen, mit Küssen und hurischen Umfangen begriffen, und was sonst die Natur verborgen und die Ehrbarkeit bedeckte, das wird durch diese Leichtfertigkeit aufgedeckt, oder durch dieses Spieles Decke mit einer Leichtfertigkeit überzogen. Dieses ist fürwahr kein Exertitium, das vom Himmel herkommen, sondern es ist von bösen Geistern und zur Verachtung des Höchsten erdacht worden.“ (Agrippa: Eitelkeit, S. 78)